Beiträge zur geschichte und völkerkunde

Franz von Löher


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE UND VÖLKERKUNDE.



BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE UND VÖLKERKUNDE

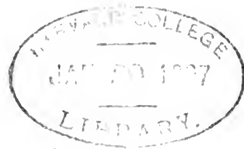
VON

FRANZ VON LÖHER.

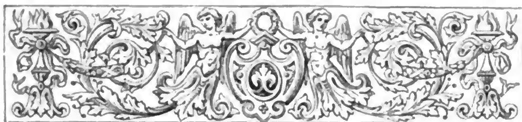
✤ ERSTER BAND. ✤



FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1885.



Druckerei von August Osterrieth, Frankfurt a/M.



VORWORT.

Vor vierzig Jahren — wie beschämend und peinlich lastete damals auf unsern Landsleuten in fremden Ländern die Geringschätzung, die über unsers Volkes politischen Werth und Entwicklungsgang verbreitet war! Flatterte doch in Deutschland selbst das Nationalgefühl noch immer am Boden hin. Als junger Referendar am Oberlandesgericht zu Paderborn schrieb ich damals in der Kölnischen Zeitung eine längere Reihe Leitartikel unter dem Titel »Unsere Gränznachbarn«, in welchen ich ihre und unsere historischen Leistungen, und was daraus folgen müsse, in's rechte Licht und Verhältniss zu stellen suchte. Da musste ich von ängstlichen Seelen hören: Solches schreiben könne schädlich, ja gefährlich werden. Und heutzutage? Da wird dem Kriegs- und Hochschulenvolk in Europas Mitten Schwert und Purpur der Hegemonie entgegen getragen, von allen Gränzen rings umher. Eine so rasche Umwandlung der Dinge, eine so allgemeine Anerkennung ist ohne Beispiel: Beweis genug, dass Deutschlands Macht-

stellung etwas Natürliches ist, wenn in ihm selbst Einheit und Wille vorhanden. Freilich, bis es soweit kam, thaten Noth die zahllosen Heldenthaten voll Grimm und Blut und die kühnen genialen Denker der Märsche und Angriffe in der Politik und auf dem Schlachtfeld. Glücklich Die, welche an diesen Kämpfen theilnahmen: ihren Lebensabend verklärt ein hehres goldenes Abendroth. Doch auch den andern Allen, die nur geredet und geschrieben für unsers Volkes Aufschwung, ist das jetzt ein entzückender Gedanke, und wäre es auch vom Einzelnen unter Tausenden, die mitwirkten, nicht mehr gewesen, als eine leise Anregung im Ideengewühl, ja nur wie ein Athemhauch im Windeswehn.

Überblicke ich jetzt, was in diesen vierzig Jahren für Recht und Ehre der Deutschen daheim und im Ausland, unter Yankees und Kreolen, unter Franzosen und Holländern, unter Russen, Türken und Magyaren von mir veröffentlicht, auch hin und wieder von Fremden übersetzt worden, so kam der innere Antrieb doch stets aus unerfüllter Sehnsucht nach dem, was da kommen musste, was nothwendig aus der Völker Lage, Zuständen und Geschichte hervorging. Auf Reisen wie durch Studien strebte ich einzudringen in Natur und Schicksal, in Geschichte und Bestimmung der deutschen Nation. Diese hat wieder eine weltgeschichtliche Epoche von Siegen und Erfolgen begonnen, aber auch ungeheure Kämpfe und Mühen und Leiden werden nicht ausbleiben. Da ist kein Erinnern und kein Vorschauen völlig werthlos, wenn es nur ein wenig dazu dient, das kulturgeschichtliche Wesen unseres Volkes klarer und die Erkenntniss von Grund und Dauer seiner

alten und neuen Vorzüge und Schwächen allgemeiner zu machen.

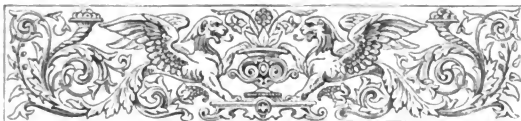
Deshalb darf ich vielleicht hoffen, keine Missdeutung, bei Manchen sogar freundliche Aufnahme zu erfahren, wenn ich in vier Bänden das Bessere von dem sammele, was ich an kleinen Aufsätzen in dieser Richtung verfasste, und was jetzt in verschiedenen Blättern und Ländern zerstreut oder was noch gar nicht veröffentlicht ist, eine Auswahl also von Reisefrüchten in Verbindung mit Geschichtsstudien, insbesondere aus der deutschen Kulturgeschichte.

F. v. L.



Inhalt





I. Deutschlands Weltstellung.

Manchen schönen Abend vertiefen wir uns in die anziehenden Räthsel der Länder- und Völkerkunde und lauschen ausgezeichneten Männern, die unser lebhaftes Interesse mitten hinein führen in fremde Welttheile und schwierige Fragen. Möge man nun einmal das grosse Ländergefüge und seine Geschichte lediglich vom deutschen Standpunkte aus betrachten. Alle andern Völker finden es ganz natürlich, sich auf diesen egoistischen Standpunkt zu stellen, und bis zum dreissigjährigen Krieg hatten die Deutschen dieselbe Gewohnheit.

In jüngster Zeit, so tief wir auch noch unter der Höhe des welthistorischen Berufs stehen, welchen unsere Nation im Mittelalter erfüllte, und so Vieles und Gutes noch andere Völker, namentlich Engländer und Franzosen, Russen und Nordamerikaner in der Welt draussen vor uns voraus haben, so ist uns doch von der Entwickelung der neuesten Geschichte eine Pflicht gleichsam wieder aufgenöthigt, die Pflicht, Gegenwart und Zukunft der Völker von der Herzmitte Europas aus aufzufassen, das heisst also, weil wir Deutsche nun einmal diese Herzmitte Europas einnehmen, die Pflicht, aus der angenehm kühlen Ruhe der Betrachtung herauszutreten und die Völkerverhältnisse, wie sie in der alten und neuen Welt sich gestalten, zunächst danach zu

behandeln, in wie weit wir selbst dadurch gefördert oder geschädigt werden.

Denn im Leben fast aller Völker haben die letzten Jahrzehnte tiefgehende Umwälzungen bewirkt, und für die ganze Epoche seit Ludwig XIV. oder sagen wir besser, seit auf Leipzigs Feldern die beiden Hauptschlachten des dreissigjährigen Krieges geschlagen wurden, für jene ganze Zeit von drittehalb Jahrhunderten trat der Wendepunkt ein in jenem Augenblick, als bei Sedan das romanische Kaiserthum dem deutschen den Degen überreichte. Wahrscheinlich stehen den Hauptvölkern allen noch schwere Kämpfe bevor. Man erschrickt nicht umsonst, wenn es dumpf donnert im Osten, und ohne Zweifel hat das deutsche Reich noch eine Feuerprobe zu bestehen, einen siebenjährigen Krieg, wenn auch nicht den Jahren nach. Gleichwohl lässt sich soviel ziemlich deutlich erkennen, dass auf den Bahnen, in welchen die Völker sich jetzt bewegen, der Abschluss liegt, welcher die nächsten Jahrhunderte beherrschen wird.

Da tritt uns nun — im Gegensatz zum Alterthum — eine grosse Thatsache entgegen. Von den neueren Völkern trifft zwar ein jedes wiederholt Auf- und Niedergang, aber kein völliges Absterben mehr: sie sind fortblühende Völker. Ihr Charakter und Schicksal zeigt ein Menschenalter um's andere ein so ähnliches Gesicht, dass man sich zur Annahme versucht fühlt, ihre Entwickelung bewege sich in grossen Spirallinien, nur von immer weiteren Schwingungen. Ganz besonders zeigt sich das in ihrem Verhalten gegen einander, in der Einwirkung, die ein jedes Volk übt und erleidet, in Natur und Maas seiner politischen und kulturgeschichtlichen Leistungen.

Gewiss muss dieses Beharren im ewigen Wechsel Gründe haben. Wo liegen diese Gründe? Sind es vielleicht die Traditionen eines Volkes, seine historischen, religiösen, rechtlichen Traditionen? Ohne Zweifel sind sie ein mächtiger Faktor in seiner Entwickelung, ein unverlierbarer Hort tief in die Volksseele eingesenkt. Allein

diese Traditionen vermehren sich theils, theils verdunkeln sie sich im Lauf der Jahrhunderte, und verglichen mit dem eigentlichen Kern der Nationalität erscheinen sie nur als dessen Ranken- und Blüthengeflecht.

Dauernder und machtvoller ist der angeborene Volkscharakter. Unleugbar hat ein jegliches Volk eine gewisse unverwüstliche Richtung und Stärke bestimmter Neigungen. Einer der ältesten Volkscharaktere z. B., der jüdische, offenbarte sein Talent für den Geldhandel schon in Rom und Alexandrien, und einen der jüngsten, den Yankee, erkennt man bei den ersten drei Worten, möge er Geschäfte machen in Japan oder bei der Mississippimündung. Bei alledem ist doch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem deutschen, dem spanischen und dem schwarzen indischen Juden, die Yankeenatur erlischt schon in dem benachbarten Canada in der zweiten Generation, und, darf ich noch ein Beispiel aus unserm eigenen Volksstamme nehmen, so freut man sich im Verkehr mit Pennsilvanier und Petersburger Deutschen zu finden, wie ächt deutsche Naturen sie doch geblieben, und gleichwohl merkt man allmählich in ihrem Gedankengang ein wenig Fremdartiges, ich möchte sagen, einen gewissen Erdgeschmack ihrer jetzigen Heimath.

Stärker als die Traditionen, unwiderstehlicher als der angeborene Volkscharakter wirkt die landschaftliche Umgebung, ich meine die ganze horizontale und vertikale Gliederung des Landes, die Beschaffenheit seiner Küsten, der Lauf seiner Flüsse, Mischung und Reichthum seines Bodens, Luft und Himmel, Wind und Witterung, Wald und Gebirg und Ebene, und das von alledem abhängige Pflanzen- und Thierleben, nicht zu vergessen die geographische Lage und die Art und Weise des Zusammenhangs mit den Nachbarn. In alledem steckt eine verhüllte Naturmacht, die still und insgeheim, aber fort und fort immer wieder dieselben Ideen und Strebungen erzeugt, eine stumme Sprache und doch von so gewaltiger Beredsamkeit, dass sie die historischen Geschicke vorzeichnet.

Ja vielleicht liegt in der geographischen und physischen Landes- und Volksnatur ein Schlüssel, der manches historische Räthsel sicherer löst, als all der stolze Buchstabendienst emsiger Quellenforschung.

Jeder sagt sich: schlössen der weite Ozean und die Pyrenäen Spanien nicht insularisch ab, so könnten seine Bewohner nicht ihre düstere halbafrikanische Gluth bewahren. Oder: kehrten England und Skandinavien ihre Gebirgsküste und nicht ihre offenen lachenden Ebenen dem Kontinent zu, so hätte das eine niemals seine Bedeutung zur See, das andere niemals seine schöne humane Bildung erreicht. Oder: wäre das Alpengeröll auf dieser Seite der Alpen nur ein wenig vom fetten Humus des lombardischen Fruchtgartens bedeckt, so hätte in einem grossen Theil der Donaulande eine andere Geschichte gespielt. Doch dergleichen Bemerkungen finden sich, so zu sagen, auf der Oberfläche: tiefer liegt, was jeder tagtäglich an sich selbst erfährt, wie nämlich das Klima, die Landschaft, seine häusliche und gesellschaftliche Umgebung einwirkt auf Stimmung und Frische der Seele, auf Flug und Bildung der Ideen. Bei dem Einzelnen ist das vorübergehend wie sein kurzes Leben selbst: das Volk aber besteht aus Millionen solcher Einzelnen, und jene Einwirkung pflanzt sich vielfach abgespiegelt von einem zum andern fort und erneuert sich Jahrtausende lang jede Stunde. Ein Volk, das tief im Gebirge wohnt, wird in seinem geistigen Horizont eisern, wie die Enge seiner Bergwände. Siedelt es sich aber auf den Abhängen an, wo es stets in die lichten Ebenen hinunter-schaut, so keimen und stählen sich die Eroberungsgelüste, und zuletzt folgt es demselben Gesetz der Schwere wie die Flüsse, die nach den Ebenen niedergehen. Die aber unten an den Strömen wirthschaften, sehen Well' auf Welle vorüberziehen, und es ist ganz unmöglich, dass ihre Gedanken nicht lustig mitwandern in die Ferne. Frisia non cantat, heisst es zuletzt weit unten an der Küste: der Mann, der zwischen seinen ewigen Deichvierecken stets gegen

das Meer ankämpft für den Boden unter seinen Füssen, fühlt gar keine Neigung zur Poesie, aber altgermanische Mannesfreiheit findet bei ihm die letzte Heimstätte.

Das sind Ursachen, die uns das Dauernde und Beharrende in einem Volke erklären und die periodische Wiederkehr gewisser Erscheinungen bedingen. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: es liegt eine wunderbare Gesetzmässigkeit in diesem Verhältniss zwischen einem Volk und seinem Lande. Für den Gottgläubigen ist es ein über Alles erhebender und beseligender Gedanke, dass eine Weltvorsehung von Ewigkeit her bestimmte, wie ein jeglich Volk in einem gewissen Lande werden und wachsen und wirken sollte. Wäre denn ein ähnlicher Gedanke der Wissenschaft so fremd? Jede Pflanze entwickelt bei dem Festwerden ihrer flüssigen Stoffe bestimmte gesetzmässige Gestalten, jeder kleine Stein hat die Norm seines Gefüges und seines Lagerplatzes: sollte denn das Zusammentreffen der Völker mit ihrer Landeseigenthümlichkeit blos Zufall sein? Musste nicht bei ihrem Entstehen und Werden die Landesnatur gleichsam in sie hineinwachsen? Oder hingen die Bahnen, die sie auf ihrer Wanderung einschlugen, das Schwergewicht, welches sie in ihren Sitzen fesselte, die Stärke oder Schwäche, mit der sie ihre Wohngebiete vertheidigten, die Einflüsse, die von ihnen ausgingen und auf sie eindrängten, hing das nicht auch mit unverrückbaren Naturgesetzen zusammen? Können wir uns nicht vorstellen, dass gleichwie der Boden sich zu verschiedenen Flüssigkeiten verschieden verhält, so die Völker sich nach ihrer verschiedenen Geistes- und Sinnesart, nach ihrer grösseren oder geringeren Wanderlust über die Erde ergossen, je nachdem Meer und Gebirg sie umzingelten, Flussthäler oder Niederungen sie anlockten, Naturanlagen sie festhielten? Hätten sich die Magyaren in norddeutschen Ebenen niederlassen wollen, wie rasch wären sie aufgesogen oder ausgetrieben! Stösst nicht der edle Boden Europas allmählich die Türken wieder aus, so gross auch ihre Machtmittel gewesen? Und selbst

die Araber, wie verhältnissmässig geringe Kulturwerke haben sie den Ländern hinterlassen, so lange sie herrschten von Bagdad bis Sevilla! Und sollte es nicht möglich sein, durch treues Arbeiten und Forschen nur ein wenig den Schleier dieser ewigen Völkergesetze zu lüften und aus der Vergangenheit ihrer Wirkungen auf die Art ihrer Fortdauer zu schliessen? Leicht haben *die* prophezeien, die sich ganz mit sozialistischen oder konfessionellen Hoffnungen erfüllt haben: sicherer führt der Schluss erstens aus der geographischen und ethnographischen Wirklichkeit, und zweitens aus Thatsachen, die in der Geschichte periodisch wiederkehren.

Ich werde nun zuerst Deutschlands Stellung zu *Europa* betrachten, geographisch, ethnographisch, historisch, — sodann zweitens die näheren Bezüge der *mitteleuropäischen* Länder, — endlich drittens versuchen, daraus gewisse *natürliche* Folgerungen zu ziehen für die Entwickelungen und Aufgaben der nächsten Zukunft.

Von vornherein aber muss ich an das Wohlwollen der Leser eine zweifache Bitte richten. Die eine, zu entschuldigen, wenn ich an längst Bekanntes erinnere, ich brauche es zur Grundlegung meiner Ansichten, — und, was diese selbst betrifft, so bitte ich sie eben nur als Ansichten aufzunehmen, wie sie bei historischen Studien und bei Völkerschau auf Reisen sich bilden, dem Einen so, dem Andern anders.

Auf unserer Erdkugel streckt sich Europa so zwischen die Welttheile hinein, dass es sie alle möglichst nahe hat je nach ihrer natürlichen Bedeutung: in Europa aber nimmt Deutschland eine eben solche centrale Stellung ein. Jede längere Reiselinie muss Deutschland durchkreuzen, möge man sie von der Tajomündung auf die Uralsmitte, oder vom Nordkap nach der sizilischen Südspitze, oder von Island nach der Krim, oder von irgend einer Hauptstadt in Europa nach der fernsten in entgegengesetzter Richtung ziehen, von Madrid nach Moskau, von Liverpool nach Odessa,

von Christiania nach Neapel u. s. w. Immer fällt die Linie mitten durch Deutschland, und zwar in der Regel gerade das mittlere Drittel dieser Linie. Deutschland liegt also an der Stelle, wo es von den Ländern Europas möglichst viele berührt, und wo es die entfernten gleich entfernt und die nächsten gleich nahe hat. Es bildet überall den Uebergang vom westlichen zum östlichen, wie vom nördlichen zum südlichen Europa.

Der kleinste Welttheil ist auch der vielgestaltigste, eine Ansammlung von allen auf der Erde vorkommenden Bodenformen. Gerade eine solche Modellkammer ist Deutschland, während die übrigen Länder Europas jedes für sich einem besondern einförmigen Gesetz gehorchen. Auf den spanischen Hochebenen, wo der Horizont so unermesslich weit sich dehnt, und in der Ferne stets wieder eine bleiche Gebirgslinie aufdämmert, überfällt Einen zuletzt dasselbe Gefühl der Leere, wie in den russischen Tieflanden, wo man von einer Stadt zur andern Tag und Nacht auf der Eisenbahn fährt und nichts, gar nichts sieht, als Ebene und Ebene bis in den fernsten Horizont hinein, und auf diesen leeren Flächen hier und da einen Haufen kleiner Hütten, nackt auf nackter Erde. Langweilig ist auch die beständige Wiederholung der lachenden Hügellandschaften Englands, und der immer nur ganz leise ansteigenden Flussthäler Frankreichs. Selbst mitten in der prangenden Herrlichkeit der italienischen und griechischen Halbinsel ermüdet das Gleichförmige der Gebirgsbecken, deren untern Saum die Meereswoge umgrenzt. Deutschland ist keineswegs überall landschaftlich schön, aber sein Boden ist in den weiten Absätzen seiner Abdachung nach Norden einfach gegliedert; dabei hat es hier Schneealpen und dort so tiefe Wattenniederungen, dass sie bald der See, bald dem Lande angehören; zwischen beiden liegen grosse und kleine Hoch- und Tiefebenen, Stufenland, Kesselbildungen, Gebirgsverknotigungen, weit fortlaufende Bergrücken und tief eingesenkte Flussthäler.

Eine grosse Scheidung aber zieht durch Europa, die von Gebirgsland und Tiefebene. Dieser europäische Dualismus zweiet auch unser Vaterland in Nord- und Süddeutschland, und wird weniger durch die verbindende Mitte des Main- und Egerlandes, als durch die Fluss- und Bergzüge gemildert, welche vom oberdeutschen Gebirgslande gleich eben so viel starken Ketten in die niederdeutschen Ebenen auslaufen.

So viel kleiner nun unser Welttheil als die übrigen, um so offener ist er auch nach allen Strichen der Windrose. Fährt man an der afrikanischen oder amerikanischen Küste hin, fast überall erschwert hochanrollende Brandung das Landen. An manchen Stellen kann man öfter tage- und wochenlang nicht zum Lande hin, nicht vom Lande weg. Europa lockt dagegen die Schiffe herein in seine vielen spiegelnden Meerbusen, es öffnet seinen Gegenküsten zahllose Häfen, es hat auf seiner ganzen Ostseite nur ein leicht zugängliches Grenzgebirge, und selbst im abgeschlossenen Norden sind die norwegischen und schottischen Fiords tief in's Land eingeschnitten. So liegt auch Deutschland — seine Alpen- und Vogesengrenze ausgenommen — nach allen Seiten hin offen da, und wenn es in reicher Küstengliederung gegen Südeuropa weit zurückbleibt, so besitzt es um so viel mehr herrliche Ströme, deren Wassertiefe niemals versiegt und deren Thäler sich einladend nach Osten, Norden und Westen öffnen.

Rechnet man zu diesem allen in unserm Welttheil die Annehmlichkeit des Klimas, das Gesunde, Fruchtbare und Wohnliche seiner Länder, das nirgends fehlende Hereinragen des Meeres in die Geschäfte und Gedanken der Menschen, und eine europäische Küstenlinie, die zusammengenommen länger ist, als der grösste Kreis rings um die Erde, jedoch vertheilt auf nur $^1/_{60}$ der ganzen Erdoberfläche: so erhellt leicht, wie jedes Stück von Europa für die Geschichte der Macht und Kultur hundertfach bedeutender ist, als ein gleich grosses Stück eines andern Welttheils,

gleichwie Vorderindien halb Asien aufwiegt und das Nilland fast ganz Afrika, ähnlich wie ein Grundstück in einer Grossstadt tausendfach werthvoller ist als auf dem Dorfe. Europa musste der Kulturgarten und der Regulator für die ganze Welt werden, das Nähr- und Zeughaus der Völker, die nach und nach alle übrigen Länder befahren, besetzen, beherrschen. Ausser China und den inneren Hochebenen Asiens und Afrikas gibt es ja kaum einen Punkt der Erde mehr, der sich gänzlich noch europäischen Einwanderern oder Herrschaftseinflüssen entzöge. Welch grosse historische Bedeutung das aber für Deutschland hat, wird sofort klar, wenn wir auf die eigenthümliche Gruppirung der europäischen Völker einen Blick werfen.

Da in Afrika gleich hinter dem fruchtbaren Küstensaum die Wüste, im Nordwesten Europas der weite atlantische Ozean, im Nordosten unwirthliche Ebenen sich dehnen, so konnte Europa seine Einwanderung nur aus dem Norden oder dem Südosten her empfangen. Nun ist aber dieser Welttheil eine langgestreckte Halbinsel, die sich in ihren Zweigen und Ästen ausgliedert zu lauter einzelnen Ländern, das eine von dieser, das andere von jener Grösse und Gestalt, dabei jedes Land eigenthümlich geartet, jedes auch in besonderer Weise für sich abgeschlossen. Kein anderer Welttheil, obgleich sie sämmtlich so viel grösser, als Europa, ist doch so vielgestaltig, zerfällt so scharf und vielfach in verschiedene Länder, die durch Gebirgslinien oder Seeküsten oder Sümpfe und Haidestriche in so bestimmter Weise von einander gesondert sind. Die Völker, die in dunkler Urzeit hier sich ausbreiteten oder später einwanderten, konnten sich daher weder in Schichten neben oder übereinander lagern, noch mehrere sich durcheinander schieben. Vielmehr suchte je nach seiner besondern Landesart jedes Volk sich auszugestalten, und wo eines rühriger und tüchtiger war als seine Umgebung, erhielt es die Oberhand und dehnte soweit sich aus, als seine Kräfte eben reichten. Als später vielleicht grössere Kämpfe und

Wanderungen eintraten, drängte ein Volk auf das andere, bis dieses und jenes weiter nach Westen oder Norden oder Süden in eine Halbinsel auswich. Die Folge war, dass eine jegliche Nation in Europa ihr eigenes Landgebiet in festen Naturgrenzen bekam, entweder vom Meer und Gebirg umschlossen, oder wie Böhmen und Ungarn von einem Bergringe, oder wie die Länder der Gross- und Kleinrussen durch weite Strecken von Sümpfen und Steppen von ihren Nachbarn geschieden.

Vollends durch die germanische Eroberung vollzog sich die Ausfüllung eines jeden Landes mit einer möglichst gleichen, nur ihm angehörigen Volksart. In ihrer Lust, alles auszukundschaften und in Besitz zu nehmen, gingen die Germanen, wenn sie in ein neues Land kamen, stets vor bis zur Meeresküste und zur Gebirgsmauer, und wo möglich noch darüber hinaus. Eben so weit liessen sie sich nieder, wenn auch dünn zerstreuet. Ihre Tapferkeit wehrte jahrhundertelang dem Eindringen fremder Eroberer, ihre Duldsamkeit aber liess der eingeborenen Bevölkerung freien Raum, sich zu entwickeln und zu vermehren. Als sie nun mit derselben sich verschmolzen, war die germanische Beimischung wohl kräftig genug, um unter den Völkern, soweit jemals Germanen gewohnt und geherrscht hatten, eine Familienähnlichkeit und selbst ein gewisses Familiengefühl hervorzubringen, jedoch war der Volksbestand, welchen sie vorgefunden, an Bildung wie an Masse überwiegend, und wurde die Gesammtfärbung der neu sich bildenden Volksart hauptsächlich durch jenen bestimmt.

So entstanden in Europa lauter Eigenarten, wie in Ländern so in Völkern, und das Gesammtergebniss war etwas Neues für die Welt und für Deutschland. Denn als Verband und Druck der römischen Herrschaft gebrochen war, und jede Volksart sich frei und fröhlich je nach ihrer eigenen Natur entwickeln konnte, verlor das Kulturbecken des Alterthums, das Mittelmeer, seine Bedeutung, und gleichwie in der Politik, verlegte sich auch in der Kultur

das Schwergewicht dorthin, wo damals am meisten frische Triebkraft, Macht und Rührigkeit war, also nach den Landschaften zwischen Loire und Seine auf der einen und der Weser und Isar auf der andern Seite. Die Deutschen waren das allernachbarreichste Volk auf Erden geworden, denn die Völker gruppirten sich rings um das europäische Centrum. Noch mehr aber, dieses Centrum bekam nun nicht blos mit der Menge seiner anstossenden Nachbarn, sondern auch mit Spaniern und Arabern, Schweden und Byzantinern, Türken und Russen zu thun.

Denn alle empfinden, sobald sie kräftiger sich zu regen beginnen, ein gewisses Streben und Trachten nach der Mitte des Welttheiles hin. Dort treffen sie ja mit den meisten Völkern zusammen, dort müssen sie ihre Interessen vertreten, dort wollen sie ihrer eigenen Machtstellung sich gleichsam gewiss werden, dort sie behaupten und festankern. Also auf deutschem, niederländischem und französischem Boden bekämpft sich ihre Politik, treffen sich ihre Heere. Zu gleicher Zeit drängen die Ideen, die Industrie, die kirchlichen und staatlichen Bewegungen, die Kunst und Literatur fast aller europäischen Völker nach der europäischen Mitte hin, um sich hier zu begegnen, zu bekämpfen, zu verschmelzen.

Das deutsche Volk hat also, mitten zwischen den drei europäischen Rassen eingekeilt, einen schweren Druck auszuhalten, der niemals ablässt, einen *Gesammtdruck politischer, geistiger* und *sittlicher* Art. Beständig ist es der Gefahr ausgesetzt, entweder von Fremden kriegerisch bedrängt zu werden, indem sie fort und fort und ringsum Stücke abreissen, oder bei der leisen unaufhörlichen Einströmung fremder Kultur sein Eigenstreben, sein nationales Recht, seine Literatur und Sprache einzubüssen. Die weiten offenen Grenzen, der Umstand, dass seine Hauptflüsse europäischen, nicht blos deutschen Charakter tragen, und dass die Zweiung des Welttheils sein Gebiet durchschneidet, das erschwert die Stellung ungemein. Nur die hohe Alpen-

mauer gewährt einen Rückhalt und neben der unschätzbaren Vogesenlinie wenigstens Stücke einer festgeschlossenen Gränze.

Mit dieser fast allseitigen Offenheit der Lage hängt auch eine gewisse Weichheit der deutschen Seele zusammen. Alles Fremde hat für sie gefährliche Anziehungskraft, und beständig regt sich das kosmopolitische Bedürfniss, liebevoll auf fremde Anschauung und Zustände einzugehen und mit den Schöpfungen aller andern Völker sich innerlich zu befreunden. Auf der eigenen Sprache schöne Ausbildung aber verwendet Niemand weniger Sorgfalt, als der Deutsche. Welche unendliche Menge fertiger hübscher Redensarten hat jeder Franzose stets bereit! Und wie logisch und wohllautend sind sie abgeschliffen! Bei uns gilt das kaum von Sprichwörtern. Dagegen lernt man in Frankreich nicht gern fremde Sprachen und ist arm an guten Übersetzungen, während die deutsche Sprache das grosse Lagerhaus ist, in welchem aller Länder und Zeiten Köstlichkeiten glänzen.

Es fliesst aus dieser Naturanlage der Deutschen eine schöne und edle, aber auch wieder eine sehr hässliche Eigenschaft. Wo immer man in ein anderes Land kommt, da ist es Nationalstolz, was dem Fremden am stärksten entgegentritt. Je kleiner und unbedeutender ein Völkchen, um so kräftiger leidet es gewöhnlich an Eitelkeit und Grossmannssucht. Bescheidenheit, wahrhafte Demuth und Bescheidenheit zeigt nur der Deutsche. Aber damit verbindet sich auch gar leicht eine übermässige Neigung zum Anschmiegen und Dulden, Helfen und Dienen. Der Deutsche begnügt sich im Auslande in der Regel mit der zweiten oder dritten Stelle, wo ihm mit vollem Recht die erste gebührte, und verächtlich reden Fremde, wenn sie unter sich sind, von dem deutschen Allerweltsbedienten. Sie lächeln darüber, dass wir so gern fremder Völker nationales Leid mitfühlen, dass wir uns soviel gefallen lassen, blos aus Furcht, Andern Unrecht zu thun, und meinen, unser

Volk sei zwar in seiner ganzen historischen Erscheinung ein Riese, aber ein empfindsamer. Würden wir nur einen Theil von dem thun, dessen sich der brutale Engländer in allen Welttheilen unterfängt, welch allgemeines Gezeter würde ausbrechen! Als Schreiber dieses vor ein paar Jahren, wo es noch an der Zeit war, anregte, man sollte Cypern kaufen, da fragte man bestürzt: was würden die Engländer dazu sagen? Und wenn die Zeit kommt, wo Kleinasien zu haben ist, wird es dann bei uns nicht wieder heissen: gehört die Kulturaufgabe in Kleinasien nicht den Türken oder den Russen?

Das Ärgste ist eben, dass diese deutsche Allerweltsnatur, wo es sich um die eigenen Interessen handelt, an einer innern Unbehülflichkeit leidet, an der unbesieglichen Neigung zum Zerfliessen, zur Unklarheit und Langsamkeit im Denken, wo die Wahl Qual wird, während bei andern Völkern auf blitzartiges Erkennen gleich der Entschluss zum Handeln folgt.

So unterliegt nun das deutsche Volk, wie kein anderes in der Welt, einer beständigen Gefahr politischer und nationaler Zersetzung. Dieser Gefahr setzt es zuerst seine *Massenwucht* entgegen. Über fünfzig Millionen Deutsche sind im Herzen Europas beisammen, und zwar in einer *Dichtigkeit,* wie sie nur in England und Italien etwas grösser ist. Das Gewicht dieser Thatsache fällt sofort ins Auge, wenn man erwägt, dass der slavischen Rasse zwar $^3/_5$ von Europa gehört, sie aber mit der germanischen oder romanischen, die jede nur $^1/_5$ besitzt, an Kulturverdienst den Vergleich auch nicht einmal wagen darf. Es sind aber die 50 Millionen Deutschen unter einander *gleichartiger,* als Gross- und Kleinrussen und Polen, als Engländer, Iren, Walliser und Schotten, als Nordfranzosen, Bretagner, Gascogner und Provenzalen, als Lombarden und Neapolitaner. Schon vor dem letzten Kriege blickten die Franzosen mit stiller Furcht auf die rasche *Volksvermehrung* bei uns und berechneten, dass in wenigen Menschenaltern Deutschland doppelt so volkreich sein müsse als Frankreich. Sie wussten kein anderes Mittel,

das Gleichgewicht herzustellen, als Eroberungen am Rhein. Nun zeichnet sich aber Deutschlands Bevölkerung nicht blos durch einen *starken jugendlichen Nachwuchs* aus, sondern es befinden sich in ihr auch vorzugsweise viele *Männer in den kräftigsten Jahren.* Unter den *sittlichen* und *geistigen Eigenschaften* dagegen kommen hier in Betracht unverwüstliche Kampflust und kriegerische Tüchtigkeit, denn diese sind es vorzugsweise, die Land und Staat behaupten; ferner Geduld und stämmiges Beharren, zähe Ausdauer, Bienenfleiss und ökonomischer Sinn bei grosser Unternehmungslust; ein stilles, aber zähes und warmes Nationalgefühl; endlich eine geistige Tiefe, die wohl nur bei den alten Indern und Griechen ihres Gleichen hatte in leichter Empfänglichkeit und universellem Verständniss, wie in unerschöpflicher Zeugungskraft. Die glückliche *Mischung* endlich von Ständen und Erwerbsklassen, auch die Mischung der Konfessionen, lässt in unserem Volke eine gewisse Reibung, Rührigkeit und Lebendigkeit nie aufhören. Wie ganz anders z. B. das russische Volk! In seiner offenen Lage zwischen beiden Welttheilen hätte es die Kulturaufgaben von beiden aufnehmen und fortbilden müssen. Aber es lag da Jahrhundert für Jahrhundert wie ein unfruchtbarer Felsblock; erst in den letzten anderthalbhundert Jahren hat es einen verhältnissmässig immer noch sehr kleinen Theil europäischer Bildung angenommen, und auch diese grösstentheils nur äusserlich.

Aus jenen geo- und ethnographischen Thatsachen ergaben sich historische Entwickelungen von grösster Bedeutung. Nur neun Punkte seien kurz erwähnt.

1. Rings um Deutschland entstanden Zwischen- und Übergangsländer, in welchen die deutsche Natur und Sprache sich fremdartig mischt und abstuft: Schleswig, West- und Ostpreussen, Posen und Polen, Lausitz und Oberschlesien, Böhmen und Mähren, Galizien, Ungarn und Siebenbürgen, Kärnthen und Krain, Südtirol, italienische und französische Schweiz, Lothringen, Luxemburg, Belgien und Holland.

Diese deutschen Vorlande sind gleichsam die schützenden Bänke, so zu sagen die Puffer, welche die Stösse von aussen abhalten, damit der Volkskern nicht zu bald getroffen werde. Es steckt aber darin auch etwas von unzähligen Saugarmen und feinen Tastfäden, die der deutsche Körper nach aller Welt Enden ausstreckt. Dieser ist daher mit fast allen Völkern verwachsen, die Bewegungen von ihnen pflanzen sich ungebrochen nach Deutschland fort, aber auch jede Bewegung im Centrum Europas zittert durch all seine Theile hin. Man vergleiche z. B. die lange Gleichgültigkeit gegen die Karlistenkriege in Spanien oder gegen einen socialen Hergang von solcher Tragweite, wie die russische Aufhebung der Leibeigenschaft, welche 40 Millionen kindlicher, aber roher Menschen plötzlich frei und mündig erklärte, mit der fieberhaften Spannung, die *1866* sofort ganz Europa ergriff.

2. Das deutsche Auswanderungsgebiet umfasst in Europa selbst alle Staaten und alle grösseren Städte und Hafenplätze. Hinwieder empfängt kein anderes Land so viele Einwanderer aus den verschiedensten Kulturvölkern, wie Deutschland, und nirgends verschmelzen sie sich so häufig und so vollständig mit ihrer neuen Heimath. Jede Volksart findet bei uns inneres Verständniss, findet sogar eine Gegend, die mit ihrer früheren verwandt ist. Die frühere flämische, französische, englische Einwanderung in Deutschland hat ihre eigene Geschichte, und auf den Strassen von Osten her ziehen jeden Tag Hunderte von neuen Einwanderern. Woher anders der Abstich des Berliner Wortwitzes, scharfen Verstandes und raschen Zugreifens vom sachtmüthigen niedersächsischen Märker, oder der Abstich der Wiener Lebe- und Wagelust vom gemüthlichen vorsichtigen Niederösterreicher?

3. Niemand wird von Thomas Buckle sagen, dass er für Deutschland schwärme, und doch nennt er es in seiner berühmten History of civilization die *Gedankenwerkstätte für Europa* und sagt: »Was die Deutschen betrifft, so ist

es unzweifelhaft, dass seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sie eine grössere Zahl von tiefen Denkern hervorbrachten, als irgend ein anderes Land, ich möchte fast sagen, als alle anderen Länder zusammengenommen«. Ohne Zweifel ist das übertrieben. Wenn aber dieser Engländer einen so grossen Theil der Ideen, die gegenwärtig im Umlaufe sind, aus Deutschland herleitet, so hängt das mit seiner centralen Lage und dem beschleunigten Völkerverkehr zusammen. Schon zur Zeit der deutschen Humanisten, wo die Ideen und Lehren der deutschen Kirchenreformation wie Feuerbäche ganz Europa durchzogen, begab sich Ähnliches. In Deutschland treffen die geistigen Strömungen aus entlegenen Weltaltern, wie aus den modernen Völkern zusammen. Hier, wo höhere Bildung am meisten, mittlere am weitesten verbreitet ist, wo Brennpunkte beider in Residenz- und Kunststädten, Hoch- und andern Schulen am zahlreichsten zu finden, wo ein mittlerer Stand des Klimas, der Begierden und Leidenschaften, des Reichthums und Besitzes der Ausbildung des Geistes günstig ist, hier im Lande der Weltliteratur und der vielen Universitäten werden die Ideen verarbeitet und verschmolzen, werden flüssiges Eigenthum des deutschen Geistes, werden von ihm vermehrt und neugestaltet und neubefruchtet allen Völkern der Erde mitgetheilt, wenn auch nicht gerade immer in der schönen gediegenen Klarheit, wie von Engländern und Franzosen. Wir haben kein Paris, das in seinem grossen offenen, wohlbewässerten Flussbecken eine so lachende Lage hat, wo der frische Hauch der See noch hindringt, und die besten Köpfe aus den französischen, englischen, niederländischen und deutschen Gauen sich treffen: aber zur weiten Welt und ihrer Kultur nimmt das ganze weltbürgerliche Deutschland in gewissem Sinn einen ähnlichen Platz ein, wie Paris zu Mitteleuropa.

4. Alle grossen politischen und kulturhistorischen Schöpfungen der modernen Völker werden der Regel nach am kräftigsten und zugleich am idealsten in Europas Mitte auf-

treten, also in Deutschland und Italien, gerade hier aber auch bei ihrer Entartung die tiefsten Schatten werfen. Erst hatten wir das Kaiserthum: — dann vermöge jenes Trachtens im frühen Mittelalter, Geistliches und Weltliches zu verschmelzen, die Menge der klerikalen Landesherren und neben den zwei europäischen Orden ritterlicher Halbmönche noch einen besonderen deutschen Ritterorden: — der Kampf aber gegen die Hierarchie, welche die Königreiche in ihre Lehnfesseln zwingen will, nimmt in Deutschland die schärfste Form an: — dann entfaltet sich in den romanischen und gothischen Domen und in unsern Epikern die reichste, theilweise auch die edelste Blüthe des Mittelalters: — das Ständewesen wächst im Reichstag und Fürstenthum dem Kaiser über den Kopf: — das freistädtische aber kommt in den Reichsstädten zum vollendeten Ausdruck und bringt in der Hanse den grössten Bund von Handelsstädten hervor, der nicht halbwilde, sondern europäische Länder unter seine Herrschaft bringt: — die geistige Bewegung zu Ende des Mittelalters gipfelt in der Reformation: — und als der Rückschlag der Reformation unser Volk tödtlich spaltet, als all sein Schmuck und Adel zu Boden sinkt, und Kunst, Handel und Industrie nach andern Ländern auswandern, da erhebt sich langsam in Deutschland die vornehmste Grossmacht der Gegenwart, die Wissenschaft.

5. Deutsche Geschichte im Grossen und Ganzen hat europäischen Charakter. Auch Spanier und Türken dürfen ebenso wie Dänen und Ungarn, wenn sie ihre Geschichte studiren wollen, die deutsche nicht links liegen lassen; denn in der Weltstellung Deutschlands liegt ein Antrieb zur innern Antheilnahme an allen grossen Fragen und Kriegen, die Europa bewegen, und zwar in einer Weise, die fast immer hinderlich wurde für unser politisches und nationales Gedeihen, öfter gefährlich für die Macht, ja nicht selten bedrohlich für den Bestand unserer Nation. Europas Schicksal greift fast jedesmal dem Volk seiner Mitte grauenvoll ins Herz. Gleich im Eingang unserer Geschichte sehen wir germa-

nische Völker einander grimmig zerfleischen: hier unter des Hunnenkönigs, dort unter des römischen Feldherrn Befehl, und noch dreizehnhundertfünfzig Jahre später wiederholt sich Ähnliches, als die Beherrscher der Russen und Franzosen sich bekämpfen. Und nahet das Schicksal Deutschland nicht von aussen, dann wühlt es in seinem Innern. Es ist einmal Deutschlands Verhängniss: dass seine grossen Parteien nicht anders können, als *europäische Parteien* werden: sie finden Ansporn, sowie Grundsätze und Rückhalt auch ausserhalb der deutschen Gränzen. Das war schon so, als die römische Partei den Cheruskerfürsten bekämpfte, war so bei den Kämpfen der Karolinger unter einander, war so bei den Gegnern all unserer grossen Kaiser, in den Zeiten Heinrich I., Otto I., Heinrich IV. und V., Friedrich I. und II., und Ludwig des Baiern. Und als mit Karl V. und Ferdinand II. das Blatt sich wendete und der Kaiser die nationale Partei bekämpfte, da nahm diese zu französischer, holländischer, dänischer, schwedischer Hülfe ihre Zuflucht, und musste natürlich ebenfalls fremden Interessen dienen. Bis in die Gegenwart lässt sich dies europäische Parteienspiel in unseres Volkes Mitten verfolgen. Die Parteien, die mit ausländischen verschwistert sind, haben nicht blos den Vortheil, dass ihnen beständig fremde Stärkung zufliesst: die grössere Gefahr liegt darin, dass in der Regel nicht die nationale Partei, sondern die Gegenpartei es vorher weiss, auf welchen Punkten der langen europäischen Kampflinie, die Deutschland umzingelt, der Angriff erfolgen soll. Darin ist auch die lange Dauer unserer Parteien begründet; denn die fremdgesinnten sind so lange nicht zu verderben, als ihnen noch Gesinnungsverwandte in Europa leben. Aber auch ihre Schwäche liegt in dem eigenen undeutschen Bewusstsein, und stets werden sie um so ohnmächtiger sein, je willenskräftiger und entschlossener das Nationalgefühl ihnen entgegentritt.

6. Kein Land und Volk erscheint so sehr geeignet, wohlthätigen Einfluss auf Europa auszuüben, zu Zeiten als

Wogenbrecher zu dienen gegen die herandrängende Bewegung politischer oder socialer oder kirchlicher Art, komme sie vom Osten, Süden oder Westen her, zu Zeiten eine ähnliche Bewegung anzufachen und über den Welttheil zu verbreiten. Kurz, Deutschland hat ein natürliches Anrecht, die vermittelnde, ausgleichende, friedenschützende Macht zu bilden, die unter Umständen auch die leitende Macht wird. Noch jedesmal hat die Weltgeschichte bekundet, dass Gesundheitsgefühl sich durch den ganzen Welttheil verbreitete, wenn das Reich der Deutschen in Kraft und Stärke bestand. Dann zieht ein feiner stärkender Äther leise über die deutschen Gränzen in alle Lande hinein, gleichwie aus einem Bergwalde sich Kühle und Erfrischung den Luftwellen mittheilt. Ist dagegen in der Mitte des europäischen Organs etwas nicht in Ordnung, herrscht hier Zwietracht und Schwäche: so wird jedes Glied der Völkerfamilie davon berührt. Deutsche Bürgerkriege wurden in der Regel sofort mehr oder weniger europäische Kriege; wir kennen nur ein grosses Beispiel, wo das weniger der Fall, weil blos *ein* anderes Volk mit hineingezogen wurde, das war der rasch beendigte Krieg von 1866. Bricht aber des Welttheils Mitte vollends zusammen, so verliert Alles in Europa das Gleichgewicht, und dann ist kein Land unseliger als das deutsche, weil dann von mehreren Seiten zugleich sich unheilvolle Wogen heranwälzen.

7. Schwierig deshalb über alle Maßen blieb stets die Gründung einer deutschen Reichseinheit, gefährdet blieb immerdar ihr Bestand. Wenn man die Stätten betrachtet, auf welchen Lissabon, Madrid, Paris, London, Rom, Kopenhagen, Konstantinopel, Christiania, Stockholm, Moskau, Athen liegen, jedesmal ist es gerade der Platz, welcher der allergelegenste ist zu einer Hauptstadt für das ganze Reich. Hätte man das Land auf- und abgesucht, kein passenderer hätte sich gefunden. Die Beschaffenheit ihres Landes führte all die europäischen Völker dazu, dass sie in ihrer historischen Entwicklung die rechte Centralstätte für den Herz-

und Mittelpunkt ihres Staatswesens fanden und festhielten; um diesen Kern schloss und gliederte und festigte sich ihr Reich. *Deutschland entbehrt durchaus einer solchen Centralstätte:* sein Boden ist gar zu mannigfaltig gekreuzt und von Natur zu sehr in grössere und kleinere Gebiete gespalten, deren jedes wie geschaffen erscheint, ein eigenes Sonderleben für sich zu führen. Wir hatten stets *viele* Hauptstädte, niemals aber *eine wahre Reichshauptstadt.* Aachen, Regensburg, Mainz, Wien, Frankfurt waren es stets nur theilweise, und jetzt, wo Berlin es geworden, erhält doch das Reichsgericht seinen Sitz in Leipzig. Vollends Deutschlands Mitte ist zum Erbarmen schwächlich gebildet: sie besteht, statt in einer Hochfläche oder einem grossen Flussbecken, in einem langen dünnen Gebirgszug, der nach der einen Seite plötzlich abfällt und nach der anderen keine Bedeutung hat. Die schwierigste daher aller Staatsformen auszubilden, bleibt Deutschland für immer beschieden, eine Staatsform, die eine Menge spröder Reichstheile zusammen kettet, nach aussen fest abschliesst, und doch nach innen ihnen freie Bewegung gestattet. Einen ansehnlichen Theil seiner Kräfte wird Deutschland beständig verbrauchen, blos um ein solches Staatswesen stets aufs neue zu bilden und zu behaupten. In der deutschen Bodengestaltung liegt ein beständiges Hemmniss der Weltherrschaftsgelüste, denn vermöge dieser Gestaltung ihres Landes sind die Deutschen immer wieder darauf hingewiesen, sich selbst zu fassen und zu sammeln, nicht nach aussen zu streben, sondern bei sich zu Hause zu bleiben.

8. Ich berührte oben den *Dualismus,* der mitten durch Europa, also auch mitten durch Deutschland geht, die Scheidung zwischen Gebirgsland und Tiefebene. Darin lag bisher die grösste Gefahr für den nationalen Zusammenhang, also auch für die geeinigte gleichmässige Aktion unseres Volks. Auf allen Blättern unserer Staats- und Kulturgeschichte begegnen wir dieser Zweiung: sie macht sich geltend im Gegensatz der platt- und oberdeutschen Sprache,

des Sachsen- und Schwabenspiegels, der Kaiser aus Süddeutschland gegen die Herzoge in Norddeutschland und umgekehrt, des Hansebundes und der süddeutschen Städte- und Ritterbünde. Diese Zweiung gab sich kund in der Entfremdung Norddeutschlands vom Reiche schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert — in der Reaktion, die von Süddeutschland ausging gegen die Reformation — in dem Anwachsen der preussischen und österreichischen Macht, während die übrigen deutschen Staaten bald von der einen bald von der andern angezogen wurden. Wie geschickt auch die Bischöfe in der ersten Hälfte des Mittelalters mit dem kirchlichen Bande die deutschen Völker umschlingen, wie mächtig auch die Gewalt und Politik unserer vielen grossen Reiche eingreift, wie glücklich auch die Reichsstädte, Ritterorden, Reichs- und Kreistage sammt den Reichsgerichten für die Einheit wirken, stets macht sich jener gefahrvolle Gegensatz in unserer Geschichte wieder geltend, der auch zur Folge hat, dass Süddeutschland einen innern Zug empfand nach Frankreich und Italien hin, und Norddeutschland nach den skandinavischen und östlichen Ländern. Geheilt wurde allerdings die Zweiung immer mehr durch die stets grösser werdende Gleichartigkeit der Nation, inbesondere durch die Entstehung und wachsende Ausdehnung der hochdeutschen Sprache, Literatur und Sitten. Überwunden aber wird der Gegensatz erst jetzt in unserer Zeit durch die zehnfach verdoppelte Macht und Fülle und Leichtigkeit der geistigen und materiellen Verkehrsströmung.

9. Das Gesammtergebniss nun von dem Allen für die deutsche Geschichte ist eigenthümlich. Im Leben eines jeden Volkes, jedes Menschen, ja jeder Pflanze macht sich ein gewisses periodisches Anschwellen und Zurücksinken der Lebenskräfte bemerklich. Dieser grosse historische Pulsschlag zeigt sich bei keinem andern Volke so deutlich, so abgemessen, so regelmässig, als in der Geschichte Deutschlands. In weiten Zwischenräumen tritt ein übermächtiges Einströmen fremder Kultur ein, die Eroberung von aussen

überzieht die Übergangsländer, sie werden abgerissen, und immer tiefer dringen die Fremden, die Zersetzung, die allgemeine Schwäche vor bis zum Kerne unsers Volkslebens. Dann folgt jedesmal von innen heraus ein Zusammenziehen, ein Sammeln der Kräfte, Bekämpfen und Abstossen des Fremdartigen, bald darauf ein Ueberströmen deutscher Ideen, deutscher Geistesmacht, deutscher Menschen nach allen Seiten hin, und in ihrem Gefolge macht sich auch etwas wie politische Hegemonie fühlbar.

Es ist wohl nicht nöthig, hier diese sieben Perioden noch zu schildern. Nur ganz kurz sei darauf hingedeutet.

I. Periode. Auf das Vordringen römischer Kultur und Herrschaft bis an Donau und Weser ergoss sich die deutsche Völkerwanderung und siedelte germanische Staats- und Rechtsanschauung an, die Grundlage der modernen Völker. Können wir uns vorstellen, welchen Lauf die Weltgeschichte würde genommen haben, wenn die römische Eroberung, gleichwie die celtischen, so die deutschen Völker überzogen, zersetzt und romanisirt hätte?

II. Periode. Dem Ausströmen der Germanen folgte das Eindringen der Slaven von Osten, der antiken und christlichen Kultur von Westen her, bis im karolingischen Weltreich wiederum deutsche Herrschaft staatsbildend ihre Arme über die Länder streckt.

III. Periode. Bei Zerfallen der Monarchie Karls des Grossen fahren plündernde Normannen-Schaaren unsere Ströme herauf, erhebt sich das Slavenreich Zuentibolds, reissen die Westfranken Lothringen ab, liegt ganz Deutschland der magyarischen Verwüstung offen, bis unter Heinrich I. und Otto dem Grossen die Vergeltung eintritt.

IV. Periode. Nun blüht Deutschland lange Zeit in Kraft und Stärke und freier Selbstbestimmung. Willig öffnet es sich der Kulturströmung von Westen und Süden her, um sie alsbald in Kunst und Geistesfreiheit der Welt zurückzugeben, und gleichwie seine politischen und reformatorischen Ideen in den Welttheil, so auch zahllose

Schaaren von Rittern, Kaufleuten und Bauern in seine weiten Kolonialländer auszusenden, in die Ostseelande, nach Böhmen und Schlesien, nach Ungarn und Siebenbürgen.

V. Periode. Nach Untergang der Hohenstaufen dringen slavische, französische, römische Politik spaltend und zerstörend ins Reichsgebiet ein, im Gewühl der Fehden und Thronstreite kann sich kein grosses Kaiserhaus wieder erheben, zuletzt gehen im Westen und Nordosten wichtige Vorlande verloren. Die deutschen Städte aber blühen mächtig empor, und hauptsächlich auf ihren Antrieb sammelt und ordnet sich das Reich wieder unter Maximilian I., und dann erlebt Deutschland im Reformationszeitalter eine so fröhliche drängende Fülle von schöpferischen Geistern, dass sie nach allen Seiten hin sich ergiesst, überall neues Leben erweckend.

VI. Periode. Auf diese geistigen Gewitter folgen in Deutschland siebzig Jahre äusseren Friedens. Die ganze Nation scheint für immer der evangelischen Lehre zu huldigen. Nur ein Zehntel hängt noch an der römischen Kirche, es sind alte Domherren und Patrizier in den Städten, und Bauern in der Moselgegend oder im süddeutschen Gebirge. Und siehe da, ein spanischer Mönchsorden, wie er deutscher Geistesnatur nicht fremder und feindlicher sein konnte, erobert die Hälfte der Nation für Rom zurück, und führt sie alsbald in den Kampf gegen die andere, die protestantische Hälfte. Fast aller Völker Heere rücken nun verwüstend in Deutschland ein, dreissig Jahre tobt der europäische Krieg auf seinen Fluren, andere ähnliche Kriege, nur von kürzerer Dauer, folgen. Sämmtliche deutsche Vorlande gehen verloren, selbst kerndeutsche Provinzen. Von zwei grossen Militärmonarchien fühlt fortan unser Volk beständig das Schwert in seiner Seite. Es ist ins Leben getroffen, selbst seine Sprache entartet. Den wiederholten Anprall der Türkenwoge gelingt es siegreich zurückzuwerfen, gleichwie einst den Ansturm der Magyaren und Mongolen. Jedoch von Westen her dringt französische

Politik, französische Kunst und Literatur, Sprache und Sitte in immer weiteren Eroberungen vor.

VII. Periode. Langsam folgt ein Wiedergesunden, ein stilles Ringen der Geister, eine neue goldene Literaturepoche, und dann geht von Deutschland aus die allgemeine Zerstörung des französischen Ungeschmacks und die Neubelebung geistigen Schaffens auf den Grundlagen der Natur und der Antike und der unbestechlichen Kritik; dann folgt das Zertrümmern der napoleonischen Weltherrschaft; endlich, nachdem die schwedische Herrschaft an der Ostseeküste längst abgeworfen ist, auch die Wiedereroberung von Schleswig, Elsass und Lothringen, und das Schwergewicht Europas ruht wiederum in Deutschland.

Fassen wir jetzt die Länder der europäischen Mitte schärfer in's Auge. Wenn wir in unserm Welttheil von irgend einem Endpunkte aus irgend einer Weltgegend nach der Mitte zu reisen, so bemerken wir nach und nach überall ein Anwachsen an Volkskräften, ein Fortschreiten in Grösse und Mannigfaltigkeit der Kultur nach der Mitte zu, und zwar geht diese Zunahme von den Aussenlinien nach dem Centrum hin stätig und regelmässig vor sich, bis wir die rechte Herzmitte des Welttheils erreichen, das sind die Landschaften des Rheins und des Po und Arno, denen sich dann im Westen die Landschaften der Themse und Seine und des Rheins, und im Osten der Elbe und Oder und obern Donau zur Seite stellen.

Diese stätige Zunahme besteht: 1. in Vermehrung an fruchtbarem Obst- und Getreideboden, ferner an unversieglicher Bewässerung, endlich, was vielleicht zum geistigen und körperlichen Gedeihen nöthiger, als man denkt, an Wald- und Baumwuchs. 2. In gleichem Maße, als des nackten und dürren oder sumpfigen Bodens weniger wird, nimmt die Bevölkerung zu, bis die Volksdichtigkeit in der Mitte des Welttheils am stärksten ist. 3. Ein gleiches Anwachsen

zeigt sich an kriegerischer und politischer Tüchtigkeit, zwei Eigenschaften, die doch eigentlich den Staat bilden. 4. Aber auch an geistiger Fehdelust, am Denken und Forschen, am Kampf der Ideen und Meinungen. 5. Die Folge ist beständige Steigerung der schaffenden Thätigkeit in Industrie und Handel, besonders in Grossindustrie und Welthandel, in Presse und Literatur, in Poesie, Kunst und Wissenschaft. 6. Aus alledem fliesst die Zunahme an Wohlstand, Lebensfülle und Lebenslust, an Massengenuss von geistigen und materiellen Gütern, und endlich 7. jene Höhe der Kultur, welche sich bekundet einerseits in freier und würdiger Ausgestaltung des mannigfaltigen Lebens der Einzelnen, andererseits in ächter Humanität, die Fremde und Volksgenossen umfasst.

Ich rede hier nicht vom Alterthum; damals lagen die Kulturländer rings um das Mittelmeer: seit der Völkerwanderung aber erweiterte sich der Kulturkreis nach Norden hin, und in der neuesten Zeit gibt in Italien, Frankreich und Deutschland öfter der Norden, als der Süden, den Ton an. Wie schön und herrlich an den Endpunkten des Welttheils, in Granada, Lissabon und Madrid, in Palermo und Neapel, in Konstantinopel und Moskau, in Petersburg und Stockholm das Leben aufblühte, stets geschah es nur zeitweise und einseitig im Verhältniss zur Mitte des Welttheils, wo so zu sagen das Getreide fast beständig in vollen Halmen steht.

Das ist so auffallend, dass selbst in England, das der Mitte so nahe gerückt ist, dem die Wellen von Seine, Maas und Rhein gleichsam alle Kultur fort und fort über's Meer zuspülen, gleichwohl sich jene viel grössere Einförmigkeit in Sitte und Einrichtung, im Denken und Thun, ja eine grössere Unfreiheit im Urtheil des Einzelnen bemerklich macht, wie sie immer mehr zunimmt, je weiter wir vom Centrum Europas nach seinem Umkreise hin fortrücken. So Vorzügliches die Engländer in Technik, Grossindustrie, Kolonisation, ferner in Wissenschaft, Literatur

und Poesie leisten, so dürftig blieb stets ihr Schaffen in Musik, Malerei, jeglicher Bildhauerkunst. Noch ein viel wichtigerer Gegensatz, der die Aussenländer Europas im Verhältniss zu seiner Mitte beherrscht, macht sich auch in Grossbritannien fühlbar. Der Engländer nimmt wohl Antheil am Leben und Denken in Frankreich, Deutschland, Italien, jedoch nur so weit, als es seine eigene Macht und Geldmittel berührt: im Grund seines Herzens bleibt er ein hartgesottener Egoist, der von Europa wegblickt über's Meer nach seinen Kolonieen. Noch viel mehr abgewendet von Europa, theils in sich gekehrt, theils nach andern Meeren und Welttheilen abgezogen, verhält sich die Bevölkerung in Spanien und Russland, in Süditalien und im Norden von Skandinavien. Dagegen sind und bleiben die Völker der europäischen Mitte auf einander angewiesen, sie können nicht von einander lassen, sie bilden ein innig zusammenhängendes Ganzes, das unaufhörlich von der gleichen Strömung der Ideen und Interessen durchzogen wird.

Das wird sofort klar, wenn man einen Blick auf die erste beste Karte wirft. Da sticht die lange Alpenlinie hervor: an ihr Westende fügt sich das Auvergnegebirge, das nach Frankreich hin sich fächerartig ausbreitet, nach Süden in der Sevennen-, nach Norden in der Goldhügelkette zu den Vogesen fortstreicht: im Osten aber setzen sich die Karpathen daran, die ihre Verlängerung nach Süden in den kleinen Karpathen, nach Osten im karpathischen Waldgebirge erhalten. Nimmt man nun diese lange Alpenwand mit ihrem westlichen und östlichen Ansatz zur Grundlinie, und zieht von beiden Endpunkten eine Linie bis zum nördlichsten Gebirge in Deutschland, so treffen beide Seitenlinien im Harz zusammen, und wir erhalten ein grosses Dreieck, welches ganz von Gebirg und kleinen Hochebenen, wie von Stufen- und Kesselland und tiefen Flussthälern ausgefüllt ist, während es ringsumher von Tiefebenen gleichwie von niedrigem Meer umgeben wird. Nach Nordwest dacht sich die französisch-niederländische, nach Norden die

sächsische, nach Nordost die sarmatische Tiefebene ab. Dort gehen die Tieflande überall bis an's Meer, im Süden jener Grundlinie sind es dagegen Tiefländer umschlossen von Gebirgszügen: im Südwest das Rhonethal, im Süden die Poebene, im Südosten Ungarn. Die sächsische Ebene verlängert sich zur schleswig-jütischen Halbinselfläche, während im geraden Gegensatz die südliche Halbinsel vom apenninischen Gebirge durchzogen ist.

Dies Gebirgsdreieck mit den von ihm abhängigen Tieflanden und der nördlichen und südlichen Halbinsel *ist Centraleuropa*. Im Osten können wir ihm noch etwa Siebenbürgen zuzählen, das sich an die Karpathen anschliesst und wie eine gewaltige Gebirgsfestung in die weiten Ebenen hineinragt. Während dies Siebenbürgen, das ja auch theilweise von Deutschen besetzt ist, noch Antheil hat an dem, was sich im mittleren und oberen Donauthal begibt, führen Spanien vollständig, England und Skandinavien theilweise, dann Russland, die Donaufürstenthümer, die Türkei und Griechenland ihr Sonderleben für sich, mehr oder minder von Centraleuropa abgewandt. Denn sie alle sind ja, blos Russland ausgenommen, ganz vorzugsweise durch Naturgrenzen abgeschlossen, ein jedes zu einem individuellen Gebiete gestempelt. Russland aber bildet schon durch seine Grösse eine Welt für sich. Jene Länder der Mitte aber, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Italien, die Schweiz, Frankreich, die Niederlande und Dänemark, bilden eine geographische Einheit, ein Naturganzes, in welchem die Völker und Menschen beständig auf einander aufmerken, was sich hier und dort begibt. Ein revolutionärer Knall in Marseille lässt eher, als im nahen Barcelona, die Fenster klirren in Palermo oder Kopenhagen. Jeder Vorstoss der Türken bei Ofen wurde bis Brüssel und Paris empfunden; aus England kamen dagegen niemals Streiter wider die Grossvezire an die Donau. Französische Romane, der Boccaccio, das Buch der weisen sieben Meister, Reineke Voss, wurden auch im Mittelalter bald nach ihrem Erscheinen

Gesammteigenthum aller Länder Mitteleuropas, die herrlichen spanischen Romane und Dramen erst dann, wenn sie in's Französische übersetzt waren. Wie vortrefflich verstanden die Engländer schon frühzeitig ihre Geschichte zu schreiben, und doch bleiben jene älteren englischen Geschichtswerke in Europa unbekannt, während Froissard, Villani und Macchiavelli in Aller Händen sind.

Die Natur also, die Konfiguration des Erdtheils, hat in Mitteleuropa einen Kettenring, eine Zusammengehörigkeit von Ländern geschaffen, von welcher die Bewohner abhängig sind, einerlei ob sie es merken oder nicht. Keines Volkes Geschichte darin lässt sich kennen lernen, wenn man nicht die Geschichte der Nachbarländer hineinzieht, denn wohl hat jedes Stück des mittleren Europa seinen besondern Beruf, aber nothwendig ergänzen sie einander und öfter in seltsamen Verschlingungen.

Die drei höchsten Machttitel vertheilte das Mittelalter nur unter die drei Hauptvölker. Die Italiener hätten, so sagte man, das Papstthum, die Deutschen die Reichsmacht, die Franzosen die Schule, d. h. die Wissenschaft. Arm blieben in der That die Deutschen, trotz ihres einen Albertus Magnus, dem Vorbild schon damals der Universalität ihrer Wissenschaft, bis tief in's fünfzehnte Jahrhundert an grossen wissenschaftlichen Leistungen, und von scholastischer Theologie, kanonischem Prozess, und römischem Recht liessen sie wehrlos sich unterjochen. Selbst unsere Minnesänger entnahmen Stoffe und Anregungen vielfach von den Franzosen. Aber hinwieder, was liesse sich von allen mittelalterlichen Dichtwerken anderer Völker an Gehalt und gediegener Schönheit vergleichen mit dem Nibelungenlied, der Gudrun, dem Parcival, mit Tristan und Isolde, als der einzige Dante und etwa noch Ariosto, kaum das Rolandslied und Marie de France und die Troubadours. So reich und kraftvoll Deutschland sein Kaiserthum und Städtewesen, seine Ritterbünde und Reichs- und Landstände entwickelte, so gingen hinwieder das Mönchswesen, die Kreuzzüge, die

Universitätseinrichtung, das höfische Ritterthum nicht von den Deutschen aus. Gothische Baukunst erblühte gleichzeitig in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich. Sodann, wie unendlich viel und wie rasch ahmten die Völker des mittleren Europas den Italienern nach in schöner Literatur, in jeglicher Kunst, in Landeskultur, im Handelsrecht! Von welch ausserordentlichem Einfluss waren und sind die Ideen und Vorbilder der französischen Minister und Generale, Dichter, Redner und Gelehrten! Gegenwärtig erfreut sich Deutschland geistiger Höhe und Universalität, und doch wird es niemals den Franzosen das Szepter entwinden in der Mode und in jener leichten Literatur, die alles bringt, was die sogenannte gute Gesellschaft bedarf, und alles in der klaren, netten und oberflächlichen Weise, wie es die sogenannte gute Gesellschaft bedarf.

Folge dieses lebendigen Verkehrs und Gemeingefühls ist, dass Mitteleuropa auch seine politischen Interessen als etwas Gemeinschaftliches betrachtet. Wo deshalb im Umkreis seiner Länder ein Herrschergenie auftaucht, da richtet alles sofort die Blicke darauf und drückt ihm die leitenden Zügel in die Hände. So geschah es mehr oder weniger bei Alarich und Attila — bei jedem grossen Italiener auf dem päpstlichen Stuhl — bei den Franzosen Philipp August, Philipp dem Schönen, Heinrich IV., Ludwig XIV., und dem ersten und zweiten Napoleon — bei dem Burgunder Philipp dem Guten — bei den Dänen Waldemar I. und II., dem Schweden Gustav Adolph und dem Engländer Heinrich V., sobald sie über's Meer kamen, — ferner bei all unsern grossen Kaisern, aber auch bei den grossen Kurfürsten, dem Pfälzer Friedrich, Moritz von Sachsen, dem Baiern Maximilian, dem Brandenburger Friedrich Wilhelm — ferner bei Wilhelm von Oranien — bei Friedrich dem Grossen, Maria Theresia und Joseph II. — bei den Slaven Zuentibold, Ottokar, Georg Podiebrad — bei den Ungarn Ludwig dem Grossen und Mathias Corvinus. Dagegen regte sich von so bestimmendem Einfluss selten etwas bei andern noch so mächtigen und kühnen Herrschern

ausserhalb Centraleuropas, wie bei Königin Elisabeth, bei Cromwell, Wilhelm I. von England, den russischen Grossfürsten Wladimir, Iwan, Peter dem Grossen, den Sultans Bajazeth, Murad, Suleiman, oder selbst bei Philipp II. von Spanien und Katharina II. von Russland. Natürliche Schranken hemmten stets das Weitergreifen ihrer geistigen, sittlichen und politischen Einwirkung.

Organisirt wurde die politische Hegemonie zweimal vorübergehend und zweimal dauernd, vorübergehend durch Theodorich und Napoleon I., dauernd durch die Römer, und dann durch die deutschen Kaiser in Verbindung mit der Kirche. Es war Chlodwigs Franken im Grunde leicht geworden, ihr Reich zu gründen: jedesmal eine Schlacht genügte, um den Widerstand eines Volkes zu brechen. Die Länder fügten sich leicht und natürlich zu dem grossen mitteleuropäischen Reich, dessen Herz der Rhein durchströmte. In den Rheinlanden wuchs das karolingische Kaiserthum empor, das auf den unverwüstlichen Traditionen des Römerreichs, wie auf dem christlichen und germanischen Zusammenhang der Völker beruhte, zugleich aber von der eigenthümlichen Einheit und Gestaltung ihrer Länder verlangt und dargeboten wurde. Die Germanen hatten ja das römische Reich nicht aus der Welt fortgefegt, sondern sie waren im Laufe von mehr als einem Jahrhundert nach und nach in dessen Bestand eingetreten. Sobald die Völkerwogen wieder zur Ruhe gekommen, musste der Zusammenhang des römischen Reichs, soviel Araber und Byzantiner davon übrig gelassen, wieder hervortreten. Deshalb musste auch Otto der Grosse, als er Europa vor den Magyaren Ruhe geschafft, dieses Kaiserthum wieder aufrichten, genöthigt eben so sehr durch die Bedürfnisse der Völker, insbesondere dem entarteten Papstthum gegenüber, als durch die eigene Herrschergrösse. Und die Säulen dieses Kaiserthums standen hoch und glänzend über Europa dreihundert Jahre lang, und nachdem sie morsch und brüchig geworden, wirkte noch dreihundert Jahre wohlthätig und einigend

der blose Zauber seines Namens, insbesondere dann, wenn die Kaiserkrone wieder ein würdiges Haupt berührte, wie die beiden Albrecht, Heinrich VII. und Ludwig den Baier, — bis zu Ende dieser zweiten Epoche neue Weltherrschaftsideen aufleuchteten in Karl V., dessen kaiserliches Bewusstsein vor den Mauern von Metz zerschellte, und in Ferdinand II., dessen grösster Irrthum war, den karolingischen Bund mit dem Papsthum erneuern zu wollen. Seitdem schwankte das Szepter der Hegemonie unstät in Europa umher, meist blitzte es in Paris, doch auch in London, in Berlin, einmal selbst in Petersburg. Und all die Zeit her stand der alte Kaiserhof in Wien noch in ehrwürdigem Ansehen, und — die grossen Pariser Glanzpunkte abgerechnet — blieb der Regensburger Reichstag und endlich der Frankfurter Bundestag Sammelpunkt der europäischen Diplomatie. Vor vierzehn Jahren wurde das neue deutsche Kaiserthum aufgerichtet, und was erfolgte? Nicht der leiseste Widerspruch — sondern die sofortige allgemeine Anerkennung, dass die Hauptentscheidung in grossen europäischen Händeln wieder in Deutschland liege, aber auch bei allen Völkern in der Runde Neid, Furcht und Aufmerken, ob etwa das neue Kaiserthum so thöricht sein werde, unter ganz veränderten Verhältnissen die Traditionen der Ottonen, Salier und Hohenstaufen wieder aufzunehmen.

So hartnäckig werden stets die gleichen Ideen und Stimmungen unter den Völkern von ihrer Länder Natur und Zusammenhang erzeugt, und in dieser Beziehung dürften auch die Geschichtsforscher wohl etwas mehr Naturforschung treiben, ohne dass es gerade nöthig wäre, Migrations- oder Zuchtwahltheorieen auf Völkergeschicke anzuwenden.

Wir verweilen noch einen Augenblick bei den Verhältnissen der Hauptländer Mitteleuropas zu ihrem Centrum.

Frankreichs Ringen mit Deutschland ist eigentlich ein unnatürliches. Es erfüllte auch nur die letzten drei Jahrhunderte: in der ganzen Zeit vorher, unter Lothar, Philipp August, Philipp dem Schönen, Franz I., war dieser Gegen-

kampf stets nur vorübergehend. Das alte französische Land ist die nordwestliche Abdachung vom deutschen Gebirgsdreieck, das Dreiströmeland der Garonne, Loire und Seine ganz offen liegend am atlantischen Meere hin, jener weite, hellbesonnte und leicht zu bebauende Naturgarten, in welchem schöne Geselligkeit, feiner Anstand und alle Anmuth des Lebens ihren Sitz finden sollte, um stets unser Vorbild zu sein. Der zweite kleinere Theil von Frankreich, der etwas mehr als zwei Neuntel vom Ganzen beträgt, ist das Rhonethal. Dieses ist nicht minder von uns abgewendet und bietet nur den einen Zugang bei Belfort. Im Mittelalter gehörte es nicht zu Frankreich, sondern dem Kaiser und dem Papst. Kaiser Karl IV. glaubte die Anweisung der Natur zu vollziehen, als er den Franzosen die Dauphiné und damit die beherrschende Stellung im Rhoneland übergab und sich selbst nur die Krone von Arles vorbehielt, einen eitlen Glanz, der ganz von selbst erblich. Das feindliche aber und ruhlose Vordringen der Franzosen gegen Deutschland begann erst dann, als der Verrath des Kurfürsten Moritz von Sachsen ihnen Gelegenheit gab, die Lothringer Höhen zu ersteigen.

Lothringen steht nämlich mit Deutschland in eigenthümlichem Zusammenhang. Gewiss gibt es viel mächtigere Ströme, aber auf der ganzen Erde gibt es keinen so edlen Strom, den eine mannigfaltige Natur, stete Wasserfülle, und alte und neue Kunst und Geschichte so verherrlichen, als unsern Rheinstrom, der noch immer die belebteste Handelsstrasse Mitteleuropas ist. Wer einmal die würzige und doch leichte Luft der vierzig Meilen langen Rheinebene geathmet, einmal das majestätische Stromblinken in der Segensfülle der schönen Auen erblickte, dem bleibt es unvergesslich. Nun ist diese Rheinebene von Basel bis Mainz wie die Furche in einer Muschel, deren Hälften zu beiden Seiten ganz gleichmässig aufragen und dann allmählich abschwellen links und rechts. Zu den Bergzügen, den Flüssen, den Städten und Ortschaften der einen Seite

stellen sich sofort die Parallelen auf der andern Seite ein. Die Ähnlichkeit ist so gross, dass z. B. Metz mit seiner Moselrichtung und mit der Gebirgsöffnung seiner anderen Strasse zum Rhein bei Zabern die gleiche Stellung hat wie Stuttgart mit seinem Neckar und der Bergöffnung bei Pforzheim. Auch der Rhein von Bingen bis Bonn bricht gerade so durch die Mitte eines bergigen Parallelogramms, dessen Spitzen gleichweit von seinen Ufern liegen und dessen beide Hälften mit all ihren Interessen zusammengehören.

Sobald nun die Franzosen durch ein Meisterstück von Verrath und blutiger Tücke Metz gewonnen hatten, wurden sie durch die Art des Landes immer weiter die bergigen Abhänge hinaufgeführt, bis sie von der Höhe der Vogesen in's Rheinthal schaueten. Da sollte nun der Rhein ihr Gränzgraben werden. Da aber ein Fluss das niemals ist, es sei denn in einer ganz einförmigen Ebene, so trieb die Natur der Dinge und der davon abhängige Gang ihrer Gedanken sie weiter, auch in den Besitz des rechten Rheinufers zu kommen, weil das rechte und das linke zusammen gehören wie die zwei Hälften einer Aprikose. Ist einmal den Franzosen — vielleicht kostet es noch einen Krieg — die Überzeugung eingeprägt, dass Elsass und Lothringen für *sie* verloren und für *uns* leicht zu vertheidigen, so wird die unnatürliche Spannung, die jetzt über zweihundert Jahre auf beiden Rheinseiten stets erneuert wurde, aufhören, und wir werden in Ruhe uns dessen erfreuen, was der lebhafte und witzige Geist der Franzosen Hübsches hervorbringt, und fortan nur in den edlen Künsten des Friedens mit ihnen um die Palme ringen. Dann wird auch auf der einzig offenen Gränzstelle, der belgischen Ebene, wo von jeher ein Völkergeschiebe stattgefunden, das Vordringen des französischen Wesens in's Stocken gerathen. Ohnehin waren seine Fortschritte trotz der burgundisch-französischen Herrschaft und trotz der französischen Revolution verhältnissmässig nicht tiefgehend; in seinem Herzen ist selbst der Wallone nichts weniger als Franzose.

Einen natürlichen Gegensatz zu Deutschland bildet Italien. Das eine streckt sich nach dem kalten dämmrigen Norden, das andere nach dem heissen hellen Süden: Deutschland ist kontinental gegenüber der schmal gegliederten Halbinsel: es besteht aus Mittelgebirg und Ebene, Italien hat nur da, wo es am Leibe Germaniens hängt, ein grösseres Tiefland. Bei uns herrscht methodische Thätigkeit, ewiges Forschen, Entwickeln und Umbilden, gleichwie bei uns Wind und Wolken stets im Bewegen sind: jenseits der Berge, wo Luft und Höhen in klarer Ruhe beharren, nimmt auch jede geistige und staatliche Gestaltung sofort feste klare Form an. Nur in Einem herrscht Gleichheit: auch Italien ist ein rechtes Land der Mitte; noch mehr, es ist das Zünglein auf der europäischen Wage. Das schon allein ruft Eifersucht und Gegensatz hervor. Aber die Italiener können zu uns nicht herauf, der steile Absturz der Alpen stellt sich ihnen entgegen, während auf unserer Seite die Abdachung leicht und natürlich bis auf die höchsten Alpenpässe führt, wo wir sehnsüchtig in die goldene Ebene hinabschauen. Deshalb haben die Italiener wiederholt von uns Eroberung erlitten, aber nur durch Kriegsheere: sie aber sannen stets, wie sie das rauhe Volk jenseits der Berge mit geistigen Waffen bezwingen und — ausbeuten könnten. Viermal ist ihnen die Eroberung Deutschlands gelungen: zuerst durch die christlichen Glaubensboten, dann durch die Päpste, dann durch das römische Recht, zületzt noch einmal durch den Jesuitenorden.

Mit Recht verweisen die Italiener auf die vielen kulturhistorischen Wohlthaten, die wir ihnen verdanken: in Einigem sind auch sie uns verbunden. Weniger betone ich hier die Gesetzgebung der Hohenstaufen in Ober- und Unteritalien, oder die Anregungen in Kunst und Wissenschaft durch die deutschen Erfindungen im Mittelalter und durch Männer, wie Winkelmann, Goethe und Liebig: schwerer wiegt die periodisch eintretende Korrektur des Papstthums. Ich habe mich öfter gefragt, warum Gott

wohl den Italienern das Papstthum gegeben, denen doch ein so lebhaftes Talent angeboren, aus Allem eine Geldanstalt zu machen? Allein ich musste mir immer wieder sagen: hätte anderswo das Papstthum seinen Sitz genommen, so wäre bei jedes andern Volkes Weltstellung, und bei seiner Mischung von angeborenen Tugenden und Lastern die christliche Religion vielleicht noch schlimmer gefahren. Die Franzosen hätten mit ihrem monarchischen Sinn und Wesen aus dem Papst einen Druidenkönig gemacht und für ihn mit keltischem Ungestüm die Nachbarn unterjochen wollen: der nothwendige Rückschlag aber hätte die Institution selbst erschüttert. Bei Slaven hätte sie sich wohl noch mehr als geschlossene Theokratie gestaltet, die gar kein freies Denken mehr aufkommen liess. Wir Deutsche aber hätten uns, wenn das Papstthum bei uns wohnte, wohl in ähnliche Bahnen verloren, wie unsere indischen Vettern am Ganges. Doch sei dem wie ihm wolle: gewiss aber hätte die Last der dreifachen Krone jedes andere Land noch unglücklicher gemacht, als Italien. Dass dieses aber die Last hat auf seinen dünnen Schultern tragen können, dass es unter dem überhand nehmenden Gewicht und Glanz dieser Krone nicht noch mehr politisch und wirthschaftlich verfahren ist, das hat Italien vorzugsweise den Deutschen zu danken; denn von ihnen kam immer wieder der Antrieb, welcher das durch und durch romanische Papstthum vor zu grosser Ausartung schützte. Dieses dagegen musste ganz natürlich seine Schärfen und Waffen richten auf Beherrschen oder Zerspalten der deutschen Macht.

In seinen ersten 250 Jahren wurde Deutschland, als es christianisirt wurde, an den päpstlichen Stuhl gefesselt; — dann hielten die Deutschen ihre Hand über Rom und schritten wiederholt ein zur Säuberung, von Karl dem Grossen bis auf Gregor VII. wieder 250 Jahre; — dann folgte der 200jährige Unabhängigkeitskrieg des Papstthums; — und als dieser Kampf mit dem römischen Siege schloss, vermochte sich Deutschland 200 Jahre lang nur hier und

da zum Widerstand aufzuraffen; — aber schon in den grossen Konzilien in Konstanz und Basel wird sein Widerstand kühner und schärfer, die Buchdruckerkunst liefert Waffen, und bald durchbricht die deutsche Kirchenreformation alle Dämme und künstlichen Schleusen; darauf wurde von Italien mit tiefer Klugheit und von langer Hand her angefacht und geleitet der 30jährige Gegenkampf, in dessen Stürmen Deutschland zu Grunde ging. — Nun lag die katholische Hälfte wieder 200 Jahre lang in scholastischen Banden, für die protestantische Hälfte aber bereiteten englische und französische Philosophen und Geschichtschreiber die Wege; allmählich entwickelt sich die deutsche Forschung, allgewaltig ist ihr Aufschwung, ihre Wahrheiten dringen auch den katholischen Völkern in alle Poren ein. Da wird in unsern Tagen von Rom aus ein Plan in's Werk gerichtet, den deutschen Nationalgeist zugleich mit seiner verhassten Wissenschaft unschädlich zu machen. Und was ist die Folge? Jetzt nimmt der deutsche Staat selbst den Kampf auf, und wieder heisst es gerade wie vor 800 Jahren: Soll die Kirche Ring *und* Stab vergeben, oder hat bei der Investitur nicht auch das Staatsszepter mitzuspielen? Mit anderen Worten: Ist der Geistliche nicht auch Glied seiner *Nation,* Lehrer *ihrer* sittlichen Ordnung, Nutzniesser *irdischen* Amtsguts?

Wir wenden unsere Blicke nach dem Norden. Hier hat Deutschland gegen Skandinavien keine starken Naturgränzen. Nach Jütland hin ist gar keine, und über ein so kleines Binnenmeer hin, wie die Ostsee, sind die Gegenküsten sich näher, als bei gleicher Entfernung zu Lande. Die ewig bewegliche Welle führt rastlos die Gedanken herüber und hinüber. Dänemark, das in die skandinavische Gabel hineinragt, hätte Kraft und Anrecht, die drei Reiche zu einem Ganzen zu einigen, wurde aber von dem deutschen Übergewicht stets zu sehr an- und abgezogen. So spielten Anregung und Herrschaft beständig herüber, hinüber, in kurzen Perioden zu Gunsten der Dänen und Skandinaven,

in langen zu Gunsten der Deutschen. Das beiderseitige Interesse weist entschieden auf gegenseitige Förderung hin; denn blüht die Gegenküste drüben, fehlt hüben niemals ihre Wiederspiegelung.

Längs unserer langen Ostgränze liegen unsere Kolonialländer, oder—wenn man nach bald tausendjähriger Erfahrung so reden darf — unsere Germanisirungsländer. Zieht man eine Linie von Lübeck nach Triest: was rechts dieser Linie liegt, war vor tausend Jahren noch slavisch. Also fast das halbe Deutschland ist den Slaven abgermanisirt, und das Naturgesetz, das diese Wirkung zur Folge hatte, ist noch ungebrochen. Es geht eine unaufhörliche stille Strömung deutscher Menschen und Ideen, deutscher Sitten und Gesetze in den breiten Osten hinein: diese Strömung bespült alle Stämme slavischer Zunge, und durchädert bereits all das bunte Gedränge von Völkerschaften unten an der Donau. Im nördlichen Abschnitt liegt die sarmatische Tiefebene ganz offen, im mittleren sind die Czechen längst und breit umzingelt, und im untern Abschnitt führen die offenen Flussthäler der Donau, der Drau und Sau, in welchen einst die Slaven heraufkamen, jetzt deutsche Einwanderer abwärts. Der Pionier der deutschen Kultur ist dort der Jude. Ausser seinem Hause schmiegt er sich allen Sprachen und Nationalitäten an: tritt er wieder über seine Thürschwelle, so spricht er deutsch. Dann siedelt sich der deutsche Handwerker in den Städten an; dann kommen die deutschen Erzieher und Erzieherinnen auf die adligen Güter; bald darauf erscheint der deutsche Arzt, Techniker, Professor; endlich lässt sich der Kaufmann nieder, der Offizier und Beamte findet seine Mission, und hat das einige Zeit gewährt, so kommen all diese Deutschen in grösserer Anzahl, und zuletzt entstehen ganze Gemeinden ihrer Zunge. Zeiten des Aufschwungs und der Kultur gab es in diesen Ländern stets und genau dann, wenn die deutschen Kräfte in ihnen am thätigsten waren: so in Böhmen unter Kaiser Karl IV., in Ungarn unter Stephan dem Heiligen, Gaiso II., Ludwig

dem Grossen und Mathias Corvinus, in Russland unter Peter dem Grossen, Katharina II. und den drei letzten Kaisern. Wenn aber das nationale Leben im deutschen Mutterlande kräftig blühete, so stand auch seine Sprache und Sitte bei den Deutschen im Osten im Ansehen. In den Perioden des Niedergangs erloschen sie allmählich, und Tausende und Hunderttausende von Deutschen dienten dann zu nichts anderem, als zu armseligem Völkerdünger.

Seit einigen Jahren will man bemerken, dass die leisen Wellen, welche die deutsche Völkerwanderung trotz des Abflusses nach Amerika und Australien noch immer nach dem Osten hintreibt, wieder kräftiger anschwellen. Seitdem scheinen dortige Regierungen argwöhnischer, als hätte der früher so harmlose Deutsche auf einmal politische Bedeutung bekommen, und man ist bestrebt, ihn möglichst seiner Nationalität zu entkleiden. Leere Furcht! Wo war der eingewanderte Deutsche jemals etwas anderes, als ein treuer und zuverlässiger Bürger der neuen Heimath? Wo ist seine Sprache und Literatur, sein reiches Wissen und redlich Lehren jemals nicht zu einem vorzüglichen Bildungsmittel geworden?

Wagen wir es nun, aus Natur und Zusammenhang der Länder, wenn man beides mit ihrer Geschichte vergleicht, etwas von den nächsten Aufgaben unseres Volks zu folgern.

Deutschland hat mit einer einzigen gewaltigen Bewegung den Druck, den es von West und Ost erlitt, abgeschüttelt und die Lage hat sich von Grund aus geändert. Die Völker rings um uns her fingen sofort an zu rüsten, als könne jeden Tag ein allgemeiner Krieg ausbrechen, und eilig ahmten sie Deutschlands Wehrverfassung nach; als fürchteten sie, auch einmal Amboss zu werden. Da hat Deutschland die Pflicht, die Völker, wie auf dem Berliner Kongress und seitdem schon so häufig geschah, zu überzeugen, dass ihm nichts so sehr am Herzen liegt, als der europäische Friede, und nichts ferner liegt, als mittelalter-

liche Hegemonieträume. Die realen Verhältnisse sind ja nicht mehr die früheren. Im Mittelalter war Deutschland von schwachen Staaten umgeben, jetzt von drei grossen Militärmächten, die fünfte Grossmacht, England, ist für uns keineswegs zuverlässig, und die sechste, die uns vielleicht mehr zugethan, liegt weit hinter dem Ozean. Ehemals gab es nur einen Kaiser in der Welt, jetzt drei, eine Kaiserin dazu, und der vierte Kaiser kann jeden Augenblick wieder auf der Bühne stehen. Aber auch die theoretische Berechtigung irgend einer kaiserlichen Oberherrschaft ist hinfällig geworden. Ihr eigentlicher Urheber war ja das Papstthum, welches zum Gegenbild und Hebel seiner geistlichen Universalherrschaft die weltliche brauchte: jetzt nimmt keines Landes Politik mehr unbesehen päpstliche Anweisungen an. Die Idee aber des mittelalterlichen Kaiserthums wird im Zeitalter des beschleunigten Verkehrs viel besser erfüllt durch das beständige und leichte Völkerkoncert. Schon länger als ein halbes Jahrhundert haben sich die europäischen Staaten gewöhnt, durch Kongresse wie durch Fürstenbesuche gemeinschaftliche Angelegenheiten zu ordnen.

Wohl aber wird die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung der Dinge zur Folge haben, dass sich die lange Kette der Revolutionen allmählich schliesse, Europa sich beruhige, und Deutschland seinen natürlichen Beruf wieder erfülle. Worin besteht jetzt dieser Beruf? *Erstens* einen Schutzwall zu bilden gegen alle eroberungssüchtigen Tendenzen, die seine und anderer Völker nationale oder geistige Freiheit bedrohen. *Zweitens,* über den Weltfrieden zu wachen und ihn zu vermitteln, wo er bedroht erscheint, durch sein moralisches Gewicht Recht und Gerechtigkeit überall zu stärken. *Drittens,* durch sein kosmopolitisches Wissen und universelles Verständniss den Völkern zu nützen in der Erkenntniss und Förderung ihrer eigenen nationalen Aufgaben, dem europäischen Organismus aber eine möglichst freie und gedeihliche Bewegung zu sichern.

Möchten wir aber näher einblicken in die künftige Stel-

lung der Länder zu Deutschland — welche Völkerdämmerung liegt vor uns! Ich schrieb einmal vor jetzt vierzig Jahren: unser Volk sei im starken Wachsen wie ein Wald, bei dem man es nicht merke, doch Alle würden sich noch einmal wundern, wie mächtig der Wald im Stillen gewachsen. Das liess sich damals aus der Betrachtung der verschiedenen Völkernaturen leicht abnehmen: wer aber möchte prophezeien, wie es in Europa jetzt nach hundert, ja nur nach zwanzig Jahren aussieht! Nur Einzelnes lässt sich aus den gegebenen natürlichen und geschichtlichen Thatsachen folgern; denn jedes Volk, es möge wollen oder nicht, folgt zuletzt doch den Gesetzen seiner Lage, seiner innern Natur und seines grösseren oder geringeren Schwergewichts.

Alle Welt hat sich nachgerade überzeugt, dass Deutschland ernstlich Frieden halten will mit seinem westlichen Nachbar. Liesse dieser blos von politischer Klugheit sich leiten, so würde er suchen, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen gegen England wie gegen Russland. Dann läge unermessliches Kolonialgebiet zu seiner wie unserer Verfügung, und Franzosen und Deutsche könnten einander trefflich aushelfen. Schwerlich aber wird es uns so gut werden. Das tiefste, alles überwältigende Gefühl in Frankreich geht doch auf Wiederherstellung seines politischen Primats und auf Revanche an den Deutschen. Seine methodischen Vorbereitungen und Rüstungen sind sehr umfassend. Von fünf Französinnen wären drei sofort bereit, auf das lebhafteste zu beschwören, niemals, niemals, wenn es Revanche gäbe, wieder ein seidenes Kleid anzuziehen. In grossen Fragen aber, wo die tiefsten nationalen Instinkte entscheiden, müssen die Männer ja doch thun, was die Frauen wollen, gleichwie die Frauen die Sitte, die Männer nur die Gesetze machen. Es gilt da das Sprüchwort vom Tropfenfall, der auch den Stein höhlt. — Bei solchem Ernst der Dinge werden wir uns noch lange Zeit zu hüten haben, dass uns ein neuer französischer Krieg nicht zur *Unzeit* kommt, und dass wir dabei nicht zwischen *zwei* Feuer

gerathen. Bricht der Krieg aber durch ein unglückseliges Verhängniss wieder aus, so könnte die Geschichte vielleicht ihren Weg noch ein wenig weiter rückwärts nehmen, ich meine nämlich, es könnten sich an unseren Westgränzen auch im Rhoneland ähnliche Verhältnisse wieder herstellen, wie sie 800 Jahre lang bestanden haben und nur die letzten 200 Jahre nicht bestanden.

Wir dürfen wohl sicher sein, dass Lothringen wie Elsass sich wieder fest in Deutschland einfügen. Ihr inniger Zusammenhang mit den Rheinlanden, der Lauf all ihrer Flüsse, die Absatzwege ihrer Erzeugnisse, kurz die gesammte volkswirthschaftliche Bewegung lässt sie noch rascher mit uns zusammenwachsen, als die gleichartige Nationalität es vermöchte. Was jetzt, wo die Jahrhunderte lange Verbindung mit Frankreich plötzlich und gewaltsam zerrissen wurde, wo jeder Gegensatz sich im kirchlichen noch bitterer schärfte, schon in wenigen Jahren gewonnen ist, beträgt viel mehr, als Kenner des Landes zu hoffen wagten. Selbst die französischen Lothringer in Nancy und Luneville werden sich allmählich gern ihres alten *vermittelnden* Berufs erinnern, der französische und deutsche Geistes- und Sinnesart hinüber und herüber strömen liess.

Auch unsere alten Reichsverwandten — weil Landes- und grösstentheils auch Natur- und Sprachverwandte — die Holländer und Flamänder, die Wallonen, die Bewohner der Schweiz und all die kleineren Völkerschaften an der Ostgrenze verhielten seit Aufsteigen der französischen Hegemonie sich abgewandt gegen uns. Oft war es nicht so sehr ihre Eigensucht und deutsche Schwäche, was sie uns entfremdete, als französische Politik. Ich will z. B. nur an das ränkevolle Spiel erinnern, durch welches Herzog Philipp der Gute von Burgund im 15. Jahrhundert die holländischen Städte mit der Hansa in Krieg verwickelte, um sie auf immer von ihr loszureissen. Wir können jetzt ruhig warten, bis jene Reichsverwandten von früher sich ganz von selbst uns wieder zuwenden. Denn sie können

von Deutschland nur Wohlthätiges empfangen, nur Schutz und nicht Unterdrückung, nur Förderung und nicht Schädigung ihrer Interessen. Bei jedem Zwang, den Deutschland gegen sie ausüben wollte, würde sein eigenes Verkehrsleben empfindlich leiden.

Italiens Einheit und Macht sind eine wahre Wohlthat für die Welt. Ihre Dauer aber hängt wahrscheinlich von zwei Bedingungen ab: die eine, dass die Italiener neue Kräfte zur See gewinnen — die andere, dass kein Kirchenstaat wieder emporkommt. Italiens Zukunft liegt auf dem Meere, und der menschenarme Orient, der die Lingua franca noch nicht vergessen, wartet auf Ansiedlungen und Handelsbelebung zunächst von Italien her. Noch viel nutzloser für das Mutterland und unsicherer für sich selbst, als die deutsche nach Nordamerika, geht Italiens Auswanderung nach Südamerika. Wird der italienische Staat nicht durch Seehandel und Kolonien Stärke und Beschäftigung gewinnen, so könnte es schwierig werden, dem Städte- und Provinzialgeist zu wehren, dass er die Einheit nicht wieder schädige. Denn so schmal die Halbinsel, so entschieden zerfällt sie in einzelne selbständige Wohngebiete, da von den Hauptrücken des Gebirgs überall Äste bis an's Meer hinunter greifen und in sich abgeschlossene und selbständige Thalbecken bilden. Die Wiederherstellung aber der weltlichen Herrschaft des Papstes würde Italien nicht nur mitten entzwei reissen, sondern sie müsste auch wieder fremde Politik und Waffen herbeirufen, weil sie ohne ausländische Stütze nicht bestehen könnte. Dann würde es unter den drei nächst betheiligten Grossmächten wieder heissen: Wer die hesperische Braut heimführt, dem bringt sie als Mitgift den Primat in Europa.

Im *weiten Osten* haben die Deutschen jetzt mit einem mächtigen Volke zu rechnen, dessen Mutter die Slavin und dessen Vater der Turanier war, das demgemäss von härterem Stoff ist und Energie und Ausdehnungstrieb in ganz anderem Maße besitzt, als die Slaven. So lange Russland

sich seinem grossen und ehrenvollen Kulturberuf in Asien zuwendet, werden deutsche Kräfte und Sympathieen sich gern und förderlich dabei betheiligen. Aber Russland betrachtet sich auch als Vertreter aller Slaven, und möglicher Weise werden sich bei dem uralten Kampf zwischen Deutschen und Slaven einmal russische Waffen betheiligen. Würde das russische Szepter sich im Ernste die Gebiete der untern Donau und des Bosporus unterwerfen wollen, so kämen unsere eigenen Interessen wesentlich in's Spiel. Wir vergessen nicht, dass eine lange Kette unserer altberühmten Städte, wie Konstanz, Lindau, Ulm, Memmingen, Augsburg, Regensburg, Passau, Linz, Wien, Pressburg, Ofen, das Donauthal hinunter nach dem Orient weiset, und dass ihre Handelsblüthe im selben Grade vertrocknete, je tiefer der Orient in türkische Nacht versank. Noch immer geht eine sehr bedeutende Menge deutscher, schweizerischer, österreichischer Manufaktur dorthin: leben jene Länder jetzt wieder auf, so wird unsere gesammte Industrie davon die wohlthätigsten Folgen spüren. Dass jene Gebiete durch eine Handelssperre, wie sie jetzt schon an der preussisch-russischen Grenze gehandhabt wird, uns verschlossen würden, dürften wir uns unter keinen Umständen gefallen lassen.

Wäre nun Österreich, dessen Geschicke uns an's Herz gewachsen sind, dessen Stärke unsere Stärke ist, noch Herr seiner vollen ungetheilten Macht, so hätte die Sache weiter keine Noth. Aber dies Kaiserreich leidet schwer unter dem magyarischen Verhängniss, welches nothwendiger Weise den Aufruhr sämmtlicher Slaven gegen die deutsche Herrschaft nach sich zog. Die Magyaren sind aber ein redendes Beispiel, dass Niemand ungestraft wider die Natur der Völker und der Länder und ihre Traditionen ankämpft. An Zahl nicht mehr als höchstens 5 gegen 10, und an Kulturkraft immerdar dürftig ausgestattet, arbeiten die Magyaren seit bald einem Jahrzehnt in heisser Leidenschaft, ganz Ungarn in ein Magyarien zu verwandeln. Die Folge ist

reissender Niedergang, sittlicher, politischer, wirthschaftlicher Niedergang, und der tödtliche Hass aller nichtmagyarischen Völker im ganzen Bereich der Stephanskrone. Dabei lähmt und lindert magyarisches National-Interesse alles das, was jetzt der Vortheil Gesammtösterreichs fordert. Gebe der Himmel, dass am letzten Ende man in Ungarn noch Vernunft annehme, dass das grosse Donaureich, dessen Länder vorzugsweise durch deutsche Kräfte der Barbarei abgerungen und zusammengenietet sind, recht bald seine Vollstärke wieder gewinne: die Folgen werden sich sonst weithin erstrecken.

Was nun, wenn wir weiter die Donau hinabgehen, die Missstände in der Türkei betrifft, so ist es reine Thorheit, dort auf Verjüngung zu hoffen. Als die Türken noch ein Land nach dem andern mit kriegerischen Schaaren besetzten, ein Volk nach dem andern ausraubten, damals hatten sie ihre goldene Zeit, und fast all ihr Besitzthum rührt nicht vom Handel, Gewerbfleiss und Anbau des Landes her, sondern ist mit den Waffen erobertes Gut. Seit sie vorzugsweise durch deutsche Heere und Feldherren die Donau hinunter geschlagen worden, immer weiter hinunter, neigte sich ihr Stern rasch zum Sinken. Seitdem hat ihr ganzes Staatswesen sich nur dadurch erhalten, dass sie die unterworfenen christlichen Völker auspressten. Aber auch das musste aufhören, weil zuletzt wenig mehr zu nehmen war. Denn wo Türken und Islam herrschen, da verschwindet sofort Kunst und Wissenschaft, dann sinkt die Industrie, dann der Handel, dann selbst Landbau und Viehzucht, alles erlahmt und verfällt, bis das Volksleben nur noch eben dürftig an Küsten und Berghängen hinkriecht und mit jedem Jahre armseliger wird. Seit den letzten Jahrzehnten lebte daher das türkische Staatswesen hauptsächlich vom Schuldenmachen, aber der Goldregen, der aus Börsen-Anleihen es noch einmal berieselte, verging ohne andere Frucht und Folge, als dass gerade in dieser Zeit die sittliche Fäulniss reissend um sich griff. Wohl könnte das

Türkenvolk noch einmal in wildem Fanatismus auflodern und der Welt ein letztes fürchterliches Schauspiel des Sichselbstverbrennens aufführen, von derjenigen Kraft aber, welche ein Staatswesen, wie es die Gegenwart fordert, auf die Dauer erhält und entwickelt, von dieser Kulturkraft haben sie stets nur die eine Hälfte besessen, die kriegerische. Diese militärische Tüchtigkeit zu pflegen und zu stärken, ist augenscheinlich unser Interesse. Denn schaden kann uns der Sultan nicht mehr, unter Umständen aber wird ein tapferes gutgeführtes Türkenheer im Felde uns von grossem Nutzen sein.

All die Dinge im Osten aber hängen wesentlich ab von der Stärke und Schnellkraft Österreichs. Das deutsche Wesen erleidet dort zur Zeit vielfache Verluste: dergleichen hat sich aber schon seit Zuentibolds grossmährischem Reich öfter wiederholt, stets aber sind die Verluste in kurzer Zeit ausgeglichen worden. Und wie soll anders Besserung eintreten, als wenn das deutsche Element, das die Länder des Kaiserstaats zusammengebracht und uralter und neuer Barbarei abgerungen hat, sich wieder zum verdienten Maß der Herrschaft erhebt? Dazu bedarf es grösserer Zuversicht, und diese kann ihm nur werden durch engeren Zusammenschluss mit Deutschland. Unsere Stellung zu Österreich ist noch immer unnatürlich, unhistorisch, unhaltbar. Sie ist unnatürlich: denn die Strassen, welche die alten Römerfestungen im Donauthal verketteten, welche die Nibelungen und die baierischen Einwanderer hinunter zogen, folgen nur dem Lauf unserer Berge und Flüsse. Kein wesentlicher Unterschied des Landes und des Volkes bis an den Rand der magyarischen Ebene. Unsere Stellung zu Österreich ist unhistorisch, weil sich ein gemeinsames mehr als tausendjähriges geschichtliches Leben nicht zerreissen lässt. Dauerte sie fort, so würde sie die Rache der unsichtbaren Mächte nach sich ziehen, die von Volk zu Volk die Verhältnisse regeln je nach innerm und äusserm Zusammenhang. Wer aber könnte sich im Ernst Österreichs Wiederein-

tritt in das deutsche Reich vorstellen! Das hiesse ja nur das Elend des alten Dualismus erneuern und würde Österreich wie uns lähmen und stören in jeder Bewegung. Wohl aber ist eine grössere gesetzliche Annäherung im Handels- und Münz-Verkehr, in Ordnung der Posten und Bahnen, im Rechtswesen, in Universitätsgemeinschaft, in gegenseitiger Freizügigkeit und Ansiedlung, und vielen andern Dingen möglich, was Alles durch eine Art Zollparlament seine Erörterung und Bekräftigung unmittelbar von Volk zu Volk fände. Bis jetzt ist erst erreicht die öffentliche und bündige gegenseitige Gebietsgarantie, die im Übrigen volle Freiheit der Bewegung lässt. Sobald in solcher Weise sich Österreich und das deutsche Reich wieder zusammengefunden, werden vollends sich die Spannungen lösen, die den Welttheil jetzt in Athem halten, dann erst wird europäischer Frieden wieder eine ganze Wahrheit sein.

Deutlicher und zweifelloser, als diese politischen Entwickelungen, liegt im Welthandel, Seeverkehr und Koloniewesen die Zukunft vor uns. Deutschlands Beruf hat auch darin seit fünfzig Jahren gründlich sich geändert. Hätte unser Volk die herrlichen Buchten Griechenlands oder die tiefen Fiords von Norwegen, so hätte es bei seiner angeborenen Wanderlust die Welt überschwemmt und wäre selbst auseinandergeflossen. So aber besitzen wir auf 70 Quadratmeilen Landes nur 1 Meile Küste, und auf 440 Meilen Landgränze nur 160 Meilen Küstenlänge. Unsere Meere sind fast Binnenmeere, und der Weg aus ihnen bis in den freien Ozean ist lang und geht durch enge Strassen. Die Ostseebuchten stecken fast ein halbes Jahr unter Eis, und die Nordsee heisst von ihren Stürmen Mordsee. Auch haben wir wenig gute Häfen, und das Fahrwasser längs unserer Küsten ist voll Untiefen. So wurde uns also von der Natur ein Kappzaum vorgehängt, und Deutschland ein vorwiegend kontinentaler Charakter gegeben. Allein grosse Anrechte auf den Welthandel wurden nichts destoweniger auch diesem Lande dauernd zu Theil. Im Centrum Europas müssen

sich die vornehmsten Handelsstrassen kreuzen, und unser Flusssystem gibt einigen Ersatz für die fehlenden Küstenverbindungen. Ist es dem Deutschen schwer gemacht, ein Seemann zu sein, so ist er dafür auch ein ganzer geworden. Welcher Matrose wird am meisten gesucht unter allen Breitengraden? Der deutsche. Er ist geschickt wie der Grieche und Dalmatier und nüchterner und ordentlicher als der Engländer. Und der deutsche Kaufmann, der sich an der überseeischen Küste niederlässt, verlegt sich nicht wie Portugiesen und Spanier auf den Raubbau, er will nicht blos wie der Franzose Militärkolonien oder wie der Holländer Faktoreien, sondern noch mehr als bei dem Engländer geht sein Trachten weitsichtig auf dauernde Ansiedlung, auf Hebung von Handel und Ackerbau, Gewerbe und Volksbildung in der neuen Heimath: kurz, er ist der eigentliche weltbürgerliche Kaufmann. Deshalb hatte Deutschland das ganze Mittelalter und noch das sechzehnte Jahrhundert hindurch seine Hansen und grossen Kompagnien für den Welthandel, und die Ursachen, welche die Triebkraft unserer Städte lähmten, lagen weniger in den neuen Seewegen, als in der inneren Stockung, die nach langer Blüthezeit nothwendig eintrat, in den Reformationsstürmen, im Verderben des Orients, und im Siege der Territorialherrschaft, welche den Aufschwung der Städte umzingelte und erdrückte.

Diese Zeiten der Schwäche, der Zerrissenheit, der unerhörten Verwahrlosung aller nationalen Interessen liegen hinter uns, die Fesseln am Sund, an den Rhein- und Donaumündungen sind gesprengt. Der deutsche Rheder nahm erst dem englischen den grössten Theil seines Seeverkehrs mit unsern Küsten aus der Hand, dann trat er mit ersichtlichem Erfolg mit ihm in Wettstreit in Südamerika, dann in Nordamerika, dann in den östlichen Meeren. Dies geschah ohne Schutz und Hülfe durch deutsche Diplomatie und Seemacht, lediglich durch die Tüchtigkeit, die der einzelne Deutsche für sich entfaltete, und trotz des sehr

geringen Ansehens, in welchem wir als Nation standen. Jetzt aber fühlen sich unsere Grossrheder und Schiffskapitäne wie befreit von langem schwerem Druck. Als ich in den letzten Jahren marokkanische und orientalische Handelsstädte besuchte, sprach jeder grössere Kaufmann von der Ehre, deutscher Konsul zu werden. In unserm Haupthafen, in Hamburg, stieg schon von 1867 bis 1871 die Gesammtbewegung der Ein- und Ausfuhr von 46 Millionen Zentnern auf 81, verdoppelte sich also damals schon in so kurzen Jahren. Weßhalb? Weil die Thätigkeit und Unternehmungslust, aber auch Reichthum und Verkehr in unserem Volke gestiegen, und weil die Waarenzüge die alten Welthandelsstrassen wieder einschlagen. Viel Grösseres noch bereitet sich im fernen Osten vor. Das ungeheuerste Wasserbecken der Erde, das früher selten einmal ein einsamer Kiel durchfurchte, der stille Ozean, belebt sich an all seinen Rändern, Japan und China gerathen in die Welthandelsströmung. Ist es nun nicht eigenthümlich, dass die Deutschen dort rasch die zweite Handelsmacht geworden, dass sie an vielen Orten selbst die Engländer überflügelten? Nun aber werden in nicht ferner Zeit die Eisenbahnen mitten durch Russland und Asien nach dem Osten ziehen und Länder erst aufschliessen, in denen ein Drittel der lebenden Menschen wohnt. Auf diesen Eisenbahnen rollt dann der Handel, denn er zieht immer den sicheren Landweg vor. Die Waarenzüge, die dann nach und von Ostasien kommen und gehen, werden sich theilweise in Russland sammeln und zertheilen, theilweise aber erst in der lebendigen und völkerverbindenden Mitte Europas. Und wenn die Eisenbahnen nach Konstantinopel, nach Kleinasien und längs des persischen Meerbusens nach Indien fertig sind, müssen sie uns nicht ähnliche Vortheile bringen? In der That, soweit auch Deutschlands Welthandel und Seemacht noch hinter England zurückstehen, nicht gering sind die Aussichten.

Aber unsere Industrie? Billig und schlecht — hiess

es vor ein paar Jahren. Ich glaube, dies Geschrei war etwas vorlaut. Wer eben als Sieger von einem grossen Waffentanze kommt, ruht sich erst eine Weile aus, bis er wieder zu Hammer und Webstuhl greift. Unsere Industrie hielt seit 50 Jahren getreulich Schritt mit unserer nationalen Entwickelung überhaupt: an Zurückbleiben ist nicht mehr zu denken. So gewiss Deutschland im Reformationsjahrhundert das vornehmste und reichste Industrieland war, so gewiss die vielbewunderten französischen Königsrüstungen aus deutschen Werkstätten stammten, ebenso gewiss und unaufhaltsam werden die Fortschritte sein, weil die Nation einmal im Zug ist und weil sie noch viel nachzuholen hat.

Die ganze Schmach unserer früheren Zustände spiegelt sich noch in der deutschen Auswanderung. Noch immer schickt unser Vaterland jedes Jahr ein grosses wohlausgerüstetes Heer kräftiger Männer und Frauen über die Gränze, und im Augenblick, wo es über die Gränze tritt, ist es für uns verschwunden, es dient den Fremden, wird Völkerdünger. Selbst der schwächliche Brasilier erlaubt sich brutale Ausbeutung einer Art weisser Sklaven, die unsere Landsleute sind. Auf der ganzen weiten Erde kann die mächtige deutsche Nation kaum ein Arbeitsfeld ihr eigen nennen, es sei denn innerhalb ihrer eigenen Gränzen. An der noch fast überall offenen Schatzkammer haben alle Völker ihren Antheil, die Deutschen allein stehen weit hinter ihnen zurück. Wird, kann das noch lange so fortdauern? Endlich wird man sich doch auch in Palast und Hütte der Einsicht nicht länger verschliessen, dass eine grosse Nation ebenso nothwendig ihre eigenen Kolonieen braucht, wie eine starke Familie ausser ihrem Haus Zweige ansetzt, die nicht blos auf Miethe ziehen. Es gibt in überseeischen Ländern Lebensfragen für die ganze Menschheit zu lösen, und die Deutschen lassen sich nicht mehr davon wegweisen. In der Frische aber der Urwälder und der Ozeanswogen werden wir vollends den Staub von

zwei Jahrhunderten abspülen, der auf noch so manchen Zweigen unsers Denkens und Handelns liegt.

Als ich in meiner Jugend an den Gränzen der Civilisation umherstreifte, traf ich überall auf eine merkwürdige Thatsache. Die ersten Axtschläge, die im Urwald erschallten, den ersten Pflug, der die Prairie aufbrach, führte selten eine deutsche Hand. Unsere Landsleute kamen erst, wenn die gröbste Arbeit gethan war. Dann kauften sie den Pionieren Blockhütte und Acker ab und schickten sie weiter, richteten sich behaglich ein, und alsbald bekam die Wildniss Leben und Wohnlichkeit. Liegt etwa darin eine Andeutung für unser zukünftiges Kolonialsystem? Wie viele armselige Völklein gibt es, die ungeheure Strecken nur mit ihrem Namen bedecken und der Menschheit verschliessen? Oder lässt sich nicht schon berechnen, wie weit noch die eigenen Kräfte von Spaniern und Portugiesen, von Dänen, Holländern, selbst von Franzosen und Engländern ausreichen, um ihre überseeischen Besitzungen zu behaupten und zu besiedeln? Die Engländer nahmen die schönen Länder in Besitz, wo französische Pflanzer und Waldläufer vor ihnen waren; könnten durch irgend eine historische Fügung nicht auch die Deutschen einmal Erben sein?

Sehen wir nun schliesslich noch auf zwei innere Fragen, so schwebt eine auf Aller Lippen, blutet in jedem Herzen. Als Volk der Mitte Europas kämpft das deutsche, treu seiner Weltstellung, den eigentlichen Centralkampf unserer Epoche, aus welchem sittliche und geistige, wie politische und soziale Gestaltungen, je nachdem der Sieg auf die eine oder andere Seite fällt, Form und Norm hernehmen werden. Deutschland kämpft für alle Völker: ohne seinen Widerstand hätte die ultramontane Strömung zweifellos die Länder alle überfluthet, keines trug eine haltbare Rüstung. Seit die erste grosse Bewegung der Reformation und Antireformation zum Stehen kam, war die päpstliche Kirche im leisen stätigen Vordringen. Sie verlor nur in Ostasien: in Nordamerika dagegen, in England, in Belgien, in den romanischen Ländern,

in Deutschland selbst blieb sie beständig im Vorschreiten. Zuletzt erhoben sich ihre Lenker zum Angriff auf die Grundrichtungen des Staats- und Kulturlebens der Gegenwart, gewiss nicht aus bloser Herrschsucht, sondern um die politischen und sozialen Revolutionen, um die ganze Unruhequal unserer Zeit zum Schweigen zu bringen durch das höchste und stärkste Prinzip der Autorität. Und siehe da, gleichwie durch ein sichtbares Hineingreifen Gottes erstand das deutsche Kaiserthum wieder, und sofort wie durch ein Naturgesetz stand es wieder im heissen Kampfe mit dem Papstthum. Wäre Deutschland nicht durch sein neues Reich geeinigt und gefestigt, wieviel tiefer noch würden jetzt entzweiend und zersetzend die feindlichen Prinzipien gerade in unserm Volke wühlen!

Jeder Rückblick auf unsere Geschichte lehrt, dass unser alter Streit mit jener bestorganisirten Macht des Erdrundes uns zwar welthistorische Ehren, aber auch stets nationale Leiden und schwere Wunden brachte. Es scheint auch jetzt nicht anders zu kommen. Jeder hat sich wohl auf lange Dauer dieses Streits, auf dessen Ausbreitung über noch andere Länder, auf dessen Eindringen in alle nationalen und politischen Fragen gefasst gemacht.

Zwei historische Thatsachen aber geben vielleicht einen Fingerzeig für die Zukunft. Im Jahr 800 und im Jahr 962 war es der Papst, der aus eigenem Antrieb und im eigenen Interesse das Kaiserthum erneuerte und dessen Krone dem König der Deutschen auf's Haupt setzte. Durch geschickte Benützung dieses Krönungsrechts erhob sich die weltliche Macht der Kurie. Allein seit Rudolf von Habsburg 1273 die bürgerliche Periode unsers Reichs eröffnete, sank die Weihe der römischen Krönung in der allgemeinen Werthschätzung. Als man den Unruhen und Leiden, welche des Papstes Interdikt zu Kaiser Ludwigs Zeiten über Deutschland verhängte, ein Ende machen wollte, erklärten die Kurfürsten: die Kaiserwahl gelte auch ohne päpstliche Bestätigung. Maximilian I., der die frühere konstitutionelle

Periode der Reichs- und Kreistage und Kammergerichte begann, nannte sich erwählter Kaiser. Bei dem Abschluss des westfälischen Friedens machte des Papstes Widerspruch keinen Kummer mehr. Die Verhandlungen über die Akte des deutschen Bundes gingen ohne ihn vor sich. Vollends bei der Kaiserkrönung Wilhelm I. dachte Niemand mehr an die römische Kurie. Also seit 600 Jahren bei jeder Erneuerung des politischen Zusammenhangs der deutschen Staaten geringere Mitwirkung des Papstes, endlich ihr volles Aufhören. Mehr und mehr nimmt der Staat zurück, was er von seiner Natur und seinem Recht an die Kirche verlor. Gelang es dem Jesuitenorden doch nur durch die geistlichen Landesherrschaften, halb Deutschland wieder katholich zu machen: jetzt sind jene alle dahin. Das Interdikt aber, früher die furchtbare Waffe der Kurie, übt jetzt der Staat zu eigenen Gunsten. Lenkt die päpstliche Kirche nicht bei Zeiten ein, so wird sich das staatliche Interdikt auf immer weitere Kreise ausdehnen, und je länger dies dauert, um so gewisser und siegreicher wird endlich — bei dem jetzigen Stande des Wissens und der leichten Gedankenverbreitung — dem Unfehlbarkeitsprinzip sich ein anderes Prinzip entgegensetzen, das noch viel tiefer in der Zeit liegt, nämlich die Autonomie der Gemeinden.

Ganzer Frieden aber wird erst dann kommen, wenn auf jedem Dorfe der Schulmeister mit dem Pfarrer auch in Amt und Gehalt eine ganz gleiche soziale Stellung einnehmen, in Studien und Staatsexamen ihn vielleicht noch übertreffen wird. Was nämlich die Kirche einst so gewaltig machte, das war nicht blos der starke Arm des Staates, dem sie befahl, nicht blos die tiefste und heiligste Sehnsucht des Menschen, die Religion, — es war auch der Besitz des höheren Wissens. Nun hat sich im selben Grade, als der Staat sich mit jedem Jahrhundert von klerikalen Fesseln freier machte, auch die grosse und unwiderstehliche Macht, welche in der höheren Bildung liegt, von der Kirche abgelöst und sich mehr und mehr auf eigenen und

unabhängigen Grund und Boden gestellt. Die Geschichte markirt in dieser Beziehung deutlich die drei grossen niedersteigenden Stufen für die Kirche, das 13. und 16. und 19. Jahrhundert, und auf jeder dieser Stufen sehen wir vornehmlich deutsche Kräfte thätig, um das Prinzip wissenschaftlicher Forschung und der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu vertheidigen und unüberwindlich zu machen. So grossartig kühn der Gedanke ist, durch die päpstliche Unfehlbarkeit auch auf dem Gebiete der Kultur und Wissenschaft die Herrschaft wieder zu erobern, nach menschlichem Erkennen reichen die Mittel nimmermehr aus.

Ein anderer weitaussehender Kampf, der soziale, hatte bisher seine blutigen Wahlstätten vornehmlich in Paris und Lyon. Je mehr Frankreich von seiner bisherigen Hegemoniestellung zurücktritt, um so gewisser wird sich auch dieses Kampfes Last nach Deutschland herüberwälzen. Fehlt es etwa an Anzeichen daran? Auch vormals gab es in Deutschland einen Bauernkrieg, anderswo nur Bauernaufstände, und schon in unseren blutigen Zunftkämpfen spielten die Arbeiter ihre Rolle. Aber Deutschland hat auch noch seine Massen sesshafter Bürger und Bauern auf eigenem Grund und Boden: andere Länder haben bald nur noch Pächter und Arbeiter, Heuerlinge oder winzig kleine Grundbesitzer. Das ist der eine Anker in diesen dunkeln Stürmen der Zukunft. Der andere liegt in der unaustilgbaren Neigung aller Deutschen zu einem festen eigenen Amt, Geschäft und Besitzthum. Vielleicht ist es auch ihrem angeborenen Sinn für alles wahrhaft Gerechte und Humane vorbehalten, in der schweren Aufgabe friedlicher Reform der Erwerbs- und Gütervertheilung einen guten Schritt weiter zu kommen. Fast kein anderes Parlament hat den Sozialisten den Zugang so erleichtert wie der deutsche Reichstag. Parteien aber von so tiefen Wurzeln lassen sich mit Erfolg nur dann bekämpfen, wenn man sie innerlich entkräftet, indem man ihnen ihre falschen Ideen überlässt, sich selbst der wahren und berechtigten Prinzipien bemächtigt, die ihr Leben be-

dingen. Hier hat unser grosser Reichskanzler — allen Völkern zum Vorbild — bereits Treffliches in's Leben gerufen, und hier liegt noch ein weites Arbeitsfeld für die Reichsgesetzgebung, für die Assoziationen der Einzelnen, und für die evangelische wie die katholische Kirche, die nicht ohne Grund auch auf diesem Gebiete ihre Mission erblickt. Wer sich aber der friedlichen Reform verschliessen will, wer sich ausserhalb des Staates stellt, der muss auch als ein Mensch ausser dem Gesetze behandelt werden. Und da können wir uns wahrlich Glück wünschen, dass zur rechten Zeit die geeinigte Kraft des Reiches wieder erstanden.

Des Reiches dauernde Stärke aber ruht nur im eigenen Volke: möge man also seine natürlichen Neigungen und Bedürfnisse wohl zu Rathe ziehen, vor allen Dingen Maß halten in der Centralisation. Keinen Augenblick verkenne ich, dass man mit den heutigen Macht- und Verkehrsmitteln Hindernisse, die früher schwer lasteten, jetzt spielend überwindet. Doch immer liegen in der Natur und Gestaltung der Länder noch stärkere Antriebe: bewusst oder unbewusst werden die Völker ihnen wieder gehorchen. Das vielgestaltige Deutschland hat einmal keine natürliche Einheit, nur sein Volk ist gleichartig und kann einig sein. Das Provinzielle, der Stämme Besonderheit ist dem deutschen Boden deutlich auf die Stirn geschrieben: jeder Versuch, diese Handschrift der Natur in den Geistern auszulöschen, würde zuletzt Unbehagen, Widerwillen, Unglück erzeugen. Nur etwa 400 Jahre lang konnten unsere alten Kaiser daran denken, die deutschen Lande gleichförmig zu durchherrschen, — allerdings politisch unsere grösste Zeit, aber auch voll der blutigsten Bürgerkriege. Sollte nicht gerade das deutsche Reich auch den Beruf haben, die Militärmächte anzuleiten, wie man gedeihlich decentralisire, ohne die Macht zu schwächen?

Möge das neue deutsche Reich in seiner ganzen frischen Kraft bestehen bleiben. Darin liegen alle unsere Hoffnungen, dass die stets drohenden Gefahren, welche die Weltstellung Deutschlands mit sich bringt, es nicht wieder übermannen

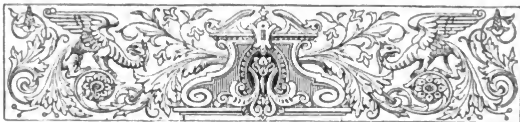
werden. Im ganzen Laufe seiner Geschichte hatte es vielleicht niemals so viel argwöhnische und starke Nachbarn, so erbitterte Feinde.

Wahrlich, schwere Aufgaben liegen vor uns, dunkle Gefahren um uns her. Unter ihrer Last könnten dem jungen Reiche fast die Schultern brechen. Lösen können wir die Aufgaben nur dann, bestehen die Gefahren nur dann, wenn wir unsere Stellung nach jeder Seite hin scharf im Auge behalten, wenn wir uns keinen Augenblick scheuen, für das, was unser Recht und Interesse ist, sofort mit ganzer Entschlossenheit einzutreten, — wenn unser Volk bei all dem erhabenen Genie und hohen Muthe seiner Helden und Führer nichts einbüsst von unsern alten Tugenden der Gottesfurcht und Bescheidenheit, des bürgerlichen Fleisses, der Mannhaftigkeit und Ausdauer, — und wenn uns Alle der edle Beruf beseelt, den die Weltvorsehung in dieses deutsche Land niederlegte, dass es sei der grosse Sprechsaal der Völker, der Hort des europäischen Rechtes und Friedens, und mitten zwischen romanischem und slavischem Absolutismus ein unüberwindlicher Schutzwall für geistige und bürgerliche Freiheit[1].

---

[1] Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, darauf hinzudeuten, wieviel von diesem Vortrage, der in der Festsitzung der baierischen Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1874 gehalten wurde, seitdem durch neue Thatsachen sich bewahrheitet hat.





II. Ein amerikanisches Urtheil über Deutschland.

Im Mittelalter ärgerten sich andere Leute über die Deutschen, weil bei diesen zwei Dinge gar zu gross seien, ihr Durst und ihr Nationalstolz. Gute Trinker sind unsere Landsleute alleweil geblieben, der Stolz aber auf unser Volk wurde in den unseligen Zeiten des dreissigjährigen Krieges so sehr niedergebrochen, zermalmt und vernichtet, dass er in den letzten fünfzig Jahren erst wieder anfing, sich aufzurichten, und dass trotz der letzten Kriegsthaten, trotz der immer offener anerkannten deutschen Hegemonie, gleichwohl Manchem unter uns leises Bangen anschleicht, wenn wiederum dunkle Wolken ringsum herandrohen. Kein Volk der Gegenwart hat in seinem Schooße so viele unglückliche Schwarzseher und so viele freche Verkleinerer und Verdächtiger seiner Leistungen und wohlberechtigten Hoffnungen. Und wagt es einmal ein Deutscher darzulegen, was andere Völker dem seinigen verdanken, so erscheint sicher alsbald ein darob erzürnter Landsmann, der diese Lorbeeren mit den Zähnen zerreissen möchte. Da thut es gut, unparteiische Stimmen von vielkundigen Ausländern zu vernehmen, und es ist ein schönes Verdienst desselben jungen Göttinger Gelehrten, der jüngst so gründlich über Geschichte und Reform der Erbpacht geschrieben,

Dr. Wilhelm Ruprecht, dass er uns mit dem Zeugniss des berufensten Sachverständigen bekannt macht, das in Amerika Aufsehen erregte, in Deutschland aber kaum beachtet wurde, da es in der in Europa wenig gelesenen Zeitschrift der amerikanischen geographischen Gesellschaft erschien. Es ist ein Vortrag, welchen vor einem halben Jahre in diesem Vereine Dr. Andrew D. White über the new Germany gehalten hat [1].

Der Verfasser ist Urheber und Präsident der berühmten Cornell-Universität in Ithaka (New York), welche für die Vereinigten Staaten ein ganz neues Prinzip aufstellte, nämlich, durch geschichtliche wie juristische, politische wie volkswirthschaftliche Studien Männer für den Staatsdienst vorzubilden. Es war eine grosse Kühnheit, aber auch hohe Einsicht und Vaterlandsliebe, welche den Muth eingab, solch ein Prinzip in einem Lande aufzustellen, wo alle Aemter gute Beute der Parteiführer sind, wo nicht Fähigkeit, nicht Rechtschaffenheit, sondern nur die Dienste, welche man der Partei geleistet hat, zum Amte verhelfen, und wo es den Meisten im Grunde ebenso lächerlich erscheint, Konkurrenzprüfungen für ein Staatsamt, wie für das nächste beste Krämergeschäft einzuführen. White hat indessen das Glück gehabt, dass mehr und mehr bedeutende Männer aus allen Parteien ihm zustimmten, und dass seine Hochschule an Zahl der Besucher wie an Ansehen beständig zunimmt. Die Idee zu seinem Werke hatte er in Deutschland geschöpft, wo er studirt hatte und wohin man vor vier Jahren keinen zum Gesandten besser passenden Mann zu schicken wusste, als gerade ihn. Zwei Jahre lang bekleidete er die Stellung eines amerikanischen Gesandten in Berlin, machte während dieser Zeit in Deutschland, das er bereits sechsmal besucht hatte, noch ergänzende Studienreisen und kehrte dann auf seine geliebte Cornell-Hochschule zurück.

---

[1] Neu-Deutschland. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Wilhelm Ruprecht. Göttingen 1883. Vandenhoek & Ruprecht.

Ergötzlich hebt White hervor, wie oberflächliche Touristen die deutsche Gegenwart schildern. Den Engländer trifft in Deutschland ein tiefer Schmerz: man kommt ihm nicht mehr ehrerbietig entgegen, er findet Zunahme der nationalen Selbstachtung und ach, steigende Gleichgültigkeit gegen englisches Urtheil: dergleichen setzt ihn in Erstaunen, weil er es für ganz verkehrt und unberechtigt hält. Der Franzose kann nicht begreifen, warum die Deutschen behalten wollen, was sie eroberten, und warum Herrn v. Bismarck mehr an der guten Meinung seines eigenen Landes, als an der Frankreichs gelegen ist. Der Amerikaner aber entsetzt sich darüber, dass in Deutschland Männer, Weiber und Kinder Bier trinken und der Musik lauschen, während es ihm doch passender schiene, wenn die Männer Branntwein tränken und sich rauften, die Frauen aber soviel Thee tränken und soviel klatschten, wie es bei ihm zu Hause allgemeine Sitte ist. Weniger ernste Yankees sind ausser sich darüber, dass viele Deutsche mit dem Messer essen und in Gurgeltönen sprechen, während sie doch durch die Nase sprechen könnten.

Was aber die meisten Amerikaner empört und weßhalb sie meinen, auf einer höheren moralischen und religiösen Stufe zu stehen, das ist der religiöse Unglaube, in welchem sie Deutschland versunken wähnen. White ruft ihnen zu: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!« und erklärt in Bezug auf Deutschland gerade heraus: in keinem Lande sei das Familienleben reiner; nirgends des Einzelnen Recht unverbrüchlicher, sein persönlicher Charakter sorgfältiger von der Presse gewahrt; nirgends würden private Geschäfte solider, öffentliche ehrenhafter betrieben; nirgends Wissenschaft, Literatur und Kunst in einem höheren und würdigeren Geiste gepflegt; nirgends junge Herzen weniger durch Skandale verdorben, nirgends herrsche weniger Unehrerbietigkeit und Spötterei; nirgends seien Trunkenheit, Raufsucht und Verbrechen weniger verbreitet. Ganz besonders legt White Gewicht darauf, dass er in vier Jahren seines

Aufenthaltes in Deutschland zusammen nicht so viele Betrunkene gesehen habe, wie in Amerika an einem einzigen Festsonntag. Unser freundlicher Schutzredner denkt freilich nicht daran, dass die Deutschen, deren ewiges Feuchtigkeitsbedürfniss noch aus dem langen Wohnen in den germanischen Wäldern herstammt, eben deshalb auch mehr vertragen können als andere Leute. Vollständig aber möchte ich nach eigener Beobachtung fremder Völker beistimmen, wenn White zwei Gegensätze an den Deutschen hervorhebt. Es gäbe kein Volk in der Welt, das in seiner grossen Mehrheit sich so gleichgültig gegen Dogmen und Liturgie verhalte, kein Land, wo man furchtloser die Wahrheit zu erkennen suche und die biblische Kritik beharrlicher betreibe, — und doch könne man sagen, dass kein Volk eine tiefere Ehrfurcht vor dem Höchsten im Herzen trage, keines ernster nach Religion strebe, keines für den Gedanken der Pflicht empfänglicher sei, keines tiefer von Sittlichkeit durchdrungen, keines mehr zu heiliger Begeisterung für ewiges Recht und Gerechtigkeit geneigt, keines standhafter darauf bedacht sei, Ideale zu verwirklichen, als das deutsche Volk. Aus dankbarem Herzen fügt White noch bei: »Ich kann es nicht vergessen, dass in den düstersten Stunden unseres furchtbaren Bürgerkrieges, während andere, sich christlicher Strenggläubigkeit rühmende Völker offen und insgeheim die Anarchie in Amerika förderten und bereit waren, Bündnisse mit der Sklaverei zu schliessen, Deutschland allein den Glauben hatte, dass noch Gerechtigkeit in der Welt herrschen müsse und mit Herz und Hand zu uns stand«.

Der Deutsche ist im täglichen Leben oft sehr grob, das will auch unser amerikanischer Freund nicht verschweigen, er setzt aber hinzu: er kenne kein Land, in welchem der blose Reichthum ohne Bildung so wenig gelte, wo ein auf schmutzige Weise Reichgewordener so unauslöschlicher Verachtung anheimfalle, wo man weniger gemeine Prunksucht finde, als in Deutschland. Dieses Landes ganze gesellschaftliche Ordnung sei von dem Ge-

danken durchdrungen, dass der Mensch nicht vom Brode allein lebe. Aus verborgenen Quellen fliesse hier der Wirklichkeit etwas von einem höheren idealen Leben zu, und es sei ein wunderbarer Charakterzug der deutschen Gesellschaft, dass selbst der Menge Derer, die in dem alltäglichen Getriebe fast aufgingen, noch ein Ideal der Treue, Schönheit und Güte bleibe.

Der Amerikaner hat vor allem scharfen Blick für das, was zum Geschäftsleben gehört, und bemerkt sofort, woran es da fehlt. Im gewöhnlichen deutschen Geschäftsbetriebe findet auch White vielfach, und zwar mit vollstem Rechte, eine gewisse Engherzigkeit und Kleinlichkeit, eine seltsame Ängstlichkeit, von den grossen Handelsströmungen Vortheil zu ziehen. Es fällt ihm auf, dass das Gewerbe in deutschen Städten für weniger ehrenvoll und ehrlich gehalten wird, als in amerikanischen Städten gleichen Umfanges. Handeltreibende Amerikaner beanspruchen leicht grösseren Gewinn, aber man findet bei ihnen weit weniger kleinliche Betrügereien, als in den entsprechenden deutschen Schichten. Man ist auch in Amerika viel gewissenhafter und geschickter in der Wahl des zu verarbeitenden Rohstoffes, und die Arbeit selbst wird solider, geschickter, wirthschaftlicher ausgeführt, als in Deutschland. Kein amerikanischer Handwerker von nur einigem Rufe würde z. B. daran denken, zur Herstellung der gewöhnlichsten Möbel so erbärmlich getrocknetes Holz zu verwenden, wie es in Deutschland häufig zu wirklich künstlerischen Arbeiten gebraucht wird. Von einer grossen Anzahl scharfsinniger und werthvoller Methoden der Konstruktion, die in Amerika allgemein verbreitet sind, hat das deutsche Handwerk kaum eine Ahnung. Solche Schattenseiten lassen sich leider nicht leugnen. Sie hängen zusammen mit dem riesigen Alp von Handels- und Gewerbebeschränkungen, die erst in unserer Zeit weggeschafft wurden. Trotz des selbstsüchtigen Englands gefährlicher Nebenbuhlerschaft nimmt unser Welthandel mächtig zu, das rasche Aufblühen unseres Kunst-

gewerbes bringt die Franzosen zur Verzweiflung, und endlich wird es doch der erleuchteten Fürsorge der Regierungen gelingen, die Netze und Schlingen vollends zu zerreissen, mit welchen die nackte Geldwirthschaft, deren höchstes Prinzip die höchste Freiheit im Geldverdienen ist, unser gewerbliches Gedeihen noch umschlungen hält. »Man darf sich nicht verhehlen, dass Deutschland in dieser wie anderer Hinsicht stätige und gesunde Fortschritte macht«.

Es war White vorzüglich darum zu thun, seine amerikanischen Landsleute auf so mancherlei hinzuweisen, was sie an Deutschlands Beispiel lernen könnten. Nicht genug kann er betonen, dass die Grundanschauung der ganzen deutschen Staatsverwaltung die sei, dass jeder Beamte, vom Reichskanzler bis zum niedrigsten Schreiber, nicht im Interesse irgend eines Menschen oder einer Clique oder Partei, sondern einzig und allein im Interesse des ganzen Volkes handele. Dieses Grundprinzip des deutschen Staatswesens findet er namentlich auch in der Justizverwaltung lebendig. Sie sei streng, jedoch gerecht, und lasse der Sophisterei und Rechtsverdrehung so wenig Raum als möglich, während das amerikanische System die Begehung von Verbrechen erleichtere, die Bestrafung erschwere, und in den grossen Städten eine organisirte Klasse von Verbrechern habe aufkommen lassen, die zu Zeiten deren Führer in den Stand gesetzt habe, den Richtern Bedingungen vorzuschreiben. Auch aus dem deutschen Civilrechte könnten nach White's Ansicht seine Landsleute noch viel Werthvolles lernen, obgleich er die Methode des gemeinen Rechts in Amerika nicht gegen die deutsche vertauschen möchte. Wir erlauben uns zu zweifeln, ob er diese Ansicht noch festhalten würde, wenn er thatsächlich dieselbe Rechtsfrage sich vor deutschem und amerikanischem Gerichte abspielen sähe. Das letztere ist nicht ganz so kostspielig und umständlich und die endliche Entscheidung nicht ganz so ungewiss, wie bei dem Verfahren in einem englischen Gerichtshofe gegen einen durch Geld oder Vornehmheit

mächtigen Gegner, allein im grossen Ganzen sind die Fallstricke im amerikanischen Civilprozesse doch beinahe ebenso schwierig zu vermeiden, wie irgendwo an der Theiss oder unteren Donau.

Wenn Deutschland in geistiger Entwickelung, wie allgemein anerkannt werde, das erste Land der Welt sei, so habe sich, erklärt White, dieser Zustand aus dem früheren, wie alles Gute in Deutschland, durch lange andauerndes Denken, Arbeiten und Kämpfen entwickelt. Das Lehren sei bei den Deutschen ein ehrenvoller Beruf, eine Lebensaufgabe: der Lehrer werde nicht angestellt, weil er billig, sondern weil er gut arbeite. Für die niederen Schulen herrsche Decentralisation, für die höheren Centralisation. Jeder Bauer habe die Volksschule vor der Thüre, ganz Deutschland aber nur 21 Universitäten, während in den Vereinigten Staaten 360 Anstalten Universitätsdienste zu leisten behaupteten, wozu ihnen doch die Mittel fehlten. White schlägt vor, es sollten 20 bis 30 dieser Colleges, nämlich die bestausgestatteten, dahin streben, allmählich die Dienste wirklicher Universitäten zu leisten, und Zuhörer anzuziehen, die wirklich den Bildungsgrad von Universitätsstudenten hätten: die übrigen Anstalten aber müssten Mittelschulen werden und den Ruhm von Eaton und Harrow in England sich zum Ziele stellen. Allein der Präsident der Cornell-Universität, der sein Land von ganzer Seele liebt, wird wohl selbst nur schwache Hoffnung hegen, dass seine Vorschläge zur Ausführung kommen. Geschehen könnte es, aber erst dann, wenn dreimal soviel Deutsche, als jetzt, in den Vereinigten Staaten angesiedelt und in Geist und Sinn deutsch geblieben wären. Bis dahin werden dort der Universitätsentwickelung wohl zwei Hindernisse unüberwindlich entgegenstehen, das eine ist der Family Compact, das ist in jeder Landschaft der allherrschende Zusammenhalt geldreicher Familien, das andere der Mangel geistiger Freiheit, der unentbehrlichen Lebensluft für die Wissenschaft.

Voll Trauer im Hinblick auf die übermüthige und noch lange, wie es den Anschein hat, unaustilgbare Herrschaft des Sektenwesens in Amerika sagt White: »Es ist in der That unmöglich, einem Deutschen verständlich zu machen, warum es lutherische Mathematik, kalvinistische Philologie, episkopale Naturphilosophie, unitarische Chemie, baptistische Geologie oder methodistische Botanik geben soll, oder wie es überhaupt eine solche geben kann«.

Vor der Methode aber des Unterrichts in Deutschland wird gewarnt. »Bei all' meiner Bewunderung für das deutsche Unterrichtswesen muss ich mich zu der Überzeugung bekennen, dass in vielen Schulen zuviel scholastischer Druck herrscht, dass die Jugend zuviel lernen, aber zu wenig denken muss, dass die Kunst der Initiative gefährdet, die individuelle Kraft untergraben wird. Bisweilen habe ich, wenn ich vor der Klasse eines der verschiedenen Gymnasien oder unter den Studenten einer der verschiedenen Universitäten, die ich besucht habe, sass, einen Mangel an jener zurückgehaltenen, noch unverbrauchten Kraft zu bemerken geglaubt, welche die amerikanischen und englischen Studenten im praktischen Leben so sehr fördert«. — Wollte Gott, dies wäre mit Unrecht gesagt! Es ist nicht zu ermessen, wieviel kernige Kraft und Frische auf unseren Gymnasien durch kleinliche Gelehrsamkeit ausgemergelt, oder durch einen furchtbaren Ballast von Studien, die für die Nation, wie für das praktische Leben unfruchtbar bleiben, geradezu erdrückt wird. Das wird wohl nicht eher anders werden, als bis Niemand mehr öffentlicher Lehrer oder Beamter wird, der nicht ein Jahr lang sich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten umgesehen hat.

Unser amerikanischer Gönner erklärt sich »das majestätische Eintreten Deutschlands in die Reihe der Weltmächte« nicht etwa als Folge eines glücklichen Zufalles oder eines höheren Despotenstreiches, sondern als die nothwendige Folge fortgesetzter Opfer und langwierigen Arbeitens und Kämpfens. Deutschland habe diesen Ruhm

nicht nur durch den Sieg im Felde, sondern noch weit mehr durch den Sieg über sich selbst, über Neigungen zur Trägheit und Unvernunft gewonnen, und »es sei der deutsche Reichthum an kriegerischem, staatsmännischem und diplomatischem Genie deshalb so erhaben und ruhmvoll, weil er durch heldenhafte Anstrengung eines gesunden Volkscharakters errungen sei«. White blickt zurück auf die traurigen Zeiten, wo im sechzehnten Jahrhundert »Deutschlands geographische Lage die Einwirkung des Auslandes herbeiführte und eine Anarchie neuer Art, nicht nur eine politische, sondern eine Anarchie seines ganzen Lebens einriss. Deutsche Literatur und Kunst wurden mit einer dicken Kruste französischer Frivolität überzogen. Der erloschene Vulkan war mit Unkraut überwuchert. Lange, nachdem alle anderen europäischen Nationen eine moderne Literatur entwickelt hatten, besass Deutschland noch nichts der Art«. Es wäre hier wohl beizufügen gewesen, welch herrliche Literatur die Deutschen schon im Mittelalter besassen, reicher und mächtiger damals, als irgend ein anderes Volk.

Überhaupt würde die jetzige gebietende Stellung Deutschlands, dessen Kaiserhof im vorigen Jahre von Königen, Kronprinzen und Fürsten lebhafter besucht war, als jemals das Paris des ersten Napoleon, den Nichtdeutschen natürlicher und deshalb erklärlicher, deshalb aber auch weniger gefahrdrohend erscheinen, wenn man allerorten besser würdigte, dass das Deutsche Reich bereits eine ähnliche Stellung einnahm, und zwar fast neun Jahrhunderte lang, von Karl dem Grossen bis auf Ferdinand den Zweiten. Dann aber folgte freilich eine Zeit, wo unser ganzes Volk roh und arm wurde und sein Land so verwüstet, dass, wie auch White bestätigt, in einigen Gegenden Bevölkerung und Wohlhabenheit erst im letzten Jahrzehnt den Punkt wieder erreicht haben, auf welchem sie im Jahre 1618 standen. »Beide Kirchen, die katholische wie protestantische, überboten einander in dem Streben, die heilige Schrift zu

einer Stütze des Despotismus zu machen, und man muss gestehen, dass das deutsche Lutherthum darin die Mutterkirche übertraf. Noch im laufenden Jahrhundert wurden mächtige unmoralische Kräfte von aussen gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Jede kleinere deutsche Residenz wurde der Schauplatz russischer Intrigue, die schlimmer als die französische war, weil sie nur rohe Gewalt darstellte«. White selbst wohnte einer Szene im Winterpalaste bei, wo der vorige russische Kaiser bei seinem Regierungsantritte, als der Krimkrieg sich in die Länge zog, den österreichischen und den preussischen Gesandten anfuhr, wie ein gekränkter Schulmeister ungehorsame Schulbuben.

Das hat sich gar sehr geändert, und zwar auch zur inneren Ehre Deutschlands. »Auch andere Völker«, sagt White, »haben sich den Weg zur Grösse erkämpfen müssen, aber Deutschlands Kampf ist bei weitem der längste und prüfungsreichste gewesen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die Deutschland bedrohten, waren nicht nur materieller und kriegerischer, sondern auch geistiger, sittlicher und sozialer Art. Deutschland, das sich in jenem langen Kampfe — seiner Hauptthat in der Gegenwart und auf Jahrhunderte hinaus — entwickelt hat, gleicht einem starken, gesunden Manne, der alle in ihm schlummernden Kräfte im Kampfe mit Hemmnissen und Gefahren entfaltet«. In der That, es darf sich seiner Gesundheit rühmen im Hinblicke auf die gräuliche irische Noth, für welche der brutale Engländer keine Arznei weiss, auf das noch immer fiebernde Russland, auf Frankreich, das in einer Art sittlichen Niedergangs begriffen scheint. All die kleineren Reiche, welche das deutsche umgränzen, nehmen an seiner ruhigen Lebensluft Theil. Aber wahrlich, an ernsteren Gefahren fehlt es durchaus nicht. Im vorigen Jahre, als der Fürst von Bulgarien das russische Joch abschüttelte, war auf ein Haar der allgemeine Kriegsfall gegeben, und trotz aller Friedenssehnsucht und Friedensgewissheit, trotz höchster Klugheit des Hauptes, welches all die europäischen Ver-

schlingungen überschaut, könnten plötzlich furchtbare Anforderungen an jeden Mann in Deutschland herantreten. Vor ein paar Monaten schrieb ich einem Freunde in's Stammbuch:

Zwei Weiber an der Seite,
Die wüthend Rache schrei'n,
Tückbolde im Geleite,
Die finster schauen drein:
So, Deutscher! musst du schreiten
Ins's neue Jahr hinein,
Kein Gott dir hilft zum Streiten,
Als Kraft und Recht allein.

Zum Glück haben wir ein Heer von anderthalb Millionen, von denen jeder Mann völlig ausgebildet ist und jeder genau weiss, was er zu thun hat. »Ich hatte«, erwähnt White, »bei den grossen Revuen das Glück, mit den ersten militärischen Vertretern verschiedener europäischer Mächte zu sprechen, und sie alle erkannten an, dass kein anderes Heer der Gegenwart in so hohem Grade die Eigenschaften eines riesigen lebendigen Organismus zeige, der von patriotischem Vertrauen erfüllt, seinem Haupte gehorcht, wie die Glieder des menschlichen Körpers dem Gehirn«. Er bewundert, wie wirthschaftlich diese gewaltige Schöpfung durchgeführt sei, so dass die direkten Kosten im Jahre nur 400 Millionen Mark betrügen, während die kleine englische Armee 320 koste. Gegenüber der Thatsache, dass in den amerikanischen Grossstädten (und wohl auch in vielen anderen) »eine Klasse von Söhnen reicher Leute aufwächst, die schläfrig, verderbt, hohl und unfähig für alle Thätigkeit, ohne Sinn für Wissenschaft, Literatur und Kunst sind und gar nicht den Vorsatz oder Wunsch haben, irgend etwas zu thun oder zu werden«, ist das deutsche Heer eine Hochschule männlicher Tugenden und gewährt schon durch sich selbst eine Laufbahn. »Hiermit hängt eine der grössten Überraschungen für den Fremden, der die deutsche Gesellschaft erst kennen lernt, zusammen. Er geht zu Hofe oder

irgend einer anderen glänzenden Versammlung und sieht die jungen Leute in strahlenden Uniformen sich bis Mitternacht im Tanze drehen, anscheinend unfähig zu ernster Beschäftigung. Und wenn er am nächsten Morgen spazieren geht, sieht er dieselben Leute staub- und schweissbedeckt ihre Truppen vom Morgendienst zurückführen«. Nur der Anblick dieser gewaltigen Heeresmacht verhindert, dass den guten Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, in Russland und jetzt auch in — ganz Österreich nicht noch ärger mitgespielt wird. Dass die niedrige Verfolgung, die unsere Landsleute nach unsern grossen Siegen, freilich auch infolge derselben, in jenen Ländern erleiden, eine Schmach für die Nation sind, hat unser amerikanischer Freund nicht erwähnt.

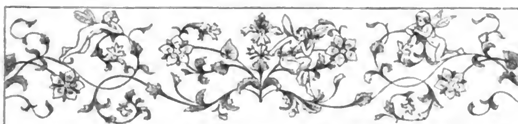
Und wenn er von dem hohen Eindruck spricht, welchen jeder denkende Besucher von der Festigkeit, Unabhängigkeit und Würde des deutschen Reichstages gewinne, hätte er hinzusetzen können, dass in keinem anderen Lande Männer und Parteien möglich wären, die aus Eitelkeit oder Verbissenheit oder politischem Unverstand so frevelhaft die nothwendigen Bedingungen unserer Stellung bekritteln und bekämpfen.

An unserem ehrwürdigen Heldenkaiser findet White besonders eigenthümlich drei grosse Charakterzüge: Schärfe des Blickes in der Beurtheilung militärischer und staatsmännischer Genies, treues Festhalten an ihnen trotz aller Opposition, hohes Pflichtgefühl gegen den Staat. »Kein Lebender hat durch seinen Charakter und seine Handlungen soviel dazu beigetragen, die demokratische Zeitströmung zu besiegen, als der deutsche Kaiser«.

Von Bismarck heisst es unter anderem: »Indem er die ungerechtfertigten kirchlichen Ansprüche, die vom Vatikan ausgehen, bekämpft, streitet er nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze civilisirte Welt, für die Katholiken nicht weniger als die Protestanten«. Eigenthümlich fesselnd ist die Schilderung von des Reichskanzlers Redegabe. »Wenn man ihn zum erstenmal hört, scheint er alles andere als

ein guter Redner zu sein. Sein mächtiger Körper scheint sich vergeblich anzustrengen, seine Gedanken herauszubringen. Dieser Mann, dessen Reden Bände füllen, scheint anfangs an einem unglücklichen Mangel an Geläufigkeit zu leiden. Man hört ein Keuchen und Schnaufen, unwesentliche Behauptungen und verwirrte Sätze. Aber plötzlich kommt ein Wort, das helles Licht über ein ganzes Gebiet der Politik verbreitet, ein grimmiger Ausdruck, der einen Gegner oder eine ganze Partei niederstreckt, ein Wort, das sich wie ein Lauffeuer zündend durch das ganze Volk verbreitet. Dann folgen vielleicht einige lose aneinander gereihte Erinnerungen, und plötzlich mitten dazwischen eine schlagende historische Auseinandersetzung. Darauf etwa nach einer Menge weitschweifender persönlicher Bemerkungen eine Reihe zwingender Schlussfolgerungen, die wie Blitze über die Versammlung dahinfahren. Und endlich erschallt nach einem halb düstern, halb muthlosen Selbstgespräche eine donnernde Herausforderung seiner Gegner, ein Appell an das deutsche Volk, an das kommende Geschlecht, der die ganze Versammlung, nein — ganz Deutschland mächtig erregt. In den Staaten der Gegenwart hat es viele Männer gegeben, die beredter gesprochen haben, aber wohl kaum einen, der so machtvoll zu reden gewusst hätte«.





III. Im neuen Reichs- und Gränzlande.

Wer deutschen Sinn hat und etwas Blick für grosse historische Vorgänge, in denen sich neue Volks- und Staatsbildungen vollziehen, der kann vielleicht auf dem ganzen Erdrunde jetzt[1] keine anziehendere Reise machen, als durch das Gebiet, welches im letzten Kriege wieder gewonnen worden ist, oder von unsern Truppen noch besetzt gehalten wird. Die Landschaften sind überaus herrlich, besonders jetzt im jungen Schmuck des Frühlings, der weithin über grüne Wälder und Saaten glänzt. Was sich aber in dem schönen Lande unter den Menschen begibt, ist für deutsche Interessen hoffnungsvoll wie dieses Jahr, das an Korn und Wein und Obst eine Fülle von Segen verspricht.

Man kann die ganze Fahrt, selbst wenn man sie bis Mézières oder Reims ausdehnt, in ein paar Tagen machen. Denn die Eisenbahn berührt all die berühmten Schlachtfelder und Festungen, oder führt doch nahe an ihnen vorbei. Nur muss vorgesorgt werden, dass, wo man nur ein paar Stunden bleiben will bis zum nächsten Zug, ein Ortsbekannter auf dem Bahnhof wartet, welcher den Ankömmling sofort zu den bedeutenderen Punkten führt. Unter-

[1] Geschrieben im Juni 1872.

wegs braucht man aber kein Schloss vor dem Munde zu tragen, der verbissenste Franzose lässt sich leicht redselig machen, und der deutsche Beamte und Eingewanderte spricht gern von selbst über all das Neue und Seltsame, das ihn umringt. Ich will nur ein paar flüchtige Bemerkungen niederschreiben, damit andere Berufene sich mögen angeregt fühlen, uns von Zeit zu Zeit mitzutheilen, was sie im neuen Reichsland und an seinen Gränzen erfahren und beobachten. Denn das ist ja jetzt hundertmal wissenswerther, als all das tägliche Handwerksgespinnst der schönen und vieler andern Wissenschaften.

Ich kam aus Belgien und war das Maasthal aufwärts gefahren, eines der wonnigsten Flussthäler, die es irgendwo zwischen Hügeln und Bergen geben kann: der Strom ansehnlich, seine Umgebung bald mächtige Waldberge, bald stolze Felsgelände, uralte Städte und Burgen in Nähe und Ferne. Es ist ein Rheinthal im Kleinen, mit einem Vortheil von Massen schimmernden Wald- und Wiesengrüns. Ein liebliches Landschaftsbild nach dem andern fliegt vorüber, jedes gleich zum Malen, kein Künstler braucht etwas hinzuzufügen. Dabei überall das regsame Leben und Treiben eines arbeitsamen Volks, überall frohe oder doch zufriedene Gesichter, freundliches Geplauder.

In Givet betrat ich französischen Boden und ging in Stadt und Festung, um mich etwas umzuschauen. Die Gegend erschien wie ausgestorben, auf den Strassen der hässliche Gegensatz von Sauberkeit, viele Häuser waren verschlossen, hie und da schlich ein Mensch mit verdrossener Miene vorüber. Erst wenn man recht ins Innere der Stadt kam, wurde es lebendiger, der Fremde aber stösst auch hier auf misstrauische oder unwillige Blicke. Noch Jedermann ist etwas von diesem trüben Eindruck aufgefallen, welchen jetzt die Franzosen machen, sobald man über ihre Gränze kommt. Frankreich ist sehr unglücklich, seine Gedanken von gestern sind voll Grimm und Ärger, seine Gedanken an morgen voll Sorgen und Dunkel.

Über der Stadt erhebt sich auf breitem Bergrücken die Festung und zeigt ihre gewaltigen Bastionen und scharfen Mauerkanten. Sie sollte den Maaszugang verschliessen an dem Punkte, wo der Fluss aus offenem Land ins enge Thal strömt. Die ganze französische Gränze gegen Deutschland und die Niederlande war mit Festungen gespickt. Um Givet zu besitzen liess Frankreich den langen schmalen Streifen an der Maas sich nicht mehr nehmen. Es hatte diesen Platz aber das Geschick so vieler französischen Gränzfestungen nicht mehr ereilt, die deutschen Kanonen waren nicht bis hierher gekommen. Als ich fragte, ob ich hinauf steigen dürfe, hiess es: »Es ist ja Niemand, der Sie hindert«. Die Aussicht von oben ist einzig schön. Man schaut auf und ab die glänzende Maas, wie sie durch prangende Gefilde dahin wallt.

In Charleville, dem nächsten Bahnhof, auf welchem ich ausstieg, blickte schon von weitem zwischen den französischen Beamten der baierische Helm der Schildwache hervor, die gemüthlich auf und ab wandelte. Hinter dem Bahnhof aber, in den Anlagen und auf dem Wege nach der Festungsstadt Mézières, die mit Charleville durch eine Brücke verbunden ist, sah man allerwärts blaue Häuflein stehen und gehen. Unsere Soldaten hatten ein vortreffliches Aussehen und schienen fröhlich und guter Dinge. Sie mussten jeden Tag, was die Franzosen nicht wenig wunderte, turnen und exerziren und manövriren, meinten aber doch: sie möchten entweder nach Haus oder wieder in den lustigen Krieg.

Eines will ich hier gleich anfügen, was eigentlich erst an's Ende der Reise gehörte. Wiederholt nahm ich Gelegenheit bei Franzosen, Lothringern und Elsässern die Rede auf das Betragen der deutschen Besatzungstruppen zu bringen. Niemals hörte ich eine Klage, dagegen wiederholt aufrichtige Anerkennung ihres guten Betragens. Ein Franzose sagte mir: Die ehrerbietige Artigkeit, die selbst der gemeine Mann dem weiblichen Geschlecht bezeuge,

sei und bleibe ihm rein unerklärlich, da würden seine Landsleute es ganz anders machen. Die Geistlichen sind ebenso erstaunt als erfreut, wenn die Deutschen andächtig in die Kirchen kommen. Eines Sonn- oder Festtags schien sich Niemand zu erinnern, als Klerus, Schulkinder, ein paar Greise und alte Weiber, und deutsche Soldaten. Überhaupt däuchte es mir bei Unterhaltung mit Franzosen, als ginge ihnen nach und nach ein Licht auf über Wesen und Bildung der Deutschen, über unsere Staats- und Kriegsverwaltung, sogar über die oft abweichenden Ansichten von Recht und Sitte. Man lächelte mit der Miene des Besserwissens über die Albernheiten der Pariser Zeitungsschreiber, und machte sich gar keine geringe Vorstellung von der wohlgeordneten Kraft, die sich drüben im deutschen Reich zusammengeballt hatte. Man meinte: Europa könne sie unmöglich auf die Länge ertragen. Die strenge Mannszucht aber der deutschen Truppen können die Franzosen nicht recht verstehen, und dass ein Mann, der ausser Dienst dem Offizier begegnet, vollständig Front mache, scheint ihnen noch ärger, als blos umständlich zu sein.

Auch bei den deutschen Beamten und Eingewanderten offenbarte sich das Nachdenken über französische Sitte und Denkungsart. Nur hingen die Früchte dieses Nachdenkens in entgegengesetzter Richtung. Bei den Franzosen steigt der Deutsche, wenn sie näher mit ihm bekannt werden, in Achtung: die Deutschen wenden sich, so sehr sie Frankreichs feine Sitte zu schätzen wissen, doch gar häufig um so unwilliger ab, je mehr sie erfahren von französischer Ehe und Kindererziehung, von der Dürftigkeit des Wissens bei diesem Volke, von der Herrschaft des Geistlichen über seine Weiber, von dem ganzen magern Zuschnitt des täglichen Lebens. Wenn Deutsche in diesen Gränzlanden zusammen sassen, so tauschten sie gern ihre kleinen Erlebnisse aus. Da kam ein Geschichtchen noch köstlicher, als das andere, zum Vorschein, ja ganz Unglaubliches wurde mit lautem Gelächter begrüsst, und das Gefühl der geistigen

Überlegenheit wie der grösseren Kraft und Jugend war bei unseren Landsleuten ziemlich lebendig.

Ich besorge aber, als könne man in der Missachtung des französischen Lebens und Treibens leicht zu weit gehen. Die Franzosen sind von jeher ein leichtsinniges und leichtlebiges Volk gewesen. In den niedlichen Novellen der Marie de France aus dem dreizehnten, wie in den belustigenden Erzählungen aus dem sechzehnten Jahrhundert, die man der Königin von Navarra zuschreibt, spiegelt sich dieselbe heillose Spottsucht über eheliche Liebe und Treue, über Religion und fromme Sitte, wie im ersten besten Pariser Zeitroman. Bei alledem blieben die Franzosen ein frisches, blühendes und kräftiges Volk, das seine gesammte Macht gescheidt zusammenfasste und fort und fort mehrte, während wir in unserm gelehrten Tiefsinn und unserer Unbehülflichkeit von Frankreich her eben so viel geistige und politische Anregung, als harte Schläge erhielten. Nun wäre es doch gar zu traurig, wenn jenes Wort eines bedeutenderen Zeitgenossen zur Wahrheit würde: »Die romanischen Völker sind unaufhaltsam im Niedergang, und wir Franzosen haben den grossen Vortheil, die Letzten zu sein«. Würde der heitere französische Geist, der so viel Mutterwitz und Frohsinn, so viel Feinheit und Edelmuth vereinigt, und vor allem das schöne Talent besitzt, das Leben leicht zu nehmen, mehr und mehr versiegen, dann würden auch wir Deutschen in der kulturgeschichtlichen Strömung eine starke Lücke fühlen, die wir selbst — gestehen wir es nur — nimmer ganz ausfüllen könnten.

In Mézières lag das Wüthen des Kriegs noch vor Aller Augen. Diese Festung hatte einst dem Angriff Kaiser Karl V. widerstanden und noch vor 55 Jahren sich so tapfer gehalten, dass sie erst dann kapitulirte, als der erste Napoleon längst Glück und Waffen aufgegeben hatte. Im letzten Kriege war sie der Hort der Freischützen der Ardennen, die sich aus dem fabrik- und arbeiterreichen Charleville rekrutirten. Am 25. Dezember begann die Belagerung,

am 31. das Bombenwerfen, am 1. Januar wehte die preussische Fahne auf der Citadelle. Auf der Höhe der Stadt erhebt sich die schöne alte Kathedrale, sie war arg von Kanonenkugeln zerrissen: rings um sie her aber liegen alle Häuser in Schutt und Trümmern, eine weite Stätte zum Erbarmen. Ganze Strassen sind wie niedergemäht. Das leisteten in nicht mehr als 27 Stunden 6 deutsche Batterien, während noch 2 andere in Reserve hielten. Ein altes Mütterchen, das ich ansprach, erzählte mir noch voll Zittern und Zagen, welche Angst sie ausgestanden. Sie zeigte auf einen Keller, in welchem eine ganze Familie mit Kindern, Eltern, Grosseltern durch das einstürzende Haus erschlagen wurde. Das Schrecklichste sei gerade um Mitternacht geschehen. Als die grosse Domglocke Zwölf geschlagen, seien plötzlich alle Geschütze verstummt, und man habe gehört, wie sich die Deutschen draussen rings um die Stadt fröhlich das Neujahr zugerufen. Und da auf einmal hätten sie alle Geschütze zusammen losgeschossen: das sei ein so furchtbares Krachen und Donnern und Prasseln der fallenden Gebäude gewesen, dass sie nicht anders gemeint, als es gehe die Welt unter, und es sei vorbei mit allem Leben. Ich konnte die Arme nur mit der Hinweisung trösten, dass 27 Stunden voll Schrecken und Zerstörung besser gewesen, als ebensoviele Wochen voll Leiden, Hunger und tödlicher Krankheiten. Die Kirche war schon zum grössten Theil wieder hergestellt, auch manches stattliche Bürgerhaus neu aufgebaut. Die französische Regierung zahlt für 100 Francs nachgewiesenen Werthverlustes 28 Francs, und auch dies nur tropfenweise.

Von Mézières ist man bald bei Donchery und überblickt mit eigenen Gefühlen den grossen Schauplatz des welthistorischen Kesseltreibens, das mit ganzen Armeen von Hunderttausenden aufgeführt wurde. Da liegt vor uns die weite Thalebene von Sedan, hier Donchery bei dem Ausfluss der Maas, jenseits, wo sie einströmt, Bazeilles, in der Mitte die Mauern und Thürme der Festung Sedan.

Zu beiden Seiten wird die blinkende Ebene eingefasst von einem langgedehnten Halbrund von Anhöhen. Der Fluss macht bei Donchery den merkwürdigen langen Haken nach links bis zum Fusse der Höhen, und schliesst die Ebene ab; nur auf seinem andern Ufer bedurfte es, um sie nach dieser Richtung ganz abzusperren, der Aufstellung schwerer Kavalleriemassen. Als man Mac Mahon einmal hier fest hatte, blieb ihm, wollte er sich nicht über die ringsum besetzten Höhen ziehen, nur der eine Ausgang über Bazeilles die Maas aufwärts. Diesen Ort spickte er mit Mitrailleusen, und jedes Haus wurde zur Festung, die mit Strömen Blutes erstürmt und wieder erstürmt wurde, bis alles in Feuer aufging. Oben auf den Höhen zur Linken sind die Dörfer St. Menges und Illy angedeutet, wo die Deutschen, welche ringsum dem Hügelzug folgten, sich die Hand reichten, dass ihr weiter Umkreis völlig geschlossen wurde. Tiefer unten sieht man Floing, das Holz von Garenne, den Hügel oberhalb Torcy, wo überall so tapfere Thaten geschahen. Das war die linke Seite, wenn man von Donchery nach Sedan schaut, dort wurde die Schlacht geschlagen. Zur Rechten aber, auf den Höhen, von denen man die Thalebene zu Füssen und gegenüber die ansteigenden Dörfer und Wälder mit einem einzigen Blick übersieht, da war das Amphitheater zum Zuschauen. Hier, rechts über Donchery, wo das unschöne Schlösschen steht, hielt der Kronprinz mit Blumenthal und seinem Generalstab, — eine kleine Stunde weiter der König mit Moltke, Bismarck, Roon, Sheridan, Forsyth und vielen, vielen Andern, — noch weiter, wo sie das tosende Bazeilles zu Füssen hatten, lenkten die baierischen Heerführer v. d. Tann und Hartmann die Schlacht.

Wie viele Blätter und Bücher werden noch Reisende aus allen Völkern über Sedans Umgebung schreiben! Im unverlöschlichen rothen Glanze liegt die Weihe der Weltgeschichte über der Stelle, wo Europas Primat wechselte im Schlachtendonner. In dem ganzen Hergange ist etwas

Wunderbares, etwas wie Winke der Vorsehung, wohl geeignet sich ernsterer Betrachtung nicht zu verschliessen.

Nachdem das grösste Meisterstück der Kraft und Kriegskunst vollbracht ist, nämlich die ungeheuren wohlgeleiteten Gewaltsmärsche der deutschen Heere, um den Feind zu treffen, zu überflügeln, zu umgehen, muss er sich gerade an einem Orte stellen, der von Natur eigens dazu gemacht ist, ihn auf allen Punkten einzukreisen. Nachdem er rings umstellt worden, geht andern Tags die grosse Handlung vor sich, so sicher, klar und abgemessen, Schritt für Schritt, wie eine wohlbestellte Jagd, freilich mit dem Unterschiede, dass einige Eber und Wölfe blutig um sich hauen und doch keiner die Schützenlinie durchbricht. Bei erstem Tagesglimmer schiebt der weite Bogen, welchen die deutschen Heere um die Stadt gezogen, schon seine beiden Enden vor, dass sie bis an die belgische Gränze hinstreifen. Um 6 Uhr nehmen die erlauchten Kriegsherren auf den Höhen Stellung, von wo sie das weite ortsbesäete Gefilde und die Berge und Wälder überschauen, welche sich dahinter im Halbrund erheben. Neben den deutschen Schlachtendichtern in grossem Stil halten zwei Generale in nordamerikanischer Uniform, Zeugen voll lebendigster Theilnahme aus jenem mächtigen Volk an der andern Seite des Ozeans, das sich in ungestümer Jugendkraft erhebt und jetzt mit Stolz auf so starke und edle Bestandtheile hinweist, wie sie ihm aus Deutschland zugeflossen. Sofort beginnt das grosse Treiben, das Knallen und Stürmen da unten in der Tiefe rechts bei Bazeilles und drüben jenseits Sedan auf all den Höhen. Die Wälder und Dörfer hüllen sich in Rauch. Auf mehreren Punkten brechen blinkende Massen vor und ziehen sich hierhin und dorthin. Das Krachen wird immer furchtbarer. Um Mittag schliessen sich die beiden Enden des gewaltigen Schützenbogens drüben auf dem Höhenrücken zusammen, immer enger zieht sich jetzt der Kreis, aus den Wäldern und Schluchten werden die Schaaren hervorgetrieben in's Offene, man sieht sie kämpfen, stürzen, massenweise den

Boden röthen. Unaufhaltsam immer weiter herunter wälzt sich die wilde Jagd, zu Zeiten sind ganze Hügelseiten von Fliehenden und Rennenden wie überzogen. Grimmig wird noch um den Besitz einzelner Höhenpunkte dicht bei der Stadt gekämpft. Aber bald nach 2 Uhr sind alle Franzosen auf den Mittelpunkt Sedan hingedrängt, eingekeilt von allen Seiten. Der Geschützes-Donner macht eine Pause. Nur auf Bazeilles stürzen sie noch einmal mit ganzer Macht, um durchzubrechen. Auch hier werden sie wieder geworfen und auf dem Fusse verfolgt bis in die Schanzenlinien der Festung. Dort, wo sie alle dicht gedrängt beisammen stehen, bricht jetzt krachend, prasselnd, vernichtend das Wetter über sie zusammen. Als es um 5 Uhr Zeit ist, wo die Hörner zum Jagdessen blasen sollen, verstummen plötzlich alle Kanonen. Frankreich hat sich ergeben, all seine Herrlichkeit liegt zerrissen, blutend, zuckend zu Boden. Eilends, im scharfen Trabe, reitet von Sedan herauf ein französischer Offizier mit zwei Ulanen, einer trägt an einem Stecken ein weisses Handtuch, das Nothzeichen der Ergebung. Der Kaiser Napoleon hat ihn gesendet.

Wie, was? Der französische Kaiser hier? Den Napoleon haben wir mit eingefangen? Das fliegt und rollt wie Lauffeuer weit über die Höhen und Schluchten ringsum und zündet wie ein lustig Zauberwort, dass alles sich in die Arme fällt und lacht und Hurrah schreit. Abends gibt's kein Lichtstümpfchen mehr im ganzen deutschen Heere, das nicht brennt zur Soldaten-Illumination. Im Hauptquartier aber wird unterhandelt bis Nachts 1 Uhr. Die Franzosen, die noch immer nicht daran wollen, auf Gnade und Ungnade anzubeissen, werden mit der Weisung entlassen: wenn bis morgen 9 Uhr die Kapitulation nicht fix und fertig sei, breche das Bombardement wieder über Sedan herein. Da beschliesst der französische Kaiser insgeheim, er wolle seine Besieger ganz in der Frühe aufsuchen, vielleicht dass sein beredtes Wort und der tragische Eindruck seines Unglücks das edle Herz des Heldengreises rühre, damit dieser den

Übertritt des französischen Heeres nach Belgien, vielleicht dem französischen Oberhaupt freies Exil bewillige. Alles kommt Napoleon darauf an, allein und ohne Zeugen seine Sache selbst zu führen. Es ist noch dunkler Morgen, da kommt er schon bei Donchery angefahren und will den König sprechen. Wie, wenn er ihn hier getroffen und sich plötzlich bei ihm gemeldet hätte? Der König aber ist noch in Vendresse, zwei Stunden von da: Der aber, dessen Name den französischen Kaiser, weil er bei ihm auch das Hauptquartier vermuthete, nach Donchery verführte, ist wirklich da.

Der eiserne Bismarck steht am Wagen und bietet sein Haus in Donchery an. Napoleon nimmt dankend an, fährt aber langsam im Schritt weiter, langsam seine Lage bedenkend. Noch immer hofft er den König bald zu sprechen, allein und ohne Zeugen, vor der Kapitulation. Bei der Brücke, welche nach Donchery hineinführt, lässt er halten: ein einsames gelbes Häuschen hat er hart am Wege gesehen, und fragt Bismarck: ob er dort absteigen könne? Das armselige Arbeiterhäuschen hat ein Zimmer mit einem Fenster, einem Tisch von nacktem Fichtenholz und zwei Binsenstühlen. Da ist der Kaiser der Franzosen nun allein mit Bismarck eine ganze Stunde, aber Bismarck versteht auch zu schweigen. Napoleon sieht ein, dass seine Aussichten hoffnungslos: diese Deutschen wollen die Sache rein militärisch behandeln, ohne Rührung und Melodrama. Sie nennen das »Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate«, und haben sich vorgesetzt — erst die Kapitulation, dann Unterredung mit dem König — und daran werde nichts geändert. Es wird dem französischen Kaiser zu eng im Stübchen, er setzt sich draussen vor der Hütte auf eine Bank, und ist es nun zufrieden, nach dem nahen Schlosse Bellevue bei Frénois, das mit Verwundeten noch nicht belegt ist, zu fahren, und dass Moltke und Podbielski vom Hauptquartier und Wimpffen und Verdy von Sedan herbeschieden werden, um die Bedingungen der Ergebung, soweit sie deutscherseits zugestanden sind, aufzusetzen. Die

schönste französische Armee von mehr als 120,000 Mann mit 50 bis 60 Generalen und 550 Geschützen streckt das Gewehr und wandert in die Gefangenschaft. Diese Ergebung und ihre Bedingungen werden maßgebend für alle die folgenden Niederlagen der Franzosen. Diese Kapitulation aber, »die seine schöne militärische Laufbahn auf entsetzliche Weise beendigt«, muss für die Franzosen ein General deutschen Namens abschliessen, »ein Oberfeldherr, ohne es zu sein«, der aus dem Volke stammt, dessen Hülfstruppen einst so wesentlich waren für die französischen Siege in Deutschland.

Fortan stehen die Dinge anders. König Wilhelm ist auf seinem Ritt zum gefangenen Kaiser um Mittag auf der Höhe über Donchery angelangt. In seinem Gefolge befinden sich Prinz Luitpold von Baiern, der Herzog von Sachsen-Coburg, der Landgraf von Hessen und andere deutsche Fürsten. Da wird die Kapitulation überbracht, der König lässt sie vorlesen, und dann spricht er, zu den Fürsten gewendet, seinen Herzensdank aus, und seine fröhliche Zuversicht, dass dieses grosse geschichtliche Ereigniss der Kitt werde für die Einheit Deutschlands und seine glückliche Zukunft. Dann reitet König Wilhelm nach Bellevue. »Ich stieg«, schreibt er, »vor dem Schlösschen ab, wo mir der Kaiser entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde, wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben . . Gott hat uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt«.

Ich kehre zu meinen Reise-Erinnerungen zurück. Es begegnete mir bei Sedan eine lustige Geschichte. Als ich schon im Wagen sass, stieg mit Frau und Töchtern ein Gutsbesitzer ein, der ein Bündel Gartenleine auf den Boden legte, und hinter ihm kam im geistlichen Gewand ihr Ortspfarrer. Dieser, auf die Leine deutend, sagte laut: bon pour pendre des Prussiens. Auf meine artige Frage: »zu wie vielen die Leine wohl hinreichen möchte«, fuhr er er-

schrocken zurück und starrte mich offenen Mundes an. Als ich nun weiter meinte: bei soviel Feuer und Stärke, als er offenbar besitze, könne er gewiss ein oder zwei Dutzend ganz allein in die Luft befördern, da hätte Einer das Gelächter der Frauen hören und sehen sollen, wie dem geistlichen Herrn die helle Angst auf dem Gesichte stand. Er floss jetzt über von Lob über die gottesfürchtigen Deutschen, von denen er blos les Saxons ausnahm, und war schier um den kleinen Finger zu wickeln. Bei der ersten Station aber machte er, dass er mit heiler Haut davon kam.

»In Bazeilles sind zwei baierische Herzoge, 5 Generale, über 1000 baierische Offiziere, in Summa an 12,000 Baiern gefallen; sie haben nur so umher gelegen, einer an dem andern, wie eine Heerde Schafe, die sich in den Hürden niederlegt; und, was noch mehr sagen will, dieses Wunder verrichteten die Mariniers, einer gegen hundert; Gottes Gnade war mit ihnen und ihren Mitrailleusen«. So erzählte mir ein gottesfürchtiger Landmann, und diesen seinen Glauben hätte er sich nur mit seinem Schädel nehmen lassen. Dagegen hörte ich nirgends von den Gräueln, die baierischerseits in Bazeilles verübt worden sein sollten. Man sagte: die Seesoldaten und in Bürgerkleidung die Freischützen hätten aus den Kellern geschossen, und die Baiern hätten sich nicht anders helfen können, als dass sie die Häuser anzündeten. Auch fand es vollen Glauben, als ich bemerkte: nach amtlichen Aufnahmen des Maire seien von sämmtlichen Bewohnern Bazeilles nach der Schlacht nur zwischen 30 bis 40 vermisst worden.

Ich befand mich noch auf altfranzösischem Boden, da sah ich einen Pfahl stehen mit ungewohnten Farbenstrichen bemalt, und als ich schärfer hinblickte, waren es die deutschen Reichsfarben, und schon hielt der Zug auf einem Bahnhof, wo vor einem Hause ein Schild hing mit der Aufschrift: »Kaiserliches Nebenzollamt«. Da waren all die Bahn- und Zollbeamten gute Deutsche, und als ich auf ihr Reden hin-

hörte, vernahm ich den flotten Berliner, den singenden Sachsen, das westfälische Lispeln und die pfälzische Wortabschneiderei; kurz, da waren all' die Kinder der vielreichen Germania vertreten, und wer das eiserne Kreuz auf der Brust hatte, der schritt noch viel sauberer und stolzer einher, als die Andern.

Nach einem Landesabzeichen für Elsass-Lothringen habe ich mich vergebens umgesehen. Das ist wohl noch zu schaffen, denn gewiss hat die neue Provinz einen Anspruch darauf. Auch möchte es wohl gerathen sein, die jetzige Gränze zwischen Frankreich und dem deutschen Reich nicht blos durch einen Grasrain, sondern durch fortlaufende Gränzsteine, welche den Reichsadler zeigen, dauernd in's Bewusstsein der Umwohnenden und der Reisenden einzuprägen.

Wenn ich mich recht erinnere, hiess der Gränzort Pagny, und es dauerte noch geraume Zeit, bis wir spät Abends zwischen die Metzer Forts einfuhren. Der Gränzstrich mit französischer Bevölkerung, welcher jetzt zu Deutsch-Lothringen geschlagen ist, ist doch ein ansehnliches Stück. Beobachtet man aber links und rechts vom Wege, wie die Hochfläche durch sehr tiefe Einschnitte unterbrochen ist, und wie Höhenzüge und Tiefthäler hinter einander herstreichen, so begreift man leicht, dass kriegerische Rücksichten es zum Gebot machten, diese natürlichen Vorburgen festzuhalten, wenn man einmal beschlossen hatte, die gewaltige Hauptfestung Metz freiwillig nimmermehr herauszugeben. Dieser Entschluss bewahrt aller Wahrscheinlichkeit nach Europa noch vor grossen Kriegen. Hätten die Franzosen ihr grosses Metzer Rüstlager und Ausfallsthor behalten, so wäre der Antrieb, ihren Ruhm und Elsass wieder zu erobern, für sie unwiderstehlich gewesen. Mit Metz ist dem langen Festungsgürtel, der sich von Dünkirchen bis Belfort zog, das Schloss in der Mitte ausgebrochen. Der grosse Ausfallplatz gegen Deutschland hat sich in das stärkste Bollwerk des Rheinlands verwandelt;

es deckt den Zugang zwischen Rhein und Mosel, die grosse Heeresstrasse auch vor zwei Jahren. Für die deutsche Macht aber ist Metz der Schlüssel zu Frankreich. Mit Schrecken ermessen seine Bewohner, wie kurz der Weg von der deutschen Gränze nach Paris geworden. Nichts kühlt das Kriegsfieber mehr ab, als dass sie Metz gegenüber ihr Land erst auf's neue befestigen müssen. Soweit die Lage und Stärke von Festungen auf die Kriege der Zukunft noch Einfluss übt, darf man wohl sagen: nicht der Verlust von Strassburg, wohl aber der Verlust von Metz bricht die auswärtige Politik Frankreichs, die es seit dreihundert Jahren befolgt hat, gleichwie es mit Deutschlands Geschicken abwärts ging von dem Tag an, wo vor jetzt 320 Jahren die Franzosen den Besitz dieser Stadt an sich rissen.

In . Metz sollte jeder Ankömmling den Thurm der schönen weiträumigen und für eine gothische Kirche ungewöhnlich hellen Kathedrale besteigen. Da der Dom hoch gelegen und der Thurm vierthalbhundert Fuss hoch ist, so überschaut man von dort oben eine weit ausgedehnte Landschaft. Auf und ab breitet sich die herrlich bewässerte Thalebene der Mosel und Seille, und zu beiden Seiten steigen Wein- und Waldhügel an, von denen die Reihe gewaltiger Forts niederschaut. Ihr Umkreis soll verstärkt werden durch zwei neue, welche hier den Zugang, dort den Ausgang des Flussthals noch besser zuschliessen. Ein Metzer Bürger, der uns auf die Platform des Thurmes brachte, zeigte unter lauten Verwünschungen nach der Stelle, wo Bazaine, unterhalb des Forts St. Quentin, gewohnt; dort hätte er den Park stehen, anderswo aber die Bäume abhauen lassen sollen, der schändliche Verräther, der alles blos zum Schein gethan und jeden Tag mit Prinz Friedrich Karl zu Abend gegessen habe. Der Mann war von Haus aus ein Rheinländer, und hatte seinen Posten schon seit vielen Jahren in Metz gefunden. Überhaupt hatten sich schon vor dem Krieg merkwürdig viele Deutsche in den lothringischen Ortschaften angesiedelt, ein Zeichen eines regsamen und unternehmungs-

lustigen Volkes. Der Metzer erzählte auch, wie er und seine Bekannten noch gut auf zwei Monate Lebensmittel gehabt, auf eine lange Belagerung hätten sie ja alle gerechnet, in ihrem Leben aber nicht auf den Fall der unüberwindlichen Festung.

Mein militärischer Begleiter zeigte auf die Menge der Lustplätzchen an und auf den Anhöhen. Jeder Deutsche, der ein paar Wochen in Metz war, konnte nicht genug die entzückende Anmuth der Umgegend preisen. Meine Blicke aber hingen lange wie gefesselt an dem Höhenzug, welcher die Metzer Landschaft gegen Westen einrahmt. Dort oben liegen die blutgetränkten Schlachtfelder in der Reihe, das eine dicht neben dem andern; drüben zur Rechten St. Privat, hier zur äussersten Linken Gorze, mitten dazwischen fast in gerader Linie hinter einander Gravelotte, Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour. Welch ein Klang liegt in diesen Namen, hell wie Sieges- und dumpf wie Todesrauschen! Wie viele Tausende der bravsten Herzen sind dort gebrochen, ach, junge edle gebildete Deutsche. Dort auf den Höhen vor Metz war das schwere und entscheidende Ringen, bei Weissenburg der fröhliche Anfang, bei Sedan der feierliche Abschluss des Dramas. Ähnlich war es in der zweiten Auflage des grossen Kriegs, als nicht mehr das militärische Frankreich, sondern das Aufgebot seiner gesammten Volkskraft zu besiegen war. Da ging's wieder hoffnungsfröhlich her, als die erste Schanze bei Paris genommen und die erste Schlacht bei Orleans geschlagen war. Dann kamen die schweren Bluts- und Arbeitstage bei Paris, bei Orleans, bei Bapaume und noch viele, viele andere, und das Ganze endete mit dem Aufspielen der französischen Kanonen zu dem grossen Kaiserfest in Versailles.

Immerhin aber bleibt es doch ein Gedanke, wie er niemals kühner, genialer, gewaltiger in der Kriegsgeschichte aufleuchtete, jener rasche Gedanke Moltke's: die französische Hauptarmee in ihrem eigenen Land eilends zu umgehen, aufzuhalten, in die Festung zurückzuwerfen, um sie darin

einzuschliessen. Hätte man ausserdem Metz belagern wollen, wie weit aussehend stand es mit jeder Hoffnung, es bald zu erobern! Wenn man aber 250,000 Mann darin fest hatte, dann wurde es, um so grösser dieses Heer war, auch um so leichter, es auszuhungern, bis es sich ergeben musste sammt der Festung selbst. Werden die künftigen Kriege nicht Schachbrettzüge mit bewaffneten Völkern, so wird wohl dieses Metzer Stück für immer unerreicht dastehen.

Der erschütternde Eindruck all des Unerhörten, was sie gesehen, hat wohl dazu beigetragen, dass die Bürgerschaft in Metz und das umwohnende französische Landvolk sich ziemlich lautlos in ihr Schicksal fügen. Das Ungeheure ist an ihnen vorübergerauscht wie ein angstvoller Traum, und doch können sie es nimmer sich leugnen, dass sie mit eigenen Augen gesehen, wie mit einem Schlag 53 Adler und Fahnen, 173,000 Mann, 1400 Feld- und Festungsgeschütze, und so viele Marschälle und Generale den Deutschen ausgeliefert wurden, und wie die ganze stolze Kaisergarde, den Stecken in der Hand, vor dem Feind ausmarschirte, während die dunkeln Wolken jagten und grässlich Sturm und Regen heulten, wie zum Leichenbegängniss des französischen Kriegsruhms.

Auch von dem stillen Hass und Widerstand gegen die Eroberer merkt man in Lothringen viel weniger als im Elsass, noch weniger werden Trotz und Verbissenheit zur Schau getragen. Vielleicht wird man nicht irre gehen, wenn man die Stimmung je nach den folgenden vier Volksklassen unterscheidet.

Die erste Klasse bilden die grossen Grund-, Fabrik- und Bergwerkbesitzer. Ihr Herz ist bei Frankreich, von dem sie seit einem Jahrhundert Sitte und Bildung haben, mit welchem sie fast eben so lange den Stolz der französischen Waffen theilten. Allein im grossen Besitz liegt etwas, das seinen Eigenthümer leicht über nationale Befangenheit wie Vorliebe hinweghebt. Die Meisten aus diesem Stande warten noch der Entwickelung der Dinge. Jedenfalls fängt

ihnen die Macht und Geschlossenheit Deutschlands zu imponiren an.

Am wehesten fühlt sich die zweite Klasse getroffen, der höhere Bürgerstand, die zahlreichen Rentiers, die Advokaten, Beamten, Professoren und Geistlichen, kurz die gebildete Mittelklasse. Von ihnen verkaufen verhältnissmässig viele Grundbesitz und Geschäft und wandern aus. Das sind nicht blos Zugewanderte aus dem Innern Frankreichs, sondern auch eine bedeutende Anzahl alter erbgesessener Familien wendet der Vaterstadt den Rücken. Gerade so wie das Metzer Patriziat in den Jahren, welche der französischen Besitznahme 1552 folgten, in Menge fortzog, wie die stolzen Reichsstädter damals um keinen Preis die Vergewaltigung durch Franzosen, obgleich sie deren Sprache redeten, erdulden wollten, und den deutschen Reichstag mit ihren Klagen füllten: so unerträglich dünkt diesen Lothringer Hitzköpfen heutzutage die Herrschaft der Deutschen. Ich hörte von einem Metzer sagen: sie wären es noch zufrieden gewesen, wenn man sie wenigstens zu einer »ville libre« gemacht hätte, wie Frankfurt und Lübeck, das allein sei einer Bürgerschaft wie die Metzer würdig. So fest sitzen alte historische Erinnerungen. Es gibt aber auch Andere, die ihr Anwesen noch nicht aufgeben, wohl aber sich beeilten, in Frankreich sich anzukaufen, um dort Bürgerrecht zu erwerben und einstweilen daselbst zu wohnen.

Die dritte Klasse, der kleine Bürgerstand, scheint im Ganzen nicht so unzufrieden mit der Wendung der Dinge. Diese Leute haben eingesehen, dass alles Lüge ist, was man ihnen von den schlechten Eigenschaften der Deutschen vorredete, dass sich vielmehr ganz gut mit ihnen leben lässt, und, was vielleicht noch mehr gefällt, man verdient viel Geld von den Deutschen.

Endlich bei dem Landvolk muss man unterscheiden. Der Bauer französischer Zunge nimmt den Wechsel des Regiments in dumpfer Ergebung hin wie ein Schicksal, freut sich aber der grösseren Ruhe und Ordnung, besonders

wenn sie Dauer verspricht. Er hegt gegen die französischen Gewalthaber, denen er so viel Erduldetes zuschreibt, beinahe mehr Hass, als gegen die Deutschen Abneigung. Anders soll es in dem grösseren Theile des jetzigen Deutsch-Lothringens stehen, der von jeher deutsche Bevölkerung hatte. Dort soll man etwas merken wie leises Aufathmen und Aufleben des deutschen Wesens, das sich von langem Druck befreit fühlt, jedoch sich in die neuen Zustände noch nicht recht zu finden weiss.

Bei alledem ist von Zuneigung, ja nur Zuwendung der Gemüther zur neuen Regierung nicht die Rede, auch an gesellschaftlichen Verkehr zwischen den Lothringern und eingewanderten Deutschen noch nicht zu denken. Man lebt nicht mit, sondern neben einander. Allein im Ganzen genommen dürfen wir mit dem, was sich jetzt schon herausstellt, zufrieden sein.

Insbesondere in Metz hat der deutsche Bestandtheil der Bevölkerung eine Stärke und Ausdehnung gewonnen, die für so kurze Zeit überraschend ist. Vielfach sieht man deutsche Schilder an den Häusern, in allen Gasthöfen hört man Deutsch reden. Französisch ist nicht mehr allein vornehm, deutsch ist die Sprache der Regierenden — das allein macht schon viel aus. Schon jetzt darf man über ein gutes Viertel der Stadtbevölkerung als deutsch rechnen. Metz hatte nämlich früher schon eine starke Beimischung deutscher Herkunft. Die Dienstboten kamen durchgehends aus der »Allemagne«, wie man den deutschredenden Theil Lothringens nannte, mit ihnen eine Menge Arbeiter. Ein Stock deutscher Juden war von jeher ansässig. Endlich hatten sich theils aus dem Elsass, theils aus Luxemburg und den Rheinlanden Handwerker Bahnwärter Kaffee- und Speisewirthe und andere kleine Geschäftsleute eingefunden. Fast alle diese finden es jetzt bequemer, auch vortheilhafter, wieder ihre Muttersprache zu reden. Zu ihnen nun kam ausser der deutschen Besatzung im Jahreslauf eine sehr beträchtliche Einwanderung von Beamten, Lehrern und Ge-

schäftsleuten aus Deutschland hinzu. Umgekehrt aber verlor in derselben Zeitfrist die französische Bevölkerung durch den Abzug des französischen Militärs und seines grossen Anhanges, sowie der Stockfranzosen und französisch-gesinnten Lothringer.

Ein Unglück war es, jedoch unvermeidlich, dass von jenseits des Rheins Leute herbeiströmten, welche den Kopf voll Pläne und in der Tasche kein Geld hatten. Sie fingen frischweg allerlei Geschäfte an, verloren sehr bald den Boden unter den Füssen, und mussten Bankerott machen. Solche Leute schufen dem deutschen Namen keine Ehre, ihre Art stellt sich aber überall ein, sobald ein Land den Herrn wechselt. In dieser Beziehung hat sich's in der letzten Zeit bedeutend abgeklärt. Jetzt wäre es Zeit, dass solide Geschäftsleute herkämen, die erst das Land und seine Bedürfnisse und Verbindungen sorgfältig kennen lernen, und dann auf sicherer Grundlage ihre Unternehmungen aufbauen müssten. Die schönsten Häuser und Gärten und Felder sind billig zu haben, und ohne allen Zweifel lassen sich eine Menge lohnende Geschäfte und Industrien gründen. Das Land ist so reich an Wein, Korn und Handelsgewächsen, und es kann gar nicht anders kommen, als dass der alte Handelsverkehr mit Deutschland wieder grösseren Zuschnitt annimmt. Durch diesen Handel blieb Metz, so lange es deutsche Reichsstadt war, eine überaus reiche und belebte Stadt. Es fing sofort an zu verkümmern, als es unter französische Herrschaft gerieth. Jetzt aber, wo das Angesicht von Metz wieder dorthin gewendet ist, wohin die Mosel fliesst, kann es leicht die Wege zu seiner mittelalterlichen Macht und Blüthe wieder finden.

Ich hatte Gelegenheit, mich länger mit einem gebornen Metzer zu unterhalten, der, leidenschaftlich französisch gesinnt, mit seiner Familie nach Nanzig ausgewandert war. Als er hörte, dass ich ein »Bavarois« sei, schüttete er mir sein Herz aus. Der Franzose kann nämlich noch immer nicht begreifen, wie Baiern und Preussen zu einem und demselben

Volke gehören. Für geographische Begriffe scheint ja das französische Gehirn ein wenig vernietet und vernagelt zu sein. Wohl war dieser Metzer, welcher den höheren Ständen angehörte, so vorurtheilslos, dass er einsah, Frankreich könne es mit Deutschland nicht mehr aufnehmen: seine innere Kraft werde zerrissen durch die Parteien, niedergedrückt durch den Klerus, gelähmt durch den Angstblick auf das rothe Gespenst; und wenn auch das gesammte Volk sich einmüthig wieder zusammenschliesse, dann fehle noch gar viel, bis der gemeine Soldat durch gründlichen Volksunterricht dem deutschen gleichgestellt sei, und fehle noch viel mehr, bis Offiziere und Freiwillige durch ausdauernden Fleiss sich zur wissenschaftlichen Stärke der Deutschen erhöben. Er beklagte, dass Frankreich, welches selbst mit der algerischen Bevölkerung Deutschland nicht mehr an Volkszahl die Wage halte, daran fort und fort abnehme, während Deutschland von innen heraus wachse. Er beklagte noch viel mehr, dass der regelmässige Zufluss von Deutschen aus Elsass und Lothringen jetzt stocken werde. Frankreich könne ihn aber für Geschäfte, Ämter und Wissenschaft so wenig entbehren, als seine Generale wüssten, wie sie die deutschen Unteroffiziere und Reiter ersetzen sollten. Wo solle man Diese jetzt suchen, als in der Normandie und auf den Strassen von Paris? Während er diese Geständnisse machte, offenbarte sich in seiner Stimme, noch mehr als in seinen Worten, ein erschütternder Jammer, eine qualvolle Verzweiflung. Das alte Frankreich der schönen Bildung und Vaterlandsliebe ist zu Tode getroffen, es ächzt in seinen einsamen Stunden; denn so hoch seit Jahrhunderten sein Selbstgefühl geschwellt war, so unerträglich ist die Erkenntniss, — nicht mehr das erste der Völker zu sein.

Zwei Hoffnungen lässt man noch nicht fahren. Durch Ausbildung der Republik denkt man wieder Leuchte und Führer des Welttheils zu werden. Frankreichs Beispiel werde unwiderstehlich sein, die republikanischen Aufstände und

die kleinen und grossen Freistaaten, die sich in Europa bildeten, müssten sich dann wieder an Frankreich anschliessen. Die andere Hoffnung liegt näher: nämlich wenn bei irgend einer Frage die Interessen der Mächte feindlich aufeinanderstossen, es rasch zum Bruche zu treiben und sich mit jedem Volke zu verbinden, das wider die Deutschen in's Feld rücken will. Was jene republikanischen Hoffnungen betrifft, so können wir wohl in Gemüthsruhe abwarten, ob das französische Volk sie verwirklicht; für die nächste Zeit hat in der That die Republik noch die meisten Aussichten. Die europäischen Kriegshoffnungen aber werden sofort verfliegen, sobald das deutsche Reich und Österreich, welches letztere doch noch immer wesentlich auf deutscher Kultur und Führung beruht, ihren historischen Zusammenschluss wieder gefunden, ich meine durch einen freien Vertrag, der keines von beiden Reichen in seiner vollen Selbständigkeit beirrt, beide aber zur Abwehr jeden Angriffs auf ihr Gebiet verbündet. Zwischendurch brausen den Franzosen noch andere wilde Gedanken durch den Kopf. Bei der ersten besten Gelegenheit soll der ganze Landsturm, Greis und Jüngling und alles, was eine Flinte tragen kann, sich erheben und über Deutschland herfallen: das sind natürlich nur Fieberträume. Leichter wusste sich Bischof Dupanloup zu helfen, als er die Frage auf das moralische Gebiet spielte und jüngst in der Nationalversammlung ausrief: »Die Preussen sind nicht die erste Nation, sie sind nur die erste Kaserne der Welt. Adel, Grossmuth, Uneigennützigkeit und Sanftmuth fehlen ihnen ganz und gar; eine Nation von Soldaten wird gar bald eine Nation von Barbaren«. Ei du liebe französische Sanftmuth! Haben die Deutschen etwa schon einen ganzen Araberstamm zu Tode geräuchert, wie Pelissier es in den Dara-Höhlen machte? Oder trägt irgend eine deutsche Hauptstadt so breite Blutflecken wie Paris durch die Armagnacs-Schlächterei im 15., durch die Bluthochzeit im 17., durch die Septembermorde im 18., durch die Commune im 19. Jahrhundert? Oder haben wir afrikanische Wilde auf

deutsche Schlachtfelder geführt, und Kranke und Greise unbarmherzig aus unserm Lande fortgetrieben, blos weil sie französischer Herkunft?

Mit der grössten Hartnäckigkeit hält alles, was französisch fühlt, an der Bazaine-Fabel fest: es ist rein unmöglich, mit einem vernünftigen Wort dagegen aufzukommen. Diese Fabel lautet nun einmal: Bazaine wartete absichtlich in Metz, bis er am 14. August angegriffen wurde; am 16. lieferte er die Schlacht, blos damit Napoleon ungehindert entweichen konnte; am Abend hatte er sich breit und siegreich den Durchbruch durch die deutschen Heere eröffnet, blieb aber stehen; am 18. lieferte er die grössere Schlacht, blos um seine Munition zu verschiessen und Vorwand zu haben, sich auf Metz zurückzuziehen; endlich übergab er ohne drängende Noth die unüberwindliche Festung gerade in dem Augenblick, wo den Deutschen alles daran gelegen war, ihre vor Metz stehende Armee frei zu bekommen, damit sie vor den heranziehenden französischen Heeren die Belagerung von Paris behaupten konnten; hätte sich Bazaine nur noch ein paar Tage gehalten, so hätte sich das Blatt gewendet, und alle Deutschen wären in den Rhein geworfen worden. Diese Legende wird wohl ständig werden in den Geschichtsbüchern der Franzosen. Sie müssen ja sagen können: »Wir wurden nicht besiegt, sondern verrathen«.

Unsere westlichen Nachbarn verbinden überhaupt mit historischer Wahrheit etwas andere Begriffe, als wir. Betonte doch der berühmte Geschichtschreiber, der jetzt Frankreichs Staatsoberhaupt ist, in der Nationalversammlung vom 8. Juni wiederholt: die gesammte französische Armee, wie sie da bei Ausbruch des Kriegs von Diedenhofen bis an den Rhein aufgestellt gewesen sei, habe blos 250,000 Mann betragen. Nun können wir allein an unseren Gefangenenlisten nachrechnen, wie viel gediente französische Soldaten in den ersten Kriegswochen, d. h. bis zum Abend des 18. August, im Gefecht gewesen sind. Schon diese langen Ge-

fangenenlisten ergeben eine andere Summe. Es geriethen nämlich französische Soldaten in Gefangenschaft

bei Weissenburg	1,000	ohne Verwundete
» Wörth	6,000	» »
» Spicheren	2,500	» »
» Beaumont	7,000	» »
» Sedan	20,000	» »
durch die Kapitulation von:		
Sedan	83,000	» »
Toul	2,200	» »
Strassburg	10,300	(ohne Nat.-Garden)
Metz	153,000	
Verwundete in und bei Sedan	44,000	
» » » » Metz .	20,000	
In Summa	349,000	

Dies sind allein schon 100,000 mehr als die Thiers'schen 250,000 Mann. Dazu kommen noch:

bei Sedan nach Belgien übergetreten	3,000
Unter Vinoy nach Paris . .	12,000
Gefangen in Schlettstadt, Verdun und andern kleinen Festungen (ohne Nationalgarde)	6,000
	370,000.

Endlich sind die Todten doch auch zu rechnen, und zwar mindestens bei Weissenburg 1000, bei Wörth 6000, Spicheren 3000, Beaumont 4000, Sedan 6000, in den Metzer Schlachten 22,000, da General Coffinières in seiner Bekanntmachung vom 27. Oct. sagte: es seien von der Metzer Armee 42,462 Mann den feindlichen Geschossen erlegen, worunter wir die 20,000 Verwundeten, welche in der Kapitulation von Metz in Gefangenschaft geriethen, mit verstehen müssen. Im Ganzen also werden die Franzosen in den acht Schlachttagen bis zum 18. Aug. wenigstens 44,000 Todte gehabt haben.

Diese Summe zu jenen 370,000 Mann hinzugerechnet, ergibt einen Bestand von 414,000 Mann, was freilich sehr von Thiers' Rechnung abweicht. Doch vielleicht hatte er eine andere Addirungsart, oder nahm dafür blos den ersten Tag nach der Kriegserklärung. —

Wenn man jetzt durch Lothringen reist, klingt es für ein deutsches Ohr ganz angenehm, nicht mehr wie früher die Ortsnamen von den französischen Schaffnern auf das Lächerlichste misshandelt zu hören. Faulquemont ist wieder Falkenberg, Beningue wieder Beningen, Sarreguemines wieder Saargemünd geworden, und Bitche wird wieder Bitsch geschrieben. Das umwohnende Volk scheint mit Vorliebe jetzt nur die deutschen Namen zu brauchen. Ich fuhr des Wegs mit zwei Holländern. Sie waren über Luxemburg nach Metz gekommen, und hatten über Nanzig nach Strassburg reisen wollen, waren aber wegen Unzulänglichkeit des Passes an der französischen Gränze zurückgewiesen worden, obgleich sie als gut sesshafte Kaufherren aussahen. Die Franzosen scheinen es besonders nöthig zu haben, ihre deutsche Gränze zu bewachen. Meine holländischen Gefährten waren entzückt, dass ich — rein zufällig — von der Geschichte ihrer Vaterstadt Enkhuizen mehr wusste, als sie selbst. Ich traf bei ihnen auf dieselben Empfindungen, wie bei andern Holländern: sie freuten sich im Grund ihres Herzens über die Schläge, welche die Franzosen bekommen, als hätten sie dabei mitgeholfen, hatten aber grosse Angst vor deutscher Annexion. Sie fürchteten, ihre Kolonieen stächen uns gar zu sehr in die Augen. Ich tröstete damit, dass wir einstweilen noch viel zu viel Anderes zu thun hätten, und dass wir ruhig warten könnten, bis sie freiwillig in das deutsche Reich zurückkehrten, das ihre Kolonieen wieder in Schwung bringe.

Kaum hat man sich im reizenden Saargemünd etwas umgesehen, so reisst Einen der Bahnzug schon in die Vogesen hinein. Da grüsst von allen Seiten herrlicher Laubwald. Über allen Höhen liegt er ausgebreitet, viele Stunden

weit sieht man nichts als wogenden grünen Wald, dazwischen hier und da in der Ferne auf grüner Höhe ein altes Schloss oder Gemäuer. Das ist der uralte sagenreiche Wasgau-Wald. Westeuropa hat nicht viele solcher ausgedehnten Waldstellen. Welchen Werth diese schönen Laubwaldungen unter einer sorgfältigen und wissenschaftlichen Bewirthschaftung bald gewinnen werden, lässt sich noch nicht ermessen. Die Felsenmasse der Festung Bitsch droht schon von weitem, in der Nähe stellt sie sich mit dem Städtchen zu Füssen äusserst malerisch dar. Würde sie von einem Flüsschen bespült, so dächte man an ein kleines Ehrenbreitstein. Es gibt doch auf der ganzen ehemaligen französisch-deutschen Gränze keine passende Stelle, welche die Franzosen nicht so stark als möglich befestigt haben, und zwar stets mit grossem Geschick der Örtlichkeit angemessen. Die Kette unserer grossen Festungen im Rheinthal braucht jetzt wohl weniger Kosten und Besatzung, Metz und Strassburg sind gar treffliche Vorburgen.

Bald ist man auf der Bahn bei Niederbronn, Reichshofen, Gundershofen. Der Wagenzug hält überall an, und man hat Gelegenheit sich etwas über den guten Elsässer Wein zu unterrichten. Er ist eben so stark als billig, und wird noch von sich reden machen. Noch viel mehr aber zieht der Klang der benachbarten Höhen an: Wörth, Fröschweiler, Elsasshausen. Man findet sich leicht zurecht in den Stellungen und Bewegungen der Heere am entscheidenden 6. August; entscheidend war der Tag, weil hier die eingewurzelte Siegesgewissheit den Franzosen ausgerissen und ihre abscheuliche Hoffnung, die Turcos, in den Staub getreten wurde. Aber es kostete auch eine Blutarbeit von fünfzehn Stunden. Jetzt liegt über der schönen sonnigen Landschaft ein stiller Zauber ausgegossen, Alles athmet Ruhe und Frieden. Wie wenige Zeit, nur ein paar Monate, bedarf es, und das ungeheuerste Völkerringen voll tausendfacher Weihe des Todes lässt am Boden

nichts zurück als hier und da ein weites Soldatengrab und ein einsames Offizierskreuz!

In Hagenau wohnen jetzt auf der Stelle, wo einst in der prangenden Kaiserburg die Reichskleinodien lagen, wieder deutsche Soldaten. Ludwig XIV. liess den berühmten Palast der Hohenstaufen niederreissen, und die Jesuiten kamen, um sich gerade dort anzusiedeln wo er gestanden hatte. Noch ist die leise Erhöhung des Bodens merkbar, wo einst sich die vier Burgthürme erhoben, zu beiden Seiten strömender Fluss, und der Grundbesitz ringsumher ist noch Staatseigenthum.

Nach Strassburg und in's Oberelsass bin ich diesmal nicht gekommen, habe aber über die Stimmung im Volke vielerlei von ruhigen Beobachtern gehört, was etwa auf Folgendes hinauslief.

Man darf die Elsässer nicht nach ihrem gegenwärtigen Gebahren beurtheilen; denn jetzt ist alles in heftiger Erregung, in Ärger und Unruhe. Wahl macht Qual, und sie stehen vor einer immerhin harten Wahl. Sie müssen bis zum Herbst sich entscheiden, ob sie gute deutsche Staatsbürger werden und mit ihren französischen Ansichten brechen, oder lieber mit Kind und Kegel die theure Heimat verlassen wollen. Schon dass man ihm die Qual und Sorge dieser Wahl macht, könnte Manchen zum Rasen bringen. An die jungen Männer aber tritt die Noth der Aushebung heran. Trotz alles Guten, was sie vom deutschen Heerwesen hören und sehen, sitzen die alten Vorurtheile fest: sie meinen, unter der Fuchtel deutscher Offiziere müssten sie zusammenbrechen. Es findet deshalb eine ansehnliche Auswanderung statt, und sie wird bis zum Herbst noch stärker werden. Die Auswanderer sind aber, ausser den vor der Aushebung sich Flüchtenden, hauptsächlich Franzosen, keine deutschen Elsässer. Sie sind in den letzten dreissig oder fünfzig Jahren, oder noch früher, von Frankreich herübergekommen, die französische Regierung begünstigte ja die Einwanderung von geborenen

Franzosen, früher von Adeligen und Geistlichen, später von Jedermann. Diese eingewanderten Franzosen haben niemals Deutsch gelernt, niemals sich mit deutscher Art und Sitte befreundet, und es ist ihnen unerträglich, dass jetzt rings um sie her alles deutsch wird, und sie selbst unter fremden Beamten und Gesetzen stehen sollen. Bei aller Achtung für das deutsche Wesen bleibt es für sie doch schwer, hart und rauh, während das geliebte Französisch sie überall mit leichter Sitte, leichtem Denken anlächelt. Der Franzose hat z. B. ein unwiderstehliches Bedürfniss mit seiner Person zu schauspielern, oder, wie er es nennt, sich zu repräsentiren. Dazu braucht er einen gewissen festen Boden unter den Füssen und willige Zuschauer. Beides, das fühlen die französischen Fremdlinge im Lande, fängt an zu mangeln, deshalb fühlen sie, je länger je mehr, sich höchst unbehaglich. An diesen eigentlich französischen Bestandtheil schliesst sich nun eine Anzahl von Geistlichen, Advokaten, Notaren, Professoren, Agenten und Beamten an, die zwar aus alten elsässischen Familien abstammen, aber deutlich es merken, dass sie unter der jetzigen Regierung keine Seide mehr spinnen werden. Auch sie denken an Auswanderung.

Gewiss ist nun das Fortziehen aus alten gewohnten Verhältnissen für Diejenigen, welche es trifft, eine traurige Sache, — allein kann es unter den gegenwärtigen Umständen anders sein? Noch mehr, ist ihre Auswanderung nicht eine Wohlthat für sie, für uns, für das Land? Wir können nun einmal, um unserer eigenen Sicherheit und um der Gesundheit und des Berufs unseres Volkes willen, das Elsass nicht wieder losgeben, und müssten wir auch die Franzosen darin mit dem Besen auskehren. Da ist es doch besser, dass Jene in Frieden von dannen ziehen, statt im ewigen Ärger und Zwiespalt mit sich selbst und als unsere unversöhnlichen Feinde sitzen zu bleiben. Das Land aber verliert verhältnissmässig wenig durch solche Auswanderung. Deutschland schickt ja Hunderttausende von Auswanderern

nach Amerika, Australien und dem Kapland und fühlt es kaum: ihre Häuser und Grundstücke und Geschäfte lassen sie hier. In einem so volk- und kinderreichen, segenerfüllten und die Ansiedler herbeilockenden Lande wie das Elsass werden sich die Lücken leicht wieder ausfüllen. Von den jungen Leuten aber, die jetzt sich dem Militärdienst entziehen, werden später, in ihren Hoffnungen betrogen, genug den heimatlichen Boden wieder suchen, und dann wird man mit ihnen, weil sie zum Theil unwissend, zum Theil die Opfer von Hetzern und Verführern waren, wohl nicht zu schwer in's Gericht gehen.

Ist aber einmal die Ausscheidung der Franzosen und französisch Verhärteten vor sich gegangen und die Luft reiner geworden, dann werden die Gemüther sich rasch beruhigen, und es wird wahrscheinlich eine Grundstimmung, wie sie im Folgenden zu skizziren versucht wird, für die nächsten Jahre stehend bleiben.

Der kräftigste Volksbestandtheil ist der Bauer im Nieder-Elsass. Dieser war von jeher am meisten deutsch geblieben, und ist es jetzt wieder mit seinem Herzen und seinem Verstande. Manches, ja vieles Neue ist ihm noch gar nicht recht; aber das gute Neue überwiegt ihm bei weitem das Unliebe. Es gefällt ihm gar zu prächtig, dass die Wälschen Kriegskosten zahlen und er seine Kriegsverluste ersetzt bekommt, dass sein Wein und Hopfen im Preise steigt; dass er frei eine Gemeindevertretung wählen durfte und jetzt in seiner eigenen Gemeinde wieder etwas zu sagen hat; dass für Schulen, Wege, Eisenbahnen, Wasserbauten, Forsten und alle öffentlichen Anstalten etwas geschieht, ohne Ansehen der Person; und dass der Kreisdirektor sich öfter sehen und sprechen lässt, während früher der hochmüthige Präfekt oder Souspräfekt nur selten erschien, und auch dann nur, um sich beräuchern und bewirthen zu lassen. Scheuer, misstrauischer, rückhaltiger zeigt sich der Bauer im obern Elsass. Er ist warm katholisch, und steckt noch tief in den Fesseln einer Geistlichkeit, von welcher namentlich

der jüngere Theil leidenschaftlich französisch gesinnt und dem protestantischen Kaiserthum spinnefeind ist. Ober-Elsass wird wohl eine Art kleinen deutschen Belgiens werden. Bei alledem fängt es auch bei dem oberelsässischen Landvolk zu tagen an, dass es mehr gewonnen als verloren habe.

»Wir sind nicht deutsch, wir sind nicht französisch, wir sind in der Mitten«, so lautet das Bekenntniss des Kleinbürgers. Es ist ganz unglaublich, wie dick geistige Nebel auf diesem Stande lasteten, der doch in deutschen Ländern viel mehr bedeutet, als in romanischen und slavischen. Seit so langer Zeit abgeschnitten von deutscher Bildung, durch die französische nur obenher angefasst, war dieser sonst so tüchtige Volkstheil im Elsass daran, zu verkümmern und sich in einer gewissen elsässisch-französischen Selbstschätzung zu verstocken. Das Herz aber schlägt noch deutsch, und fühlt jetzt leise die Zuströmung wärmerer Säfte. Die Eltern freuen sich, wenn die Kinder so schöne Bücher und Lieder mit nach Hause bringen, und fangen selbst wieder an, daraus ein reineres Deutsch zu lernen. Es ist ferner die besondere Art deutscher Volkswirthschaft, dass sie auch das kleine bürgerliche Gewerbe belebt und nicht blos die grosse Industrie und Geldherrschaft. Das wird sich ebenso im Elsass bewähren, wie es sich in der Rheinpfalz und am untern Rhein erwahrt hat, seit sie der französischen Regierung entledigt wurden. Kein Zweifel daher, dass mit jedem Jahr deutscher Sinn auch bei den Elsässer Kleinbürgern sich verstärken wird, je mehr sie selbst an Bildung, Regsamkeit und Wohlstand zunehmen.

Auf einen ganz andern und feindseligen Geist stösst die deutsche Regierung bei einem sehr grossen Theil des vornehmeren Bürgerstandes. Hier ist der harte Kern des Widerstandes, von welchem aus Alles belebt wird, was ähnliche Gesinnung hegt. Letzteres ist weniger bei dem alten Elsässer Adel der Fall: Graf Dürckheim hat neulich auf dem Strassburger Universitätsfeste nur ausgesprochen, was viele seiner Standesgenossen im Stillen denken. Auch

von den grossen Industriellen spricht nur Der vom Wegziehen, der entweder sein Geld lieber in Paris verzehren mag, als am Rhein, oder der wirklich in Frankreich glänzende Geschäfte machen kann. Wohl aber ist Hass und Widerwillen verbreitet unter den Arbeitern, soweit sie von sozialistischen Ideen angesteckt sind und in Paris ihre hohe Schule verehren, — auch unter den im Elsass so wichtigen Juden, welche noch immer fürchten, in ihrer gesellschaftlichen Stellung herabgedrückt zu werden, — insbesondere unter dem katholischen Klerus, dessen vielgliederige Macht im Elsass tief greift und schwer zu fassen ist, mit sichtlichem Erfolg aber vom Boden der Schule aus bekämpft wird.

Was nun von den gebildeteren Elsässern so Viele mit so viel Bitterkeit und Unwillen erfüllt, das ist nicht so sehr der Verlust an Vermögen und Stellung, obgleich fast jedes Haus von Leiden und Einbußen durch den Krieg zu erzählen weiss. Schwerer wiegt schon die Verwirrung und der Hader in den Familien, die unausbleiblich waren, als die Abtrennung von Frankreich verschiedene Meinungen hervorrief. Der Hauptgrund aber liegt in dem alten, ehrenhaften, tiefgründigen Elsässer Stolze. Man kann und kann es nicht verwinden, dass man besiegt ist von diesen Preussen und Baiern, und gar diesen Badenern, Rheinpfälzern und Schwaben, auf welche man früher so hoch herabschaute. Nichts ist einem stolzen Charakter lästiger und peinlicher, als wenn ihm plötzlich neue Verhältnisse aufgedrängt werden, neue Ideen und Anschauungen, in welche er sich umsetzen und umdenken soll. Der gebildete Elsässer blickte seit fünfzig Jahren nur nach dem einen grossen Pariser Lichtherde: jetzt soll er sich umwenden und über den Rhein schauen, wo es zwar auch Lichtherde gibt, aber sehr viele kleine, wenigstens keinen, der sich mit dem Glanze von Paris messen kann. Sie bekümmern sich noch wenig um das, was im weiten Deutschland vor sich geht, und hören nur unwillig und mit halbem Ohre hin. Die Nationalversammlung von Paris ist für sie immer noch

wichtiger, jedenfalls zehnmal interessanter, als der deutsche Reichstag. Man nehme Jemandem eine seit Jahrzehnten gewöhnte Zeitung und zwinge ihm eine andere auf — wird er sie gern lesen? Einen Maßstab gibt der Besuch der höheren Schulen. Trotz aller Hetzerei füllen sich die Volksschulen mehr und mehr, und wirken immer gedeihlicher. Die gebildete Jugend aber hält sich, mit oder gegen der Eltern Willen, von den öffentlichen Lehranstalten, welche sie aufnehmen sollen, möglichst fern. Diese zählen nicht die Hälfte ihrer früheren Schüler. Freilich geht die Unwissenheit der jungen Herren, bei aller äusseren Gewandtheit, über alle Begriffe. Jetzt sollen sie wieder anfangen in allen Hauptsachen zu lernen, und gründlich zu lernen: das will den Jungen so wenig gefallen wie den Alten.

Unzweifelhaft ist eine geheime Agitation im Lande thätig, die all ihre Hebel, nationale, kirchliche und noch andere, spielen lässt, um Ärger und Widerstand anzuschüren. Da die stillen Plane und Hoffnungen der französischen Partei zu Schanden geworden, da ihr die Schuppen von den Augen gefallen, und sie nun einsieht, wie es in Frankreich und Deutschland und Europa wirklich steht, sucht sie noch einmal, ehe der gefürchtete 1. October da ist, ihr Äusserstes zu leisten, um den verhassten »Prussiens« so viel zu schaden, als auf der Welt nur möglich ist. Wenn sie es könnte, würde sie es zu blutigen Aufständen treiben. Der Zustand der Geister und Gemüther bietet ihr nur zu viele Handhaben dar. Vergesse man doch ja nicht, dass für den Elsässer die deutsche Literatur noch kaum existirt, und dass er gar nichts fühlt und versteht von dem Stolze, der seit den Freiheitskriegen immer mächtiger Deutschland durchzog. Seine Abneigung gegen die Wälschen ist noch weit entfernt von unserm deutschen Nationalgefühl. Deshalb ist es jenen Gehässigen, jenen Hetz- und Tückebolden gar leicht, Alle zu verdächtigen und zu belästigen, die mit ihnen nicht in ein Horn blasen wollen. Zur Zeit herrscht sogar etwas wie eine kleine dunkle Schreckensliga. Wehe

Dem, der unter der deutschen Regierung einen Dienst annimmt! Wer mit deutschen Beamten umgeht, wer die deutschen Schulen unterstützt, ja wer nur deutsche Literatur in sein Haus führt, sieht vielleicht die Thüren seiner besten Freunde sich vor ihm verschliessen. Der Hass gegen das Deutschwerden geht jetzt in hohen Wogen, er ist Modesache geworden; aber Moden dauern nicht lange.

Jede neue Regierung macht Missgriffe: nirgends werden sie rascher erfasst und spöttischer bekrittelt, als bei den Elsässern. Allein etwas muss man ihnen doch nachrühmen. Trotz der heftigen Aufregung im Lande hört man nichts von Unruhen und Aufläufen. Das zeugt einestheils für weit verbreitete Bildung und Gesetzlichkeit, anderntheils dafür, dass die Aufregung nicht in das Volk hinabreicht. Ferner, die Elsässer erkennen freimüthig den guten Willen, die Tüchtigkeit, die rasche Kraft der deutschen Regierung an, die in kürzester Zeit schon so viel Gutes und Wohlthätiges geschaffen und vorbereitet hat. Man gesteht offen zu, dass die deutsche Verwaltung gerechter, das deutsche Post- und Eisenbahnwesen besser, die Sorge für die Schulen erfolgreicher, die Mannszucht im deutschen Heer vortrefflicher sei, als man dergleichen früher gewöhnt gewesen. Diese Erkenntniss will viel sagen und ist ein guter sicherer Grund, auf welchem fortzubauen.

Auf lange Zeit hinaus können wir von gebildeten Elsässern insgemein noch nichts Anderes erwarten, als dass sie sich der Widersetzlichkeit enthalten und achtungsvoll den neuen Beamten und Eingewanderten ein Nebeneinanderleben gestatten. Man blicke auf die Rheinländer und Westfalen. Gute Deutsche waren sie immer, sie leisteten dem Staat auch immer ihre schuldige Bürgerpflicht, — gute Preussen aber sind sie sammt und sonders erst in den letzten sechs Jahren geworden. Wie viel Leute zwischen Queich und Lauter wissen jetzt noch davon, dass ihr Land vor 57 Jahren noch zu Frankreich gehörte und anderthalb Jahrhunderte lang dazu gehört hatte?

Man ziehe also die Elsässer durch Rheinbrücken und Kanäle nur recht nach Deutschland herüber! Man fördere und pflege das Dreiblatt der materiellen Interessen, der Schule und der Gemeinde, man leite die Elsässer an, ihr provinzielles Leben sich selbst auszubauen, und lasse sich im Übrigen durch Unarten und geheime Hetzereien keinen Augenblick beirren, ihnen die Wohlthaten einer gerechten, sorgfältigen, belebenden und starken Regierung zu erzeigen! Schon sind sie auf dem besten Weg, wieder rechte deutsche Elsässer zu werden. Dann bedarf es in unserer vielbewegten Zeit, wo die Wellen welthistorischer Begebenheiten sich rascher folgen, nur eines grossen Ereignisses, das sie mit uns durchleben, und sie sind wieder unser mit Herz und Hand. Dies wird auch dann nicht ausbleiben, wenn das nächste und folgende Jahrzehnt ruhig verläuft. Allentscheidend ist in Elsass-Lothringen die Frage nach Geld und Gut. Nun ist es, wenn nicht jede Voraussetzung trügt, kaum anders denkbar, als dass dieses neue Reichsland, sobald einmal die jetzige aufgeregte und bittere Übergangszeit hinter uns liegt, unter der deutschen Regierung blühender, gewerbthätiger, geldreicher wird, als es unter der französischen war. Wenn nichts Anderes, so wird diese lachende Wahrheit die Elsässer bekehren, und wir werden es noch erleben, dass sie kaiserlicher sind, als der Kaiser in seinem Schlosse zu Berlin.

Die grosse Masse der Franzosen wird an das Deutschwerden unserer neuen Gränzlande nicht eher glauben, als bis sie auf dem Schlachtfelde die eiserne Wucht der Elsässer und Deutschlothringer Regimenter in der Seite fühlen. Sobald die deutschen Truppen aus den französischen Departements abgezogen sind, wird man sich dort athemlos darauf werfen, grosse neue Festungen an Stelle des verlornen Metz und Strassburg zu bauen: Belfort wird ja ohnehin zurückgegeben. Dann wird aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich unaufhaltsam dem neuen Krieg zutreiben: die wenigen Gebildeten, welche klarer sehen, werden mit fortgerissen

werden. Wie lange ist es her, dass Thiers öffentlich Gambetta einen wüthenden Narren schelten durfte? Und auf welchem Fusse verkehren sie jetzt mit einander? Die Schwenkung, welche in Frankreich seit einem Jahr in den grossen gebildeten Mittelklassen vor sich gegangen, liegt am Tage. Mehr und mehr wählen Gegenden, die ganz besonders für altköniglich oder katholisch oder orleanistisch galten, oder einfach sich durch einen ruhigen und gesetzlichen Sinn auszeichneten, Abgeordnete, die sich an Gambetta anschliessen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Gambetta wieder an Frankreichs Spitze gelangen. Und dann? Sehr möglich, dass er sich bis dahin die Hörner abgelaufen hat, allein auch dann wird er wahrscheinlich zum erbitterten Rachekrieg, zu den äussersten Anstrengungen getrieben werden, weil Alle gerade deshalb auf seine Karte gesetzt haben.

Nichts wäre gefährlicher, als uns in trügerische Sicherheit einzuwiegen. Noch grösseres Unheil läge in der Selbstüberschätzung und in der Missachtung Frankreichs. Die vielen deutschen Offiziere und Beamten, die jetzt drüben gewesen, verfallen nur zu leicht in diesen Fehler. Weil sie die tiefen Schwärzen des französischen kirchlichen und bürgerlichen Lebens und die Unsittlichkeit in der französischen Familie gesehen, meinen sie schon, ein solches Volk sei innerlich kraftlos. Nationen aber brauchen sehr lange Zeit bis sie verfallen, zumal christliche Völker, und was die Franzosen noch leisten können, das haben wir doch Alle in den jüngsten Tagen erlebt. Wie hoch steht ihre Industrie, ihr Weinbau, ihr Feld- und Gartenbau! Man rechnet die Ausfuhr blos dieses Jahrs weit über eine Milliarde. Mit einer Raschheit, der wir kaum etwas Ähnliches zur Seite setzen dürfen, führten sie grosse neue gewinnbringende Industriezweige ein. Wie schnell waren sie bei der Hand mit Erfindung und Beschaffung ihres Chassepot, das sich unsern besten Gewehren denn doch überlegen zeigte! An militärischen Talenten, wie Chanzy, Faidherbe, Aurelles de Paladine, Cremer und andern, fehlte es auch nicht. Und

seien wir aufrichtig, wäre unsere Heeresmacht bei Wörth, Metz und Sedan so geschlagen und ganz vernichtet gewesen wie die französische, würden wir Deutschen bei all unserm Nationalgeist, bei all unserer Kraftfülle und Nachhaltigkeit so wahrhaft Ungeheures noch geleistet haben, als die Franzosen es fertig brachten in der zweiten Auflage ihres Kriegs? Wie leicht hätten bei uns Bedenken, Misstrauen, Lähmung und Langsamkeit Platz gegriffen! Eines aber ist einmal ganz gewiss: sofort als der nächste Krieg beginnt, werden die Franzosen keine so grossen Fehler mehr machen, weil es undenkbar ist, dass sie wieder so kopflose und zögernde Leute an ihrer Spitze haben werden wie im Juli und August 1870.

Eines aber möge man sich in Deutschland nur recht klar machen. Bei dem nächsten Kriege wird in Frankreich eine grosse geheime Macht ganz anders zu unserm Nachtheil thätig sein, als im letzten. Schon jetzt schürt sie aus allen Kräften den Hass, übt auf die Wahlen in Frankreich einen stillen und weitgreifenden Einfluss, und wird, wenn es nicht anders geht, Gambetta und seine Leute und alle feindlichen Mächte der Welt wider Deutschland in's Feuer bringen, — so tödtlich ist der Hass der Ultramontanen. Es ist ihnen ja alles quer gegangen. Seit zwanzig Jahren wurde Deutschland in der Stille mehr und mehr besetzt von Jesuiten und ihren Schülern und Freunden. Das vatikanische Konzil war vorzugsweise darauf gemünzt, das Umsichgreifen protestantischer Wissenschaft und Denkungsart lahm zu legen. Endlich der Krieg sollte die alte Zwietracht im Innern Deutschlands wieder anfachen und das deutsche Nationalgefühl wieder zersetzen. Nun aber steht unser altes Reich wieder fertig da, an seiner Spitze ein protestantischer Kaiser, und Kanzelgesetz und Jesuitengesetz folgten rasch auf einander. Der Grimm der Ultramontanen ist so brennend, dass sie selbst ihre gewöhnliche Vorsicht vergessen und vor der Zeit schon mit dem drohen, was sie erst ausführen wollen. Ihr Hauptblatt, die »Genfer Correspondenz«,

sagte jüngst in einem Zornerguss gegen Deutschland: »Der Papst hat in seiner Sanftmuth nur zu viele Konzessionen gemacht. Jetzt sieht er, dass die Zeit der Barmherzigkeit vorüber, und dass über kurz oder lang eine Periode eintreten muss, wo die Gerechtigkeit ihren vollen und unerbittlichen Vollzug haben muss. Wenn die Staaten aufhören, die Kirche offen anzuerkennen, so wird die Kirche bald genöthigt sein, den Staaten ihre Anerkennung zu versagen. Die Welt wird dann einem Schauspiel gräulicher Verwüstung beiwohnen, und die Regierungen dürften sich täuschen, wenn sie glauben, dass die Massen hinter ihnen stehen werden. Preussen drängt gerade auf die Zeit zu, wo das Maß der Geduld überlaufen muss, und es ist wohl möglich, dass diese Geduld gerade in dem Augenblick aufhört, wo die Monarchie ein grosses Interesse daran hätte, die Frist noch etwas verlängert zu sehen«.

Das ist gewiss deutlich gesprochen, zumal auch alle deutschen Blätter dieser Farbe wie auf Kommando jetzt von der Katastrophe reden und prophezeien, die unvermeidlich bald mit schrecklicher Vernichtung über Preussen hereinbrechen werde. Zur Zeit sind das blos Drohungen ohnmächtigen Eifers: sie enthüllen uns aber das Spiel, welches zum Unheil Deutschlands geplant wird. Krieg mit Frankreich, in welchem dieses den letzten Hauch seiner Volkskraft aufbieten soll, und zu gleicher Zeit Lähmung Deutschlands auf kirchlichem Wege — das sind die Aussichten, die man uns bereitet.

Offenbar wird auf dieses Ziel hin in Deutschland alles gestellt und gerüstet. Mit auffallender Regsamkeit, mit Aufbietung jeglicher Mittel werden Kasinos, Gesellenvereine, Sodalitäten und andere katholische Genossenschaften errichtet. Die Menge der Gebetvereine entzieht sich den öffentlichen Blicken. Auf solche Weise wird ein gefügiges und zahlreiches Heer für die Agitation beschafft.

Sodann arbeitet die Jesuitenpartei daran, einen »freien Papst« in ihre Hände zu bekommen. An sich wäre es,

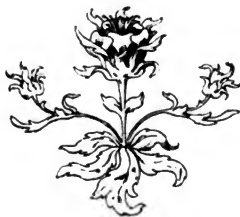
das liegt auf der Hand, eine grosse Thorheit, wenn der Papst Rom verliesse. Denn auf welchem Punkt der Erde würde er es jemals wieder so gut und behaglich haben? Und wenn er einst doch zurückkehren müsste, würde er Stellung und Machtmittel in Rom jedenfalls viel schlechter wieder finden, als er sie verlassen hätte. Allein die Partei muss trachten, ihn den letzten italienischen und andern Einflüssen zu entziehen, um allein an seinem Hofe zu herrschen. Irren wir nicht, so war schon längst ihm ein Sitz in Pau in Südfrankreich bereitet, hätte Thiers im letzten Augenblick nicht Einsicht genug und Pius IX. noch mehr Frische gezeigt. Nun ist die nächste Papstwahl von grösster Wichtigkeit. Tritt ein Jesuitenpapst aus dem Konklave hervor, so wird man ihn eines schönen Morgens, wenn es Zeit dünkt, in Frankreich wieder finden, und dann genade Gott dem katholischen Deutschland!

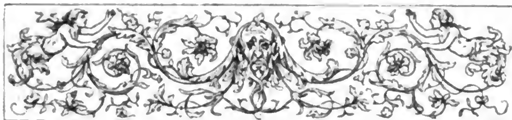
Wir haben in unsern Tagen seltsame Dinge erlebt, die man längst für abgethan und abgestorben hielt, z. B. den Trierer Rock und die Unfehlbarkeit. Wäre es denn so undenkbar, dass sich die Zeiten Kaiser Ludwig des Baiern erneuerten? Können denn die Jesuiten der »Genfer Correspondenz« unter »vollem und unerbittlichem Vollzug päpstlicher Gerechtigkeit«, unter dem »Schauspiel gräulicher Verwüstung« noch etwas Anderes meinen? Fluch und Interdikt soll Deutschland mit Pein und Aufruhr schlagen, und zwar gerade dann, wenn die französischen Heere zum Rhein aufbrechen.

So ungefähr spitzen sich, wie es scheint, die Zukunftsplane der ultramontanen Heissköpfe, die ja ihren Hauptheerd in Frankreich haben und nirgends mächtiger sind, als dort. Und täuschen wir nur uns nicht, selbst liberale Franzosen werden zur gegebenen Zeit die Hülfe des schwarzen Bundesgenossen gern sehen, wenn sie ihm auch nicht gern die Hand drücken. Frankreich hascht in qualvollen Nächten nach jedem glänzenden Spinnfaden, um sich wieder aufzurichten; denn es war gar zu eitel und kann von der

Selbstbethörung noch immer nicht lassen. Nun wird zwar nichts so heiss gegessen, als es gekocht ist; immerhin aber bleibt es nützlich, alle Fälle im voraus in's Auge zu fassen.

Die Maßregeln, welche jetzt getroffen sind, werden allerdings etwas helfen, jedoch schwerlich durchgreifen. Die Ultramontanen sind erst dann lahmgelegt, wenn auf jedem Dorf der Schullehrer an Bildung, Ansehen und Einkünften dem Pfarrer ganz gleichsteht. Wenn aber der angedrohte Angriff von jener Seite kommt, müssen Mittel zur gründlichen Abwehr bereitliegen. Das beste Mittel ist ein festes Zusammenschliessen mit Österreich und Italien, und zwar mit Österreich nicht durch ein bloses Bündniss, sondern durch einen solchen dauernden Staatenbund, wie er seiner und der deutschen Geschichte entspricht.





IV. Tirol und Baiern.

In der Hauptstadt Tirols findet ein aufmerksamer Leser öfter Erinnerungen an den Heldenmuth der Jahre 1703 und 1809. Beidemal suchte Baiern sich Tirols zu bemächtigen, und beidemal waren französische Truppen über den Rhein gekommen, den baierischen zu helfen. Baiern, Tirol und Deutsch-Österreich gehörten in alter Zeit zusammen, es ist überall dasselbe Kernvolk, das sich in diesem Gebiete zwischen Slaven und Wälsche hineingesiedelt hat. Es sind bald 900 Jahre her, dass der baierische Herzog auch mit Kärnten beliehen wurde, und »das baierische Reich« sich vom Fichtelgebirge bis zum adriatischen Meer und bis zum Wiener Wald erstreckte. Die Gränze dieses Herzogsgebiets lief damals nicht weit von der Mincio-Linie, sie umschloss Verona und Aquileja, Friaul und Istrien. Das alles ist zwar schon lange her, und die deutsche Wacht am adriatischen Meer wurde längst das Amt eines Grossstaats, der seitdem sich im Südosten bildete, und in ganz anderer Macht und Ausdehnung, als Baiern vermochte, deutsche Herrschaft und Bildung ausbreitete und naturgemäss auch Tirol und Kärnten, mit allem was daran hing, zu sich nahm.

Aber es ist merkwürdig, wie zäh und unausrottbar das historische Gefühl uralter Verwandtschaft und Zusammen-

gehörigkeit. Wenn man es längst erloschen glaubt, bricht es wieder hervor, sobald die Gelegenheit günstig scheint. Baiern hat wiederholt in Tirol und Salzburg zugegriffen, während Österreich seine Verstärkung an deutschen Kräften in Baiern suchte.

Tapfer haben sich zu Anfang des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts die Tiroler Landesvertheidiger geschlagen, und der Gang der europäischen Geschicke brachte es mit sich, dass Tirol eine besonderheitliche »gefürstete Grafschaft« blieb, was im Kanzleistil des heiligen römischen Reichs bedeutete: das Land gelte im Schilde des Erzhauses eine Fürstenkrone. Die französische Politik vermochte für Baiern nicht einmal Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel wieder herauszuschlagen, jene schönen Ämter, die vom altbaierischen Erbe Kaiser Maximilian wegfischte, der, wie alle Habsburger, zwar schlecht für seine Tasche, aber trefflich für sein Haus zu sorgen verstand. Die Hohenzollern sind allezeit in beidem zugleich Meister gewesen.

Wäre aber damals »Südbaiern« mit seinen beiden Kreisen, dem »Innkreis« und »Etschkreis«, für die Wittelsbacher dauernd erworben worden, was würde wohl für Baiern dabei herausgekommen sein? Gewiss ein grösseres Gewicht in den deutschen und europäischen Händeln, unruhiges Streben nach weiterer Ausdehnung, belebter Handel und Verkehr mit Italien. An Letzteres hätte sich wahrscheinlich ein langsames Vordringen der deutschen Ansiedlung nach dem Süden angeschlossen; keinenfalls würde eine rein deutsche Macht es geduldet haben, dass wälsches Wesen sich tief und tiefer in ihren Südrand einfrässe. Vielleicht aber wäre auch Wälschtirol längst wieder zu Italien geschlagen.

Jeglich Ding hat seine zwei Seiten. Ein liberaler Baier denke nur einen Augenblick nach, welche Aussichten ihm blühten, wenn jetzt die verhasste Gegenpartei durch die Tiroler verstärkt wäre. Wie viel dunkler würde ihr Schwarz, wie viel schroffer und steinerner ihr Widerstand sein! Die

grosse Tiroler Felsenburg der Altkirchlichen würde im Süden Baierns allen Gleichgesinnten einen so trotzigen und mächtigen Rückhalt bieten, würde so viel heissblütigen Eifer ausströmen, dass dagegen alle Intelligenz der baierischen Städte nicht aufkäme, Rheinpfalz und Mittelfranken einbegriffen. Ja, wäre Tirol wirklich ein festes »Südbaiern« geworden, wer weiss, wie ununterbrochen lebhaft hier die römische Strömung von jenseits der Berge nach ganz Deutschland hin pulsirt hätte! Am Nordfusse der Alpen hätte sich ein kompaktes Heerlager gebildet, das mit dem einen Arm nach dem Rhein und nach Belgien, mit dem andern nach Österreichisch-Schlesien und Polen reichen würde. Es hat nicht sein sollen: Tirol sollte sein Fürsichsein, seine Geschlossenheit bewahren, damit aber auch seine Unbeweglichkeit, und seine im Grunde doch geringe Bedeutung im grossen Zug der deutschen Geschichte. Diese Bedeutung in der Gegenwart entspricht in der That weder seiner Lage noch der Kraft und Tüchtigkeit seines Volks: Tirol bleibt eben nur die grösste Grafschaft in Deutschland.

Die Fahnenträger der Tiroler Altkonservativen denken anders, sie leben der angenehmsten Zuversicht. Gleichwie im Jahr 1809 von der Tiroler Hochwacht das Feuer der Kriegsbegeisterung gegen das »korsische Ungeheuer« durch ganz Deutschland loderte, so werde, meinen sie, in allernächster Zeit aus dem Herzlande der konservativen Gesinnung der alles mit sich fortreissende Heilstrom hervorbrechen, der verwüstend über das moderne Babel hinfahre, auf dass die Säulen der alten hierarchischen und feudalen Ordnung sich wieder aufrichteten. Selbst den altkonservativen Gesinnungsgenossen unten im deutschen Norden solle von hier aus der erlösende Geist zuwehen. Glauben macht selig, und wenn sie keinen Glauben hätten, wofür stritten sie denn?

Doch halten wir uns an die greiflichere nächste Gegenwart, und fragen wir: ob umgekehrt Tirol gewonnen hätte,

wenn es seit 180 oder auch nur seit 75 Jahren unter baierischer Regierung gestanden wäre?

Zur Beantwortung gehen wir über die Gränze, hier und dort, nicht blos an einer Stelle. Sind Oberbaiern und Tirol noch dasselbe Land und Volk? Ja gewissermaßen, und doch nicht ganz. Was fällt uns auf? Offenbar ist einiger Unterschied vorhanden.

Die Strassen werden häufig schlechter, sowie man einen Fuss über die Tiroler Gränze setzt. Hier und da hört sofort die Kunststrasse auf, ein gewöhnlicher Fahrweg tritt ein, oder die Möglichkeit zu fahren hört ganz auf, und man muss auf Fusssteigen sein Fortkommen suchen. Nun gelangt man in kleine Gebirgsthäler. Ist es Absicht, sie in idyllischer Natureinsamkeit zu lassen? Dann braucht man sie allerdings nicht durch gute Strassen aufzuschliessen. Wo diese gebaut werden, da belebt sich der Verkehr, bessern und mehren sich die Wirthshäuser, steigt der Grundbesitz an Werth. Aber selbst in volkreichen Thälern, auf wichtigen Verbindungslinien stösst man auf Seltsamkeiten der Strassenbaukunst. Treten wir z. B. ein in das schöne Brixenthal. Dieses hatte von Wörgl bis Kitzbühel schon in alter Zeit eine Fahrstrasse; nunmehr steckt sie an vielen Stellen im Moraste. Von Kitzbühel bis zum Pass Thurm baute man eine Kunststrasse vor 43 Jahren: diese ist trefflich angelegt und daher noch in gutem Stande. Dann aber kommt ein Stück von zwei Stunden Länge bis hinunter nach Mittersill, eine wahre Prachtstrasse; man baute sie erst vor 23 Jahren, als müsste man hier ein Musterstück herstellen. Fahren wir nun den Pinzgau hinauf. Die ersten fünfthalb Stunden von Mittersill bis Wald ist die Strasse erträglich. Dann aber beginnt das Aufsteigen zum Joch der hohen Gerlos, um in's Zillerthal zu kommen, ein Übergang, der seit alten Zeiten viel besucht war und jetzt sich noch mehr belebt. Gerade hier aber hört die gute Strasse auf; es beginnt ein Weg über Urgestein und Knüppeldämme, hoch am donnernden Salzachschlunde. Hier muss

jedes Fuhrwerk dahinten bleiben, es seien denn niedrige schmale Käskarren mit ganz kleinen Rädern und einem Pferde. An diesen springt der Fuhrmann hin und her, um das Gefährt an der einen Stelle niederzudrücken, an der andern zu heben, damit es im Gleichgewicht bleibe und nicht plötzlich zwischen Baumgipfeln verschwinde. Denn selbst an wohlfeilen Fichtenstämmen, welche die entstandenen Lücken des Knüppeldamms ausfüllen sollten, wird gespart. Noch schlimmer ist es bei der Niederfahrt in's Zillerthal bestellt. Da befinden wir uns, wie es scheint, auf antikem Boden. Denn der Weg ist gerade so mit rohen Steinblöcken gepflastert, wie die Strassen in Pompeji. Es besteht nur der eine Unterschied, dass das Werk der Pompejaner Strassenbaumeister siebenzehnhundert Jahre unter Schutt und Lava lag, diese Tiroler Strasse aber eben so lange befahren und niemals gebessert wurde. Will man sie denn durchaus in der Verwahrlosung lassen, bis eine Eisenbahn durchführt? Oder kann diese die Strasse für den gemeinen Verkehr ersetzen?

Wenden wir aber unsere Blicke von den Strassen auf die Menschen, die sie begehen und befahren — Reiter sieht man äusserst selten — oder vor den anstossenden Häusern stehen und hantiren.

Bekanntlich lässt Bildung und Wohlstand eines Volkes sich nach den Zentnern Seife bemessen, die es verbraucht. Da müssen die baierischen Seifensieder im Verhältniss zu den Tirolern glänzende Geschäfte machen. Wie schmutzig und schwärzlich erscheint der gemeine Mann in Tirol! Wo ist das weisse Hemde, der schmucke Hut, kurz die malerische Tracht des Gebirgsvolks geblieben? Der Reisende wird ordentlich froh, wieder eine geschmückte Dirne, einen stattlichen Burschen mit breitfarbigen Achselbändern zu erblicken. Kaum dass am Sonntag und in hohen Thälern die Landestracht noch etwas vom alten Glanze zeigt.

Um aber einen sichern Prüfstein für Fortschritt und Gedeihen eines Landes zu haben, braucht man sich nur

umzusehen, wie viel dort gebaut wird. Bauen kostet Geld, viel Geld: die Baulust erwacht nur, wenn man des Guten übrig hat, oder wenn neue Geschäfte aufkommen, die Vergrösserung der alten oder Errichtung neuer Wohnungen und Wirthschaftsgebäude fordern. Nun dürfte man vielleicht sagen, dass — Pommern sammt Ost- und Westpreussen ausgenommen — die Baulust in Norddeutschland am grössten ist, und dass sie allmählich abnimmt, je weiter man nach Süden kommt, in Altbaiern aber sich am wenigsten eingestellt hat. Bei alledem möchte es kein Dorf und Städtchen im baierischen Gebirge mehr geben, in welchem man nicht etwas von jenen Anzeichen glücklicher Zustände bemerkte, — Tirol dagegen ist auffallend arm daran.

Woher dieser Abstich in Wohlstand und Gedeihen? Ist der Baier so viel gescheidter oder aufgeweckter? Ist er so viel fleissiger, als der Tiroler? Verbringt er so viel weniger Zeit mit Kirchengehen und Wirthshausbesuch? Wer könnte das im Ernste behaupten!

Es lebt und webt ja in Tirol solch ein braves Volk, das Fleiss und Mutterwitz hat und keine Arbeit scheut. Wie ist es in seinem Kern noch so frisch und ungebrochen! Eine tüchtige derbe Männlichkeit, und bei aller Gewohnheit schlauen Umblicks doch die offene Redlichkeit und Fröhlichkeit des Gemüths, das sind noch immer Grundzüge des Volkscharakters. Nach Lohnkutschern und Kellnerinnen an den Touristenstrassen darf man freilich die Tiroler nicht mehr beurtheilen. Man verkehre jedoch mit den Leuten ausser dem Wirthshaus und beobachte ihr Thun und Treiben. Wer im Gebirg einen Tag lang eingeschneit ist, wird es in der Regel am Abend nicht bedauern. Denn da hat er Muße wahrzunehmen, wie das Tiroler Volk so heiter und gemüthvoll, so neckisch und lachend und herzig mit einander verkehrt. Den ganzen Tag hört man kein hartes Wort, wohl aber zahllos lustige Einfälle. Im Gespräch aber, wenn das erste Eis gebrochen und Zutrauen gewonnen ist, muss es Jeden erfreuen, wie flink und flügge

das Verständniss bei diesen Leuten ist, wie sie Lust und Geschick zeigen zu allem was Geld bringt oder das Herz fröhlich macht.

Verkennen lässt sich auch nicht, dass in den letzten fünfzig Jahren ein Fortschritt besteht in Fleiss und Bildung, in Verkehr und Wohlstand. Zwar behaupten einige: dieser Fortschritt sei nur scheinbar, die Gastwirthe würden überall reicher, weil Fremdenverkehr und Waarendurchzug grösser geworden; die Gastwirthe abgerechnet, sei auf zehn Familien höchstens eine vorwärts gekommen, während fünf langsam zurückgingen. Dagegen lässt sich erwidern: wenn in einem Orte die Gastwirthe gedeihen, so stehen sich auch Bäcker, Brauer und Metzger, Schmiede und Radmacher nicht schlecht. An Wohlstand mögen diejenigen Familien wirklich eingebüsst haben, welche ganz und gar in den alten kleinen Geleisen von Gewerb und Viehzucht stecken geblieben, denn Steuern und mancherlei Bedürfnisse sind grösser geworden. Wenn aber der Ackerknecht, der früher mit 40 Gulden Jahrlohn gern zufrieden war, jetzt 100 fordert, so geschieht es nur, weil er anderweit so viel verdienen kann. Das aber ist es: der Verdienst ist allseitig grösser geworden, ohne dass die nothwendigen Ausgaben in demselben Verhältniss gestiegen wären, und deshalb ist die Bevölkerung im Ganzen und Grossen doch stätig fortgeschritten.

Allein — das muss man leider gleich hinzusetzen — dieser Fortschritt ist langsam, und er hält den Vergleich nicht aus mit alle dem, was zu gleicher Zeit in den Nachbarländern vor sich ging. Aus der Übervölkerung oder aus der Bodenarmuth lassen sich keine Gründe herholen, die stark genug wären, um dieses auffallende Zurückbleiben zu erklären. Es ist wahr, vom Tiroler Boden sind nur etwas über drei Fünftel nutzbar, alles andere ist unfruchtbares Steingebirg oder vergletschert. Und zieht man von jenen 61 Proz. nutzbaren Bodens die 32 Proz. ab, welche die Waldung einnimmt, und die 15 Proz., welche blos zur

Viehweide dienen, so bleiben gar nur 14 Proz. übrig für Garten und Weinberg, Acker und Wiese. Das ist allerdings zu wenig, um jemals grossen Fruchtertrag zu hoffen, und wir wollen z. B. nicht untersuchen, ob nicht in Südtirol der Weinbau veredelt und die Seidenzucht ausgedehnt werden kann? Auch wird Jedermann zugeben müssen, dass mehrere Thäler keinen Zuwachs an Bevölkerung mehr vertragen. Hat aber nicht jeglich Land seine eigene Art und Weise, wie die Bewohner ihren Platz auf der Erde ausnützen können? Nehmen wir ein paar Beispiele her aus Ländern, die ähnlich von der Natur ausgestattet sind.

An der Eisenbahn, welche vor dem baierischen Gebirge hinführt, ist im Zeitraum weniger Jahre auf mehreren Punkten ein reges Leben entstanden. Wir wollen damit, wie schon bemerkt, keineswegs sagen, dass Baiern völlig Schritt halte in neuen Anlagen, wie sie die Eisenbahnen in andern deutschen Gegenden hervorriefen. Wir meinen auch nicht Fabriken und ähnliche Gewerke, sondern hier nur eine sehr einfache Industrie, die recht eigentlich zum Waldgebirge gehört. An der baierischen Bahn zeigt sich auf mehreren Plätzen eine grosse Menge von geschnittenen Nutzhölzern gelagert, von bearbeiteten Blöcken an bis zu den dünnsten Bretterlagen. Im verborgensten Thal, das noch eine Wasserkraft besitzt, ritscht und rauscht die Sägemühle. Man frage die Besitzer jener Holzhöfe an der Eisenbahn, oder diese Sägemüller im Gebirge, wohin sie denn die Unzahl ihrer Bretter und Brettchen schicken? Sie kennen ihre festen Kunden in Stuttgart, Frankfurt, Köln und weiter rheinabwärts. Das Gleiche geschieht in Tirol nur noch in einigen Thälern, z. B. dem Pusterthal. Gar nicht selten trifft man dort auf Sägemühlen, die stille stehen und verfallen. Freilich, um den Wald einträglich zu erhalten, dazu ist heutzutag eine ganz besonders thätige und intelligente Forstwirthschaft nöthig, dazu bedarf es überallhin Aufsicht und Fahrstrassen, um die Abfuhr der Nutzhölzer zu erleichtern und nur diese mässig zu gestatten.

Käse und Jungvieh sind und bleiben zwei Hauptartikel der Tiroler Ausfuhr, welche Geld in's Land bringen müssen. Diese Ausfuhr zu steigern, mehr Absatzorte dafür zu suchen, vor allen Dingen die Güte der beiden Artikel zu vermehren, das sollte gleichsam ein Grundgesetz sein. Am Allgäu könnten die Tiroler sich ein Beispiel nehmen. Wie gescheidt und glücklich haben sich diese Allgäuer in den letzten Jahren umgethan! Ein Hirtenvolk und dabei ein Handelsvolk, das im Talent zum Rechnen und Erfinden, in Fleiss und Betriebsamkeit seines gleichen sucht. Die Allgäuer Käse haben sich einen Weltmarkt erobert, sie glänzten auf vielen Ausstellungen, sie gehen nach Russland, Spanien und Amerika. Weßhalb? Weil die rührigen Allgäuer nicht ruhten, bis sie ihre Käsesorten den besten, die es gibt, gleich gemacht hatten. Was ist die Folge für's Land? Das Geld, welches hereinfliesst und den Käsebauern schönere Häuser baut und ihren Kindern bessere Erziehung verschafft, ist noch der geringere Vortheil. Die Steigerung des einen Ausfuhrartikels ruft grössere und veredelte Viehzucht hervor, es mehren sich die Viehhändler und Fuhrleute, die Schmiede und die Bötticher und andere Gewerbsleute, deren Ansiedlungen die Thäler beleben und Werth und Wohlstand des Landes erhöhen.

Dürfen wir auch noch auf das benachbarte Vorarlberg hinweisen? Woher kommt es, dass dort mehr Industrie und Fabrikthätigkeit zu Hause ist, als in Tirol? Offenbar wirkt das schweizerische Beispiel vortheilhaft herüber. Man steige in der Schweiz auf's Gebirge bis zu den höchstgelegenen Gemeinden, und man wird sich wundern, was alles selbst da noch die Mädchen und Frauen in den kleinen dunkeln Holzhäusern spinnen und weben und drehen. Die Tirolerinnen machen jahraus jahrein auf altväterlichem Geräth ihr Hausleinen und das grobe Lodentuch für die Mannsjacken. Vielleicht könnten sie Leinen und Loden billiger und besser von Fabriken kaufen, und für ihre eigene Zeit und Emsigkeit lohnendere Arbeit finden.

Hier stossen wir auf den wunden Punkt, aus welchem, wie es uns scheint, so manche Übelstände hervorgehen. Es ist die Abgeschlossenheit, die Starrheit, in welcher Tirol verharrt. Obwohl es ein grosses Durchzugsland für Güter und Reisende ist, bleibt es verhältnissmässig das konservativste Land auf der ganzen Erde. Eine schöne und edle Eigenschaft, die auf tiefer Selbstachtung wie auf Pietät vor den Altvordern beruht. Wenn diese Eigenschaft aber so weit geht, dass man einrostet in uralter Hantirung und Gewöhnung, dann wird sie vom Übel. Tirol braucht frische Anregung und zuströmende neue Kräfte, welche die Hülfsquellen des Landes flüssiger machen. Österreich kann sie nicht hergeben, weil es ihrer selbst bitter bedürftig ist. Vom grossen Deutschland könnten sie kommen, aber gerade gegen Deutschland verhält sich Tirol abwehrend und abgeschlossen. Wäre das Land Tirol mit Baiern vereint geblieben, kein Zweifel, längst wäre jene Starrheit und Absonderung und sogenannte Glaubenseinheit gebrochen. Jetzt aber fallen die Schatten der Berge noch tief und dicht über die Thäler, und in ihrem Dunkel wagt noch jetzt eine bekannte Partei auf Umsturz der österreichischen Verfassung, und damit auf Tiroler ureigene freie Selbstverwaltung bei föderativer Reichsgrundlage zu dringen und zu arbeiten: das schöne Land soll mit neuen Mauern umschlossen werden. Die Erfahrung schlägt zwar dieser Richtung in's Gesicht. Denn noch hat keine Macht der Welt es vermocht, auf die Länge den rastlos rührigen, durch tausend Poren eindringenden Geist der Zeit abzuwehren. Ebenso gewiss aber hat die Erfahrung gelehrt, dass ein Volk, welches im Zeitalter der Eisenbahnen sich noch abschliessen will in alter Gewöhnung, dahinten bleibt im allgemeinen Wettrennen.

Tirol war nach den tumultuarischen Reformen, welche das Montgelas'sche Regiment zu Anfang des Jahrhunderts begann, um so vergnügter wieder in sein patriarchalisches Stillleben zurückgesunken. Der Sturm von 1848 rüttelte es auf, neue Stösse folgten, in jähen Schwingungen stürzte

das Staatsschiff Österreichs von einem grossen Experiment in's andere. Zu gleicher Zeit stieg das 19. Jahrhundert von allen Seiten über's Gebirge in's Land hinein, und bricht und bröckelt und drängt und treibt zu neuen Dingen. Die Steuern wachsen, der Luxus wächst, die Bildung wächst. Das junge Volk will die grobe langweilige Arbeit nicht mehr thun, und lässt die alte Landestracht fahren. Eine eigenthümliche Unruhe und Unsicherheit verbreitet sich, und Geld und Behagen wollen sich nicht mehren. Die Regierung hat den besten Willen, es fehlt ihr offenbar auch nicht an gewandten Kräften. Aber ihrem Räderwerk scheint das geschmeidige Öl zu mangeln, und die bewegenden Kräfte arbeiten öfter gegen einander. Denn unversöhnt und übermächtig ragt in alles der Gegensatz hinein zwischen Liberal und Konservativ, zwischen Deutsch und Wälsch.

Mögen die Tiroler sich trösten! Jedes deutsche Land hat ähnliche Zustände durchmachen müssen, und Baiern, über dessen Gränze wir des Vergleichs wegen öfter herüberblicken, macht jetzt noch seinen Theil durch. Das Jahr 1866 hat Baiern einen Stoss versetzt, der es hart aufgerüttelt und geschüttelt hat. Gerade die Tirol benachbarten Provinzen, die am längsten und tiefsten in altgewohnten Geleisen verharrten, haben den Stoss am heftigsten empfunden, und können ihn am wenigsten verwinden. Auch in Altbaiern lässt sich die Neuzeit mit den Forderungen voller Gewerbefreiheit, der freien Ansässigmachung, der Schulreformen, der bessern Grundverwerthung und höhern Grundsteuer nicht mehr abweisen. Das Volk ist in Ärger und Unruhe, die Parteien treffen scharf auf einander. Man soll eben nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben, sonst holt sie es nach in Sturm und Wettern. Es ist nur gut, dass sie den Boden nicht zerschlagen, wo er so fest und haltbar ist wie in Baiern und Tirol. Wenn die Gewitter vorüber, wird er um so frischer grünen und um so dauernder.

Der Tiroler weiss wohl, dass es in Baiern um so viele Dinge besser bestellt ist, als bei ihm zu Lande. »Ja, bei Euch

drüben ist schon gut hausen!« sagt er, wenn die Rede den Vergleich anstreift, mit süss-saurer Miene, und ist er ein Jäger, so folgt leicht ein Fluch nach. Denn in Tirol ist die Waldverwüstung gar weit vorgeschritten, die Berge werden immer nackter, selbst am Zwergnadelholz, den sogenannten Latschen, arbeiten schon Äxte und Hacken. In der That, je öfter man über die Gränze kommt, hin und her, desto schärfer sticht der Unterschied in's Auge, obwohl hüben und drüben Volk und Wirthschaft von derselben Art sind. Auch in Baiern hat die alte Wohlhäbigkeit einen Stoss bekommen; denn seit in neuerer Zeit es dem Bauer so leicht gemacht ist, sein Gut mit Hypotheken zu beladen, und die Anlässe dazu so mannigfach sich vermehrt haben, geht es mit einer Menge Bauern abwärts. Aller Orten gibt es aber noch Bauernhöfe, stattlich und sauber wie Rittergüter: rings um sie her grünt und blüht es in den weiten Gärten und saftigen Wiesen, als wolle die Erde hier ihr Bestes thun. Tritt man in einen der altbaierischen burgartigen Gasthöfe, so sitzt da in den gewölbten Gängen und Hallen das Volk und vertilgt Bier und dampfenden Braten. Das hört hier den ganzen Tag nicht auf, vom Morgen bis Abend sind die kleinen schweren Eichentische mit Leuten im Tuch- oder Zwilchrock besetzt, die sich etwas zugute thun. Sieht man diese reichlichen guten Speisen mit dem kräftigen und wohlschmeckenden Bier, die behaglichen weiträumigen Häuser, die üppigen Gärten und Felder, diese Volkslust in Reihen von Festen, Kirmessen, Tänzen und Hochzeiten, dieses ruhige und stätig wiederkehrende Behagen im Wirthshaus: so muss man diese baierischen Vor-Alpenlande zu den gesegnetsten auf der Erde rechnen. Nach Norden zu, so weit der deutsche Stamm sich erstreckt, gibt es zum Glück noch viele solcher Gegenden, wo der Bauer recht in der Wolle sitzt und kein hülfloser Häusling neben ihm hockt, wie in Altenburg, Westfalen, Ostfriesland, Holstein und andern Ländern. Weiter nördlich von Deutschland werden die Bissen schmäler

und die Ölkrüglein kleiner; in Belgien und England wäre es ebenfalls gut sein, wenn dort nur nicht die hungernde Armuth in dichten schwarzen Scharen vor den Thüren der Reichen stände. Wandert man über die Alpen nach dem Süden oder über den Rhein nach dem Westen, je weiter südlich oder westlich von Deutschland, desto mehr findet man wohl feine Einrichtungen in reichen Häusern, aber auch desto mehr Abnahme von Lust und Fülle und gutem Leben im Volke. Und wie ärmlich sieht es gar nach Osten hin aus! Man braucht nicht bis zu den schmutzigen Russen und Kalmücken zu gehen, um das Volk beinahe wie das liebe Vieh essen und wohnen zu sehen, auch die slavischen Vorlande zeigen immer auf ein wohlhabendes Haus zwanzig andere, in welchen jahraus jahrein Schmalhans Küchenmeister bleibt. Wahrlich, unser deutsches Vaterland ist ein gesegnetes Land und Altbaiern ein Fettauge darin. Man wandere durch möglichst viele andere Länder und vergleiche unbefangen, wo es die Masse des Volks im Essen und Trinken, in Wohnung und Kleidung am besten hat, wo am meisten gelacht und gespasst wird, wo Bildung, schöne Sitte und humane und politische Freiheit am meisten im Volke vertheilt sind, und man wird Deutschland hoch schätzen lernen.

Es fällt dem Norddeutschen auf, dass die Leute in Altbaiern so still im Wirthshause sind. Wenn die ganze Stube voll sitzt, hört man doch nur leises Gemurmel und Gläserklappen. Der Norddeutsche beginnt zu plaudern und zu spassen, sobald er im Wirthshaus Platz genommen, und ehe eine Stunde vorüber, verspürt er leicht einige Neigung zum Lärmen. Und wie lustig scherzt und lacht und liebt es sich erst in einem rheinischen oder fränkischen oder thüringischen Wirthshause! Der Altbaier geniesst die Gottesgabe gern in Ruhe und Stille, er will sich durch keine geistige Anstrengung davon abziehen lassen, dafür trinkt er um so gründlicher. Fragt man einen stattlichen Nachbar am Wirthstische, wie viel Krüge er für gewöhnlich trinke, so meint er, täglich doch wohl vier bis fünf, auch

wohl einmal sechs bis sieben. Sieben Krüge sind aber sieben volle Maß, und doch sieht der Mann gar nicht als ein Vieltrinker aus, sondern als ein reinlicher und behaglicher Mensch. Man sollte nun denken, dass der Verbrauch von so viel Bier täglich eine beständige Schwindsucht in der Kasse zur Folge haben müsse. Indessen der Baier arbeitet dafür auch ruhig, solide und einträglich, und gibt niemals Geld für Wein aus, der dem täglichen Schoppenstecher ziemlich hoch zu stehen kommt. Welche Vorzüge sonst aber der Wein vor dem Bier voraus hat, ist eine ganz andere Frage.

Im baierischen Gebirge sind auch auffallend viele Klöster und Abteien entstanden, welche lange Jahrhunderte hindurch blühten, und schon in den Zeiten der Karolinger stattliche Versammlungen von Kaisern, Herzögen, Bischöfen und Landständen in ihren Mauern sahen. Diese grünen, von See und Wald anmuthig belebten Vorlande der Alpen, wo unter dem Schutze der sturmbrechenden Berge das Land seine reichste Fruchtbarkeit entfalten kann, gefielen schon in alter Zeit den Mönchen nicht wenig, zahlreich siedelten sie sich hier an und in solcher Menge und Nachbarschaft, dass sie einander zur guten Abendstunde besuchen konnten. Jedesmal wählten sie ihren Platz mit Kennerblick für landschaftliche Schönheit. Die Aussichten aus ihren Fenstern über Wald und See hin in's Gebirge sind öfter wundervoll. Wenn der Abt hier einen Mönch vor sich beschied, um ihn wegen schlechter Klosterzucht auszuschelten, konnte er inmitten dieser lachenden hochherrlichen Umgebung unmöglich ihn grimmig anlassen. Die Gänge und Säle im Kloster waren mit allerlei Freskomalereien geschmückt, die keineswegs geistlichen Sinn, aber viel derbe Freude am Leben verriethen. Jetzt sind die Mönchssitze in Pachtgüter und Brauereien umgewandelt. In einigen Klosterhöfen wuchert das Gras, und Thüren und Fenster wollen nicht mehr recht in den Angeln halten. Alles hat seine Zeit, — der trübste Anblick ist aber immer dort, wo das Leben entflohen und die Ruine noch nicht malerisch geworden.

Wird das Abendessen in den Bauernhäusern aufgetragen, so stellt sich Alles zum lauten Gebete, das nach Beendigung des Mahls noch länger wird. In den Wirthsstuben beginnt um diese Zeit, namentlich an den vielen Sonn- und Feiertagen, ein lustiges Leben, in welchem der Naturwitz und die Herzensfröhlichkeit, die unverwüstlich in diesem Volke stecken, sich gehen lassen. Von einem Tisch zum andern klingt ein Schnadahüpfle. Das sind kleine, meist vierzeilige Liedchen, die von dem sangesreichen Gebirgsvolk bei irgend einem Anlass erfunden, gesungen und wieder vergessen werden. Es ist nicht gerade immer körnige Poesie darin, wohl aber sprechen sie die Stimmung des Augenblicks oft auf eine glückliche Weise aus. Ein Bursche hat zum Beispiel auf der Jagd oder bei der Heumaht aus einem Brünnchen getrunken, das ihn erquickt hat, da singt er im Fortgehen:

Für dass du mich getränkt hast
Bedank' ich mich schön,
Und kommt hier mein Dirndel,
Soll's auch zu dir geh'n.

Oder es fällt ihm irgend etwas Lustiges ein, worüber er lachen muss, alsbald gestaltet es sich auf seiner Zunge zum hüpfenden Liedchen:

Und wenn die Kuh auf dem Dache sitzt
Und nimmt den Bass zu Handen,
Dann wackelt das Haus zum Hof hinaus
Und laufen die Musikanten.

Auch seine Herzenstrauer singt der Einsame vor sich hin, indem er zwanzigmal dieselbe Vierzeile wiederholt und jedesmal einen andern Klageton hineinbringt:

Ach meine Mutter, ach meine Mutter,
Was hast du gethan,
Mein Schätzel ist verstossen,
Und ich ein armer Mann.

In der Volksmundart klingen diese Liedchen unendlich naiver und spassiger, und da sie eine grosse Freiheit im Ausdehnen und Zusammenziehen der Worte lässt, so stellt sich auch der Reim gleichzeitig mit dem Gedanken ein. Die Melodie ist ebenfalls Eingebung des Augenblicks, jedoch stehen einige lustige oder traurige Weisen fest, welche meist und leicht in den Haupttönen variirt werden. Am lustigsten laufen diese Liedchen über die Zunge, wenn das junge Volk zusammensitzt und in neckischen und launigen Einfällen einander aufreizt und vergnügt. Dann sind die Schnadahüpfle die rechten schneidigen und hüpfenden Liedchen, bald springt hier bald dort eins aus dem Kreise hervor, das, mit Gelächter empfangen und wiederholt, dem Einen eben so viel Ärger als den Andern Vergnügen macht. Die Fertigkeit, mit welcher die Sänger das erste Beste, das ihnen auffällt, in einem Schnadahüpfle über den Tisch fliegen lassen, ist bewundernswerth. Zeigt sich zufällig eine schöne Dame oder ein seltsam ausstaffirter Tourist an der Wirthsthür, macht sich alsbald ein Schnadahüpfle auf, über welches die Dame freundlich lächeln, der Herr die Nase rümpfen würde, wenn sie die Worte verständen.

Es wohnt in diesen Bergen noch ein kerniges naturfrisches Volk, und Jeder ist gern darunter, in welchem die Lebenslust noch nicht vertrocknet ist. Bei vieler Gutmüthigkeit sind sie gescheit und verschlagen, und bei tief religiösem Gefühl geben sie sich ihrer gesunden, oft naturderben Sinnlichkeit hin. In ihrer Tracht lieben sie Putz und Blumen, in ihren Häusern Sauberkeit. Leicht wird ihr Stolz aufgeregt, ihr Ehrgefühl beleidigt: dann lodert der Jähzorn auf und sucht schnelle Rache. Kommen die jungen Burschen zusammen, so wird es ihnen schwer, die Rauflust zu zähmen. Dann werden die Schnadahüpfle beissend und herausfordernd, und ehe man sich's versieht, schlägt Alles auf einander los. In Zorn und Hitze werden auch wohl die Messer gezogen und fast blindlings hin- und hergezückt, bis Einer mit dem Ausrufe: »O Jesus Maria, ich

hab's!« zusammenstürzt. Dann flieht Alles erschreckt und reuig aus einander, und die Gerichte schreiten zu strenger Untersuchung und Strafe. In den letzten dreissig Jahren sind die blutigen Raufereien seltener geworden, die Behörden halten wachsam und strenge den Unfug zurück. Die Gemeinden sind für den Schaden verantwortlich gemacht, der von einer übermüthigen Schar Jemand zugefügt wird. Man ist selbst bis zu dem Gesetze vorgeschritten, dass alle Kirmessen auf Einen Tag gehalten werden sollen. Damit ist viel Anlass zu Raufereien, jedoch auch viel Volkslust zerstört.

Will aber Jemand sein inniges Ergötzen in Baiern haben, dann vertiefe er sich in dessen herrliche Waldungen im Gebirge, wo es unaufhörlich wogt und rauscht, durch's dunkle Grün die Wässerchen plätschern, wo Hirsche ziehn und Gemsen springen, und der Juhschrei weithin durch die reinen Lüfte schallt. Dort verkehre man mit Förstern, Jägern, Holzfällern und Almdirnen, suche ihre Sprache zu verstehen und lausche ihren lustigen Liedern und Einfällen: trotz schmaler Nahrung und einfachem Heulager empfindet man Tage lang keine Sehnsucht, wieder von den Bergen herabzusteigen. Wie arm, jämmerlich arm ist Tirol an solcher Wald- und Alpenlust! Dort werden die Leute bald ganz fertig sein mit dem schönen Hochwald, die Höhen werden kahl, Gras und Gebüsch ersterben in Sonnengluth und Winterfrost, die Quellen vertrocknen, und Land und Volk gehen, wenn die Regierung keinen durchgreifenden Schutz gegen die Waldverwüstung gewähren kann, unrettbar der Verarmung entgegen.





V. SEELAND.

Es ist bekannt, wie hübsch und fest die holländischen Strassen gebaut sind: Fuss für Fuss wird zierlich von kleinen Backsteinen zusammengesetzt, die man auf die harte Kante richtet. Doch der erste Wagen, den ich — es war im letzten Juni — auf diesen schönen Strassen erprobte, o Himmel! welch ein Ungethüm voll der Pein und urweltlichen Geschmacks. Man denke sich zwei ungeheure Radkreise, dazwischen eine Achse mit roher Scheerdeichsel; auf der Achse steht ein Kasten; darüber ist ein Gewölbe von Leinen gespannt. Man klettert hinein in die Arche und kann nicht wieder heraus; denn vorn hockt der Fuhrmann und schliesst mit Rücken und Tabaksqualm Weg und Aussicht. Fest liegt man in dem dunkeln Bauche, wie eine schwere Holländerin festliegt, wenn sie die Höhe ihres Alkovenbetts erklommen hat und in seine weichen Tiefen versunken ist. Als man in diesen Landstrichen nur noch im tiefen Sande fuhr, mochte, wenn es den ganzen Tag regnete, ein solches Gefährt eine Wohlthat sein. Auf der Steinstrasse aber rasselt und stösst und schüttert es so schrecklich, so endlos, dass ich in der That nicht weiss, was ich weniger gern ertragen möchte, das Reisen auf dem ewig schaukelnden Kameel, das Stossen und Stampfen eines Segel-

schiffs im Sturm, oder eine solche holländische Arche rumpelnd auf einem Steindamm.

Ein hartnäckiges Volk sind die Holländer,— altfränkisches Zeug, dessen sie einmal gewohnt sind, lassen sie so leicht nicht fahren. Man sieht in und zwischen ihren niedlichen Häusern Geräthschaften von höchst seltsamer Form. Ihre Einrichtung geht eigentlich auf das Bequeme, Sachte und Behagliche, sie deutet auf unerschütterliche Ruhe des Leibes und des Gemüthes: indem aber der Werkmeister an jedem Ding eine derbe breite Unterlage nebst Schutz und Schirm gegen allerlei Ungemach anbringt, geräth seine Phantasie in unerhörte Formen des Ausgebauchten und Ungethümlichen. Bei dem wiederholten Anblick von dergleichen Sachen keimt leise Ahnung in dem Fremdling, als ob das alles blutsverwandt wäre mit der Natur der Menschen in diesem Lande, welche, wie die Amphibien, zwischen Land und Wasser sitzen, gewöhnlich sich von einem in's andere bewegen und von Fett und Dünsten beider anschwellen.

Ich war noch keinen Büchsenschuss weit in der holländischen Nationaldroschke gefahren, als mein Duldermuth mir durchaus thöricht erschien. Ich machte mir Luft, sprang hinaus und untersuchte die Federn. Da stand ja der Kasten in Federn, wie konnte das so höllisch stossen? Der Fuhrmann lachte mich aus. »Die Federn sind von Holz«, sagte er, »eiserne kosten 15 Gulden Steuern das Jahr«. — »Dann gebt mir ein Pferd, ich will reiten!« — »Ohne Sattel?« fragte der Mann, »ein Sattel kostet 15 Gulden Steuer das Jahr«. — »Wie, auch der Bauer muss das zahlen?« — »Der Bauer und der Doktor sind besser daran: wenn sie ein Sattelpferd und einen Wagen in Federn halten, so zahlen sie für beides zusammen nur 21 Gulden Steuer das Jahr!« Das sind holländische Taxen. Jedes Fenster, das etwas mehr als einen Fuss gross ist, zahlt seine Steuern; kein Kamin auf dem Dach erhebt sich ungestraft. Die Steuerlast ist furchtbar, — bricht aber das Volk unter ihr zusammen?

Wahrlich nicht, es trägt sie noch immer stolz und aufrecht auf geraden Schultern.

Wie athmet Brust und Seele auf, kommt man aus dem bleichen Elend solcher Städte wie Lille und Gent, wo die dichten Schaaren der Armen sich bald die Luft streitig machen, nach Holland! Dieses Land ist tief verschuldet, die Zinsen verzehren mehr als ein Drittheil des ganzen Staatseinkommens, und doch — wie wohlhabend, wie nett und tüchtig schaut alles aus, wie frisch und kräftig ist das Volk! Es wird den Holländern nachgesagt: sie seien sparsam und knauserig wie die Kirchenmäuse: im Grunde lassen sie sich jedoch an ihrem Leibe nicht das Geringste abgehen und sie haben immer noch übrig. Wohl gehen sie haushälterisch um mit ihrem Geld, ihren Kräften, ihrer Zeit, und geben wenig davon aus für Vergnügen, gar nichts im Müssiggehen. Sie überdenken und überrechnen erst alles was sie beginnen hin und her, und kommen schwer zum Entschluss. Allein was sie einmal beschlossen haben, daran arbeiten sie stätig mit derselben kühlen Berechnung, langsam und geduldig: was sie schaffen, ist immer fest und tüchtig, und sie lassen nicht los vom Werke, bis es fertig ist.

Diese ruhige Klarheit im Beschliessen, diese haushälterische Tüchtigkeit bei der Arbeit, diese zähe, unerschütterliche Ausdauer im Vollenden, hat das holländische Völkchen so gross gemacht, hat ihm einen so breiten und glänzenden Platz in den Weltgeschicken der vorigen drei Jahrhunderte erworben. Hier an den Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde, wo alles zur Fischerei und zum Handel einlud, wurden die eisernen Herzen der Friesen fort und fort erweckt und genährt durch deutsche Zuströmung, — das ergab hier Volksfrüchte so kernig und stattlich, als jemals bei den Puniern und Venetianern.

Es war auf der nordwestlichen Gränze von Belgien, wo mir diese holländischen Eindrücke wieder begegneten, in einem Küstengebiet, welches auf der Landkarte sich so fremdartig darstellt, und von welchem man doch niemals

etwas liest oder hört. Wer weiss nicht von all den rheinischen Gestaden zu erzählen, angefangen von der vielbelebten Seestadt Rotterdam bis zu den Ursprüngen des Flusses aus einsamen Seen am Alpenjoch: die Inseln aber, die in der Mündung unsers deutschen Stromes liegen, das Rheindelta, sind als gehörten sie nicht mehr dazu.

Wer von Seeland hört, denkt an die Doppelinsel, die weit unten in der Südsee liegt und unter Schutz und Schirm der englischen Leoparden rasch emporblüht. Ihre Tatzen freilich zerreissen dort das schöne Volk der Eingeborenen, gleichwie unter ihren Griffen die Irländer in der grünen Heimat und die holländischen Bauern im Innern Südafrikas verderben. Ein anderes Seeland ist die dänische Insel, auf welcher die reichen Bauern wohnen, die noch immer stillen Grimmes sich umkehren und das Gesicht nach Norden wenden, kommt zufällig die Rede auf Schleswig und das deutsche Reich. Doch auch zu diesem Seeland lade ich meine Begleiter nicht ein: wir fahren zu einem Lande, das so still und unbekannt und weltverloren am und im Meere liegt, als hätte die Geschichte vergessen, es mitzunehmen. Und doch liegt es uns ein paar hundertmal näher, als das australische, und ist dort der nachbarliche Deutsche fast eben so unbequem, so beargwöhnt, wie bei den Dänen. Und doch, was viel mehr sagen will, ist das unbekannte und vergessene Land eine Schöpfung zu nennen unsers edlen Rheinstroms!

Hochgeboren auf spiegelnden Alpengletschern, im langen Lauf an seinen Ufern alle Schönheit, Pracht und Lebensfülle entfaltend, wird der Rhein hier unten am Meere erst recht der grösste Segenspender. Statt zu klagen, dass er zwischen Sand- und Schlammbänken schleichend verrinne, sollten wir den herrlichen Strom bewundern, dass er vor seinem Ausfliessen in die Ozeanstiefen noch einmal Wohlthaten ausschüttet. Fruchtbare Auen und Äcker schafft er, wo bisher die öde Meereswoge sich hob und senkte und mit heiserem Schrei die Möve über die graue Fläche

zog. Jedes Körnchen Sand und Erde, welches der Strom auf langem Lauf im tiefen Bette mit sich rollte und schleifte, lässt er erst niedersinken, bevor er mit der härteren Salzfluth sich vermählt. Man sieht es deutlich, er mag nicht hinein mit seiner süssen Fluth und Eigenheit in das unermessliche, bittere, öde Meer. Er stauet und dehnt sein Gewässer breit und träge vor den Seewogen, arbeitet aber flink unter der ruhigen Oberfläche. Körnchen auf Körnchen sinkt zu Boden, jedes Theilchen legt und schichtet sich auf das andere, bis die Masse langsam emporwächst, und ein schlammiger Streif aus dem Wasser hervortaucht, der langsam höher wird und sich in Sandbänken und Sumpfstrecken verbreitet. An der einen Stelle reissen die Fluten aus einander, um an der andern mächtiger anzuhäufen. Auch jenem leichteren Gewässer, das aus Maas und Schelde herbeizieht, wälzen hier der Rhein und dort das Meer ihre schwere Woge entgegen und zwingen sie zum selben Werke. Und an diesem Werke sind die Flüsse seit Jahrtausenden thätig, und kein Tag, keine Stunde, keine Minute schwindet dahin, ohne dass unter des Wassers stiller Oberfläche gearbeitet wird am Landgründen. Alles Land westlich einer Linie, die sich von Antwerpen über Bergen-op-Zoom, Herzogenbusch, Nymwegen, Arnheim, Utrecht zur Zuidersee zieht, ist Alluvionsland, das die Flüsse angeschwemmt haben, jetzt das reichste und bedeutendste Gebiet von ganz Holland.

Auf die höchsten Plätze führten Winde und Gevögel Saatkörnchen. Oder lag der zarte Pflanzenkeim schon in den Schlammtheilchen, welche der Fluss herbeiführte, und erwachte erst zu Form und Leben, als er in sonndurchwärmtes, feuchtes Erdreich gelangte? Genug, Gräser und Kräuter sprossten auf, Gesträuch und Bäume folgten. Die Menschen sahen die grünenden Inseln und kamen in ihren Kähnen und Flössen herbei, ihr Vieh dort zu weiden. Und da sie sahen, wie trefflich es sich nährte, und wie sicher und fruchtbar das Erdreich, so fingen sie an Blockhütten zu bauen, das

Wasser abzuleiten, wo es hier und da sich noch ansammelte, und den Boden durch Abzugskanäle trockener zu machen. So siedelte sich auf dem Lande, das dem Meere abgewonnen, junges Leben an mitten unter Todesgefahren.

Denn da draussen hinter den Bäumen und Büschen, rings umher, weit, unermesslich weit, liegt das gewaltige Meer, grollend wie ein grimmer Tückebold, dass die Flüsse, die Söhne des Landes, ihm sein uraltes Reich verringerten. Für gewöhnlich liegt es still, aber zu Zeiten rafft es sich auf, kommt brüllend und donnernd daher mit rollenden Fluten, zerreisst das Landwerk, das die Flüsse baueten, in Stücke und nimmt wieder Besitz von Land und Leben, das fröhlich aufzublühen begann. Wenn die Meerflut sich aber wieder zurückzog, kamen auch die Menschen wieder. Denn die Noth drängte, sie hatten kein anderes Land, das sie nährte, ihrer waren ja unterdessen eine Menge geworden. Und die breiten Inseln, von denen das Meer zurückgetreten, lagen wieder so blank und lockend über dem Gewässer, so fett und fruchtbar mit ihrer Schlammerde, dass das hohe Gras wucherte und auf den Bäumen sich die vollen Laubbüschel drängten. Jetzt aber fing man an, die besten Stellen mit niedrigen Dämmen zu umziehen, und Sand und Erde zu Hügeln aufzuschichten, damit eine Zuflucht da sei, wenn wieder plötzliche Sturmflut alles überschwemme. Allmählich lernte man, die Dämme und Deiche fester zu machen und das Binnenwasser abzuleiten. Die Werke wurden ausgedehnt, man fing immer mehr Landstücke ein, welche die Woge noch bedeckte, und schloss diese aus. Hinter den schützenden Wällen erwuchsen nun die Ansiedelungen zu Dörfern inmitten von Saaten und üppigen Weideplätzen.

Zu Zeiten aber drangen stets wieder ungeheure Fluten über die Dämme, überschwemmten die Inseln und begruben Vieh und Menschenleben. Tagelang wüthete der Sturm. Man rettete sich auf die Dächer und Bäume, auf die Hügel und Kirchthürme. Die Glocken wimmerten durch die Finsterniss, und wenn sie hier und dort verstummten, dann

wusste, wer sich noch oben hielt, dass in der Gegend übermächtige Flut alles Gebäude von Menschenhand zerstört, alles Leben ausgelöscht habe. Und nach ein paar Tagen oder Wochen hörte der grimmige Nordwestwind auf, die Luft wurde wieder hell, und das grosse Wasser fing an sich zu verlaufen. Nun erkannten die Übriggebliebenen mit Schrecken und Staunen, wie sich die Gestalt der Inseln verändert hatte. Das Land sah aus wie eine Ruine, die von Wind und Wetter zerrissen ist. Tief unter den Wellen aber bröckelten die Häuser und Kirchen zusammen, bis das letzte Gemäuer, das sich von den darüber Schiffenden noch auf dem Meeresgrund erkennen liess, im Sande verschwunden war. Diese Stellen im Wasser trugen dann noch lange Namen wie »Kirchhöfe« oder »ertrunken Land«, und wenn der nächste Sturm die See vom Grunde aus aufwühlte, warf er Holz- und Torfstücke an's Land, an welchen noch Menschengeräth haftete, traurige Zeugen von untergegangenem Leben.

Eine der unheilvollsten Zeiten war der November des Jahres 1421. In der St. Elisabethsnacht erwachten die Dortrechter von dem Klatschen und Rauschen der Wellen, die an ihre Häuser schlugen; zwei Fuss hoch standen die Strassen unter Wasser. Andern Morgens war rings um die Stadt auf viele Meilen nichts zu sehen als Himmel und Wasser, nichts zu hören als das Heulen von Sturm und Wogen. Hier und da ragte noch ein Kirchthurm aus dem Wasser, 72 Pfarrdörfer waren in den Fluten begraben, und gerade ihre Fluren waren schön und prangend gewesen. Dortrecht aber lag fortan auf einer Insel. Unglücksboten kamen Tag für Tag. Längs der ganzen holländischen Küste waren Dämme geborsten an zahlreichen Stellen. Noch immer stürmte es, noch immer trug der schwere dunkle Nordwester die brüllenden Wogen in's Land hinein, auf welches endloser Regen niederströmte: erst nach mehreren Wochen wurde der Himmel wieder heiter und liess sich die ungeheuere Verwüstung überschauen.

Auf jedes Jahrhundert ist wenigstens eine der grossen Landesüberschwemmungen zu rechnen, die in einer Nacht das Werk von Menschenaltern zertrümmerten. Im Jahre 1170 wurde die Verbindung von Nordholland mit Friesland zerrissen und vergrösserte sich die Zuidersee, die bis dahin ein Landsee, um mehr als das Doppelte. Das folgende Jahrhundert, das 13., war das unglückseligste, es zählte 35 grosse Sturmfluten, von denen jede ziemlich ein halbes, auch wohl ein ganzes Hunderttausend von Menschen fortriss. Im Jahre 1377 verschwanden in Seeland 19 Städtchen unter dem Wasser, blos Biervliet hob sich wieder empor. Im folgenden Jahrhundert geschah die grosse Zerstörung des Dortrechter Gaues. Darauf mussten nach einander 1570, 1665, 1717, 1771 als Unglücksjahre verzeichnet werden. Noch in unserm Jahrhundert wurde 1825 ganz Nordholland überschwemmt. Im Ganzen genommen hat das Meer in den letzten 700 Jahren den Holländern ein gutes Siebentel ihres angebauten Landes entrissen.

Allein — und das ist wahrlich ein erhebendes Schauspiel, — jedesmal, sobald die Nothzeit aufhörte, nahm der Mensch den Kampf mit dem Meere wieder auf, jedesmal setzte die verständige, geduldige Arbeit der Menschen wieder an, nicht blos um zu retten, was noch zu retten war, sondern um sofort das Verlorene dem Meer wieder abzuringen. Die Zeit der Noth hatte jedesmal neue Lehren gegeben, man besserte und verstärkte die alten Dämme, gab ihnen bessere Richtung, und unterstützte sie durch Verzweigungen. Neue Kenntnisse und grössere Anstrengungen halfen zusammen, dass die Bollwerke wider des Sturmes und Meeres Wüthen gewaltiger wurden. Insbesondere seit Ende des 16. Jahrhunderts, als Holland nach entsetzlichem Jammer und Leiden das spanische Joch abgeworfen und seine Freiheit erobert hatte, nahm das rettende, schützende, erwerbende Werk mächtigen Aufschwung. Planmässig sammelte und leitete jetzt die Regierung die Arbeit von Gemeinden, wo die Kraft der Einzelnen nicht ausreichte. Die

Landstücke, welche vom Meer abgeschnitten und entwässert waren, rückten immer mehr zusammen, und alle Anwohnenden halfen, die letzten breiten Wasserarme dazwischen trocken zu legen oder in enge und schiffbare Kanäle zu fassen. So haben nach und nach durch die Arbeit vieler Jahrhunderte die seeländischen Inseln ihre Gestalt und Grösse erhalten.

Auch von den Holländern wird die Provinz Seeland so selten besucht, als wenn sie ihren Grossstädten nicht so zu sagen vor der Nase läge, sondern hoch oben im Nordmeer wie die Shetland-Inseln. Einst, im frühen Mittelalter, waren die Häfen von Middelburg, Ziericksee, Westkappel, Domburg und andern seeländischen Orten besser besucht; damals flaggten dort die Schiffe, welche einen grossen Theil der Güter trugen, die zwischen Deutschland, England, Frankreich und dem südlichen Europa verkehrten. »In diesen Zeiten«, berichtet der alte Chronist von Seeland [1], »waren die von Ziericksee über alle Städte und Seeplätze die stärksten und mächtigsten an grossen Schiffen, von denen man in diesen Niederlanden wusste zu sprechen. Welche Schiffe nach allen Landen über See fuhren, so dass die holländischen und waterländischen Schiffe in diesen Niederlanden nicht so wohl bekannt waren. Bald darauf«, so heisst es weiter, »habe man auch zu Veere, Middelburg, Westerschouwen, Aremuyden Schiffe gezimmert und befrachtet nach Frankreich, Spanien, England und nach dem Ostlande. Da seien die Kaufleute statt nach Brügge mit ihren Schiffen nach Seeland gekommen, und viel Geld im Lande gewesen«. Zeigte sich doch die Bedeutung auf dem Meere auch darin, dass in den seeländischen Städten Westkappel und Damme das vom Alterthum her überlieferte Seerecht in Artikel gebracht wurde.

Allein schon in der Hohenstaufenzeit war es mit der

---

[1] Chronyck van Seeland door Reygersberg. Ausgabe von Boxhorn p. 190—191.

Blüthe Seelands abwärts gegangen. Es ist ja eine Art geschichtlichen Gesetzes, das auch in unserer Zeit sich in den Niederlanden geltend machte, dass die Vorherrschaft im Welthandel der einen Stadt genommen und der andern gegeben wird. Mit stillem Ärger blickten die Seeländer auf den reichen grossstädtischen Verkehr, der sich in Holland entwickelte, wo Dortrecht damals der Hauptplatz wurde. Um so entschiedener nahmen sie in den blutigen, langwierigen Bürgerkriegen, welche die zweite Hälfte des Mittelalters erfüllten, die Partei der Hoeks, der Anhänger des alten Rechts und Bestandes, welche ihre Gegner, die städtischen Geldherren, Grosshändler und Gewinnmacher, sowie die reichen adligen Güterkäufer, die von den Einbußen der kleinen Leute und Hofbesitzer mächtig wurden, mit dem Namen Kabeljau belegten. Denn der Kabeljau ist ein Raubfisch, der fett wird vom Einschlingen der kleinen Fische, während der Hoek der Angelhaken ist, an welchem der Kabeljau sich fängt. Es gab noch andere zärtliche Namen, welche die Hoeks, die Partei der Konservativen, für ihre liberalen Gegner erfanden, wie Gapers Maulaffen, Groothoofden Dickköpfe, Fettkooper Talghändler, ganz im holländischen Geschmack.

Der letzte und leidenschaftlichste Kampf tobte sich aus während der Regierung der schönen und unglücklichen Jakobäa von Baiern, Kaiser Ludwig's Urenkelin, 1417 bis 1428. »Wenige Kapitel in der historischen Romantik«, sagt Lothrop Motley, der Geschichtschreiber des niederländischen Freiheitskrieges, »haben so viele Thränen gekostet. Jakobäa hat für die Niederländer das unvergängliche Leben einer Iphigenie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und anderer geheiligter Frauengestalten«. Mit sechszehn Jahren regierende Fürstin, aufgezogen in den ritterlichen Grundsätzen der Hoeks, höchst anmuthig in ihrer Erscheinung, im Innern voll Feuer, Heldenkühnheit und erfinderischem Geist, hatte Jakobäa fast fortwährend Krieg zu führen mit den gefürchtetsten Staatsmännern und Feldherren. Öfter

siegreich, erschien sie, wenn das Schlachtenglück ihr entgegen war, plötzlich wieder, wo Niemand sie vermuthete, ihr ruhmreiches Banner in der Hand, in der Mitte ihrer Ritter und Bauern, die sich begeistert für sie in den Tod stürzten.

Diese Zeiten sind längst vorüber. Jetzt hat Middelburg vielleicht noch acht Dreimaster, die nach Indien gehen, Ziericksee vielleicht die Hälfte, die andern seeländischen Städte haben kaum noch kleine Rhederei. Schon im vierzehnten Jahrhundert fing es an bergab zu gehen mit dem Grosshandel der Seeländer; er zog sich nach Brügge und Dortrecht, dann nach Antwerpen, dann nach Amsterdam und Rotterdam. Das regsame Vliessingen dort unten an der Ecke, wo sich der eine Hauptarm der Schelde in's Meer wälzt, denkt zwar jetzt daran einen Theil vom Seehandel wieder zu gewinnen, und seine Aussichten sind nicht schlecht. Noch aber ist das ganze übrige Seeland wie begraben in Stille und Dunkel seines Landbaues. Es schickt, neben Austern und feinem Garn, blos Gemüse, Korn, Öl, Butter und Vieh auf den Markt, massenhaft, von vorzüglicher Güte, und nirgends mehr gesucht als in England. Und woher wollten die Tauzieher bessern Flachs und Hanf nehmen, als von Seeland? Übrigens thun die Holländer sehr Unrecht daran, vornehm auf ein Bauernvolk herabzusehen, das seine Gulden und Dukaten in alte Strümpfe einsäckelt, statt sie wieder flott und einträglich zu machen. Denn dieses schlichte stämmige Bauernvolk schickt von seinen Inseln noch etwas anderes in die Welt, als blos Erzeugnisse seines Bodens. Das sind die jungen rüstigen Bursche, die sich als Matrosen, Handwerker und Kleinhändler in den grossen Seestädten verlieren, bis der eine und der andere wieder auftaucht als unternehmender Kaufmann oder als reicher Fabrikant. Unter schlichter Aussenseite, unter Formen, die sich schwer beleben und glätten, arbeitet in dem Seeländer eine tiefe ruhige Manneskraft, ein kühner und stählerner Wille. Wie viele sturmfeste Kapitäns und kriege-

rische Admirale schickte Seeland schon auf die holländische Flotte, wie viele tüchtige Baumeister und Rheder auf die Werften von Dortrecht und Amsterdam! Der gescheidte Beukelzoon, welcher durch seine Erfindung des Häringpökelns seinen Landsleuten unversiegliche Goldgruben eröffnete, war ein Seeländer. In Middelburg machten sich Lipperscherz und Jansen durch ihre Erfindungen in der Glasschleiferei um Verbesserung der Fernrohre verdient. Auch war es an einer seeländischen Küste, wo der beliebte Volksdichter Cats grossgewachsen.

Ihre Landsleute aber, die auf den flutumspülten Inseln sitzen blieben, bewahrten immerdar, ruhig und unerschütterlich, ihre alten Sitten und Gebräuche. Bei ihnen lebt, wenn noch irgendwo, das alte unverfälschte Holland. Ihre Lebensweise ist reiner und schlichter, ihr Charakter ist treuer und aufrichtiger als bei den Holländern, und sie halten sich wenigstens einigermaßen deren punisches und geldsüchtiges Wesen vom Leibe. Die »Zeeuws« sagen selbst: wir sind Männer rund heraus, und ihr Wahlspruch ist: »good rond good zeeuwsch«. »Ja wohl«, erwidern die Andern, »rund wie ein Baum, dass man von allen Seiten herunterfällt«. Diese meinen, man müsse mit dem Seeländer mehr als einen Scheffel Salz essen, ehe man ihn auskenne und richtig zu fassen wisse. Noch manches Andere berührt uns bei den Bewohnern der seeländischen Inseln angenehmer, als bei den eigentlichen Holländern. Sie sind rascher von Entschluss, überhaupt weniger langsam und bedächtig als diese, haben auch etwas in ihrem Benehmen, wie in ihrer Sprache, das sich durch eine gewisse Weichheit und Zutraulichkeit auszeichnet, gegenüber dem derben und hartgesottenen Wesen, dem man in den Niederlanden so oft begegnet.

Die ersten beiden Städtchen, welche ich in der jetzigen Provinz Seeland berührte, waren Axel und Terneuse. Sie liegen zwar noch auf dem Festlande und wurden öfter zu Flandern gerechnet; allein durch ihre Strassen weht ganz seeländische Luft. Auch die Volkstracht der Inseln

zeigt sich hier schon ziemlich allgemein. Der lange Seeländer setzt ein Hütchen auf mit ganz kleiner Krempe, dass ihm der Meerwind frei in den Locken wühle. Den Leib steckt er in eine lange Jacke und in Beinkleider von Manchester oder Segeltuch, die blos durch einen Gürtel gehalten werden, auf welchem vorn zwei grosse Silberknöpfe prangen. Die rothe Weste aber ist ganz besetzt mit Knöpfen und Stickereien. Die Männer sind hochgewachsen und mit so langen Armen und Beinen versehen, als irgendein westfälischer Flügelmann in der Berliner Garde.

Die Volkstracht bei den Frauen kennzeichnet sich durch ein schlichtes und feines Schwarz und Weiss, und durch ein Kopftuch, das mit Spitzen besetzt ist und sehr künstlich zur Haubenform gefältelt wird. Ein reichblitzendes Ohrgehänge darf nicht fehlen. Viele tragen auch noch die friesischen Ohrdeckel von blankem Gold oder Silber, die über die Wangen hervorstehen und unter dem feinen Spitzenüberhang sich ausnehmen wie ein glänzender Helm. Überhaupt lieben es die Seeländerinnen, Gold Perlen und Edelgestein zu zeigen. Besonders gern thun es die Mädchen, als sollten ihre Verehrer sich einen Überschlag machen, wie gross die Mitgift. Die weiss-röthliche Gesichtsfarbe ist bei den seeländischen Frauen noch weicher und zarter, als bei ihren Nachbarinnen auf dem Festlande. Sonst wüsste ich von ihnen nur etwa zu berichten, dass ihr Inneres noch mehr kühle Sauberkeit verräth, als bei ihren Landsmänninnen gewöhnlich, ihr Äusseres dagegen in Tracht und Häuslichkeit nicht so viel blanke Nettigkeit, am Leibe aber weniger von jener Neigung, in's Breite und Schwammige zu gehen, die, wie es scheint, in diesen sumpfigen Landstrichen eingefleischt ist, sobald die holde Blüthe der Zwanziger vorüber.

Ein rechtes Unglück, das in Seeland heimisch, ist das Wechselfieber. Diese Krankheit setzt sich bekanntlich in ganz Holland mit an den Tisch, ist aber nirgends so tückisch und tödlich, als auf den seeländischen Inseln. Man spricht deshalb von einem besonderen »seeländischen Fieber«. Der

Grund liegt in der Sumpfluft, die bei Windwechsel in Thüren und Fenster weht. Hört es im Sommer einmal auf zu regnen und hellt sich die feuchte neblige Luft auf, so brennt die Sonne heiss herab auf die dunstigen Auen. Dann entwickeln sich jene unsichtbaren Pflänzchen und Thierchen, die in der Luft umherschwimmen und der Gesundheit so schädlich sind. Man athmet sie ein und hat Monate und Jahre lang am Fieber zu leiden.

Sonst aber sind diese Inseln gesegnet in Hülle und Fülle mit üppigen Weiden und goldenen Saaten, und dazwischen prangt das helle Baumgrün. Nirgends sieht man so riesige Rosse, so starke Rinder, alle fett und klotzig. Südbeveland, das schon im Mittelalter das Paradies von Seeland hiess, scheint völlig von Milch und Honig zu fliessen. Man kann seine wahre Freude haben an den dichten und hochgeschwungenen Massen der Baumgruppen, in welchen Schwärme von Gefieder ihr schönes grünes Versteck finden. Im Übrigen ist alles eben und glatt wie eine Tafel, und wenn man die breiten Gewässer, die zwischen den Inseln schwimmen, wegdenkt, so trägt die Gegend denselben Charakter, wie der ebene Theil von Westfalen und all unsere Marschländer.

Insbesondere fühlte ich mich auf Seeland öfter versetzt zwischen das stille grüne Baumgewoge bei den Höfen im Münsterland, und je mehr ich darüber nachsann, desto klarer wurde mir so Vieles, das in Sitten und Denkungsart der Holländer und Münsterländer übereinstimmt. Ich verstand die mancherlei Beziehungen, die einst zwischen Holland und Westfalen stattgefunden. Einen Unterschied macht freilich die erregte See dort und die weite stille Heide hier, dort rüstige Thatkraft und hier Tiefe des Gemüthslebens.

Wohl aber möchte man den Seeländern wünschen, dass die auf ihren Inseln noch lagernden Vorräthe an Verstand, Geld und Arbeitskraft endlich in so lebendige Bewegung geriethen, wie es in den meisten Gegenden Westfalens

jetzt der Fall ist. Die Neuzeit hat Hebelkräfte, die unwiderstehlich auch in's stille Volksleben hineingreifen. Das bekundet sich auf Seeland bis heute nur, wo die Eisenbahn herzieht. Dort heben sich Bevölkerung und Gewerbe etwas. Vor allem ist es Vliessingen, Hollands erster Kriegshafen, wo man daran denkt, Antwerpens Handel an sich zu ziehen, und eine regelmässige Überfahrt nach England eingerichtet hat. Diese Stadt hat, wenn auch kaum noch zwanzigtausend Einwohner, doch sicher noch Zukunft: die beiden Häfen, welche sich im Halbkreis hinter den Häusern herziehen, sind gross und trefflich, fast immer eisfrei, und gestatten die Einfahrt mit jedem Winde.

Middelburg, die Hauptstadt der Provinz und der Sitz ihres wissenschaftlichen Vereins, steht schon seit zwanzig Jahren zwischen sechszehn- und siebenzehntausend Einwohner, die übrigen Städte erreichen noch nicht die Hälfte. Keine einzige denkt daran, sich mit so herrlichen Rathhäusern zu schmücken, als Middelburg und Veere sie noch aus alter Zeit her besitzen. In Deutschland baut sich jetzt eine Stadt nach der andern ein stolzes und wohnliches Rathhaus, und keine vergisst des Rathskellers für gutes Getränke: ich glaube, es gibt kein besseres Zeichen, dass wieder gutes Gedeihen im Lande ist.

In Axel kam ich schön an. Die Leute behaupteten steif und fest, sie hätten eine »Vrouw Jacoba van Beyeren« auf ihrem Rathhaus, in Lebensgrösse mit dem Schwert in der Hand, in Öl gemalt und an der Wand festgemacht. Die Potentatin erwies sich aber als eine Göttin der Gerechtigkeit, die irgend ein irrender Künstler des 17. Jahrhunderts den rechtliebenden Schöffen von Axel gemalt hatte. Jedes bedeutende Frauenbild, das keinen Namen hat, soll eine Jakobäa oder doch eine Maria von Burgund sein. Vor vierzehn Tagen hatte der König von Holland auch Brouwershaven auf der Insel Scouwen besucht. Ein Triumphbogen empfing ihn mit der Inschrift »Jacoba van Beyeren«. Die guten Leute von Brouwershaven dachten: ihr Städtchen

könnten sie nicht besser als mit seiner historischen Merkwürdigkeit schmücken. Denn unter seinen Mauern ereignete sich Jakobäa's heldenmüthigste und unglücklichste Schlacht, in welcher ihre Ritter kämpften vom Morgen bis in die Nacht, und fielen bis zum letzten Mann. Mich entschädigte in Axel das kleine Archiv auf dem Rathhaus. Es enthielt zwar wenige Urkunden aus dem Mittelalter, es konnte sie auch kein Mensch in dem Städtchen lesen, aber es war doch eine Freude zu sehen, wie die alten Schriften sämmtlich genau geordnet, richtig verzeichnet, sauber aufbewahrt erschienen. Wie viele Städtchen gibt es denn in Deutschland von zwölfhundert Einwohnern, die ihr Archiv in so schöner Ordnung halten? Jeder Holländer liebt seinen Geburtsort wie eine Jugendgeliebte. Er kennt alles, was sich von Bedeutung in ihm ereignete, wenigstens bis zurück zum Unabhängigkeitskriege gegen die Spanier, und es müsste eine Stadt sehr geistverlassen sein, wenn sich nicht dort ein paar Geschichtsliebhaber fänden, die emsig wie die Bienen alle historischen Merkwürdigkeiten durchforschen.

Lange Dammlinien, deren Höhe mit Bäumen besetzt ist, ziehen sich kreuz und quer durch's Land. Sie schliessen die Polder ein. Je näher dem Meer, desto spärlicher werden Häuser und Bäume — ein Zeichen, dass der Polder noch jung ist. Endlich wird es hinter der letzten Pappelreihe ganz licht, dort ist keine dunkle Baumlinie mehr dahinter, nur das offene helle Meer flutet dort.

Was ist ein Polder? Es gibt kein Wort, keine Kunst, die für Geschichte und Bestand der seeländischen Inseln wichtiger wäre, als das Poldern. Es bedeutet aber, dem Meere Land wegnehmen, es einfangen, entwässern, und gegen die Wiederkehr der Fluten schützen.

Die Holländer haben eine Behörde, in welcher besonders geschickte Wasserbaumeister vereinigt sind, — der Waterstaat oder das Wasseramt. Mit Stolz erzählt man, dass Männer aus dieser Behörde den Vorsitz und das erste Wort in der europäischen Versammlung führten, welche

die Durchstechung der Landenge von Suez berieth. Mit noch mehr Selbstgefühl und Seelenruhe vertraut der Holländer jeden Abend, wenn er sich zu Bette legt, dem Waterstaat sein und seines Landes Glück und Leben. Denn diese Deichbehörde hat Tag und Nacht zu wachen und zu schaffen, dass die Dämme in gutem Stande seien, dass die Strömung von Wind und Welle scharf beobachtet und ihr bei Zeiten begegnet werde, dass nicht Sandbänke den Schiffen den Lauf der Flüsse versperren. Ganz Holland liegt ja gleichsam wie ein Kriegsschiff im offenen Meer, und hat wohl auszuschauen, ob seine Anker halten.

Insbesondere hat das Wasseramt sich umzusehen, wo die Wogen Land anschwemmen, oder wo sie vom Lande zurückweichen. Ist ein solcher Platz ermittelt, mit dem Senkblei untersucht, sind Ebbe und Flut dort genau beobachtet, so wird der Platz zum Poldern ausgeschrieben, gewöhnlich in der Breite von einer halben bis zu einer ganzen Stunde. Eine Aktiengesellschaft bildet sich, man baut, schrittweise vordringend, Dämme in's Meer hinaus, und wenn scharfer Ostwind das Wasser vom Ufer treibt, wird rasch der letzte Damm ihm als Riegel vorgezogen, dass es vergebens wieder heranstürze. Dann gehen die Pumpen und Schöpfräder an ihr Werk, um das innere Wasser herauszubringen. Windmühlen, in neuester Zeit auch Dampfmaschinen, werden auf der Dammhöhe errichtet, um Hebel und Räder in Bewegung zu setzen. Ein Netz von kunstreichen Kanälen führt das Wasser aus dem Polder heraus. Öfter, wenn der Polder tief liegt, laufen die Kanäle der eine über dem andern, und die Maschinen heben und schöpfen das Wasser aus dem untern in den höheren Kanal, bis es gesammelt im obersten auf der andern Seite herunterfliesst.

Ist der Polder ausgetrocknet, so wird er vermessen, zertheilt, verkauft und mit Ölsaat besäet, später mit Waizen. Zum Erstaunen ist es, was der fruchtbare Schlammboden, der in den ersten Jahren keinen Dünger braucht, für prächtige Ernten liefert. Füllen und Lämmer springen wählig

zwischen üppigen Saaten, wo kurz zuvor die Kabeljaus die Schaaren der kleineren Fische verfolgten. Freilich sammelt sich noch längere Zeit das Grundwasser hier und da im Polder in grossen Teichen und tiefen Kanälen, an deren Ufer das Wassergevögel sein Paradies findet. Da schnattern die Enten, da schlagen die Wildgänse die Flügel, da spazieren ernst gewichtig die Reiher und Störche. Den Jäger reisst es in allen Gliedern, er möchte dazwischen knallen. Allein wenn er sich den Jagdschein mit 21 Gulden gelöst hätte, müsste er erst noch bei jedem Grundbesitzer schriftlich Erlaubniss holen, sonst dürfte er dessen Gebiet mit keiner Flinte betreten.

Terneuse ist eines der hübschen holländischen Städtchen, in welchem die Häuschen so nett und niedlich zusammengeschachtelt sind, wie die Sachen in einem sauberen Seeschiff. Von hier fuhr ich eines schönen Sonntags über die breite Schelde hinüber nach den seeländischen Inseln. Es ist eine Fahrt wie auf dem unteren Mississippi, ringsum breite wogige Wasserfläche, durch nichts belebt als durch flatternde Möven; die Ufer sind ferne niedrige Linien, kaum über dem Wasser schwimmend. Der einzige Unterschied vom amerikanischen Flusse bestand darin, dass die Ufer des europäischen überall, wo sich das Dampfboot ihnen näherte, Menschenwerk zeigten, während am Mississippi noch alles wie versunken scheint in Sumpf und Oede der Urwälder. Auch steigt in den Scheldelanden hier und dort ein schlanker Kirchthurm in die Lüfte: in Amerika macht er selten auf eine Ansiedlung aufmerksam; die jungen Städte halten dort, auch wenn sie geld- und volkreich geworden, einen Glockenthurm, der hoch über der Erde zum Himmel weist, für ein höchst überflüssiges Ding, es sei denn, es wohnten Deutsche da. Diese wollen an ihrer Kirche doch wenigstens einen kleinen Kirchthurm haben. Die Amerikaner denken erst daran, wenn ihre Stadt sich besetzt hat mit hochräumigen Gebäuden für Banken und Gasthöfe und anderen Anstalten zum öffentlichen Verkehr.

Übrigens war es doch eigen, dass mich hier auf der welthistorischen Schelde, die schon so viele stolze Kriegsflotten getragen, die Erinnerung ergriff an die öde Wildniss des amerikanischen Stroms. Der Grund lag in der Stille und Einsamkeit der Scheldegewässer. Ich hatte Schwärme von Segeln vermuthet, jedoch nur in der Ferne, dort wo Antwerpen lag, entdeckte ich etwas wie Masten und Segelleinen. Freilich sind es gerade die Fluten der Schelde, unter deren Oberfläche das Schicksal am heftigsten wüthet, welches die Seeschifffahrt einzwängt und gegen dessen leises und unaufhaltsames Fortschreiten Menschenkräfte noch so ohnmächtig sind, — das Versanden der Flüsse. So viele Städte am linken Ufer des westlichen breiten Scheldearms, Cadsand, Breskens, Oostburg, Biervliet u. s. w., lagen noch vor 300 Jahren auf Inseln: die allmähliche Versandung hat sie auf's Trockene gelegt.

Immerhin aber bleibt der Verkehr zwischen Theilen desselben Landes, ja derselben kleinen Provinz, — denn auch die südliche Uferbreite der Schelde gehört zum holländischen Seeland, — auffallend lahm und spärlich. Ein einziges Schiff, und zwar muss es ein Dampfboot der Regierung sein, vermittelt auf viele Stunden Weges den Verkehr zwischen dem festen Land und den Inseln der seeländischen Provinz, und weil so wenige Güter und Leute mitzunehmen, ist der Preis für die Überfahrt von einer Stunde Dauer so hoch angesetzt, wie für den ganzen Weg von Antwerpen nach Rotterdam.

Das Dampfschiff setzte mich aus bei Huydkeskerken auf Südbeveland. Der Name bezeichnet nicht bebendes Land, sondern rührt her von Bavo's Land, weil einst die Genter Abtei St. Bavo diese Landstriche besass. Das Boot landet zu Füssen eines hohen Walls von Quadersteinen; man steigt ihn herauf, und steht plötzlich vor einem ganz seltsamen Anblick. Tief unter dem Wall, tiefer als das Meer, liegt ein blühendes Land voll wogender Saaten und schöner Baumgruppen, zwischen welchen sich eine Menge von spitzen Kirchthürmen erhebt. Schräg nieder vom Haupt-

wall läuft der gepflasterte Weg in's Land; er durchschneidet noch mehrere Dämme, die in spitzen und stumpfen Winkeln in einander einfallen. Es ist gerade so, als führe man in eine Festung hinein.

Wenn zur Zeit der Ebbe die Gewässer an den äussern Wällen Fuss für Fuss niedersinken, steigen diese als hohe riesige Werke über den Flüssen und Meerarmen empor. Ringsum dehnen sich dann feuchte Sand- und Schlammbreiten. Die Flüsse sind so niedrig, so wasserarm geworden, so trostlos liegen die Schiffe auf dem Trocknen, wo die armen Kinder Seegewächse und Holzstücke in ihre Körbe suchen. Aber allmählich kommen die Fluten aus dem Meer zurück. Sie stauen die Flüsse, vergebens wirbelt und kämpft das leichtere Süsswasser gegen die Salzflut an, schäumend wälzt sie sich vorwärts. Wieder bedeckt das Wasser die weiten Sandflächen, rasch steigt es Fuss um Fuss an den Wällen empor, als müsse es über sie hereinbrechen. Doch die Wälle sind immer noch höher, und an ihrem festen Bau bricht sich die Wassergewalt, um endlich langsam in's Meer zurückzukehren. Setzte man all diese hohen Deiche und Dämme, welche die zwanzig grossen und kleinen Inseln Seelands umgürten, zu einer Linie aneinander, es würde eine Linie von mehr als hundert Stunden Länge.

In der That, wer könnte hohe Achtung einem Volk versagen, das solche Werke errichtet! Freilich geschah es nicht auf einmal; die Arbeit, das Nachdenken, die Erfahrung von vielen hundert Jahren waren nöthig, bis die seeländischen Inseln im Meer schwammen, gesichert und gefestet gegen Sturmflut. Noch sieht man die uralten Rettungshügel, das erste Werk des menschlichen Verstandes, welches in Wassersnoth für Kind und Kegel Zuflucht gewährte. Damals als diese Hügel auf den ganz ebenen Flächen aufgeschüttet wurden, gab es der Inseln noch eine grosse Menge, viel mehr als jetzt, aber sie waren klein und eben über's Wasser gekommen.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters war man bereits

fleissig am Poldern. Allmählich rückten die Polder zusammen, und alle Anwohnenden halfen die letzten Wasserarme dazwischen austrocknen oder in enge und schiffbare Kanäle fassen. So entstanden allmählich grössere Inseln. Nach Karten aber, die anschaulich machten, was in verschiedenen Epochen Land und was noch Meer war, habe ich mich vergebens umgeschaut.

In der neuern Zeit, wo die Menschen so grosse Fortschritte in der Kunst machten die Natur durch Naturkräfte auszubeuten und zu leiten, sind auch die Polder und Dämme grösser und stärker geworden. Die Inseln Seelands sind, wie sie daliegen, allmählich zusammengepoldert, und nun lässt sich kein Grund absehen, warum das nicht fortschreiten, warum nicht der grösste Theil des Meerbodens, welcher jetzt noch zwischen den Inseln mit Wasser bedeckt ist, nach und nach ebenfalls in fruchtbares Land verwandelt werden sollte. Das Haarlemer Meer wurde trocken gelegt, das ist eine Thatsache, — ist es jetzt noch unmöglich, auch die Zuidersee wieder in's Meer zu treiben, dass man trockenen Fusses von Enkhuysen nach Stavoren gehe? Wie rasch vergrösserten sich die Polder, als man die Pumpen und Schöpfräder durch Windmühlen treiben lernte! Jetzt aber haben die Menschen den Dampf zu ihrem Knecht gemacht; kein Heer von Windmühlen leistet so viel, als dieser Starke, und er ist zur Zeit erst ein Jüngling. Seit Cäsar die Schelde noch in die Maas fliessen sah, — seit das römische Kastell bei Catwyck vermöge der Senkung des Bodens in's Meer sank, — seit Dortrecht vom festen Lande losgerissen wurde, — seit Brügge's Hafen, der Zwyn, in welchem ehemals die Flotten des Welthandels sich sammelten, völlig versandete, — wie viel ungeheure Veränderungen hat der Boden von Holland erlitten! Und doch fiel alles dies nur in eine verhältnissmässig junge geschichtliche Zeit. Und gar sind es erst die letzten vierhundert Jahre, seit das Blatt sich wendete, seit die Menschen anfingen, in immer grössern Strecken wieder zu erobern, was ihnen das Meer entrissen hatte. Mit

jedem neuen Jahrhundert wurden sie kühner und erfolgreicher! Das letzte Menschenalter sah Werke vollendet, deren Gedanken früher der waghalsigste und hartnäckigste Friese für Thorheit erklärt hätte. Sind die Schlüsse zu kühn, welche man aus diesen Thatsachen schon für die nächste Zukunft ziehen darf?

Seelands Wappen ist ein Löwe, der tapfer mit den Wellen ringt. Luctor et emergo — Ich kämpfe und ich bleibe oben! — ist die Umschrift. Eine Welt voll Angst und stiller Grösse liegt in diesen Worten. Sie lag darin, der Löwe schwimmt jetzt ruhiger. Wenn es nicht in Gottes Rathschluss liegt, dass Sturmfluten, wüthender und gewaltiger, als das ganze letzte Jahrtausend sie erlebte, über Hollands blühende Fluren hereinbrechen sollen, — dann wird der Löwe sich ohne Zittern über dem Wasser halten.

Wie aber der Seeländer das Alles innerlich fühlt, das mögen uns ein paar ziemlich unbekannte Verse sagen, die schon im 17. Jahrhundert Jan de Brune dichtete. Sie stehen in der schon erwähnten ältesten Chronik Seelands von Reygersberg und lauten:

Woelt Elementen al! schuymt zee! blaest felle winden!
Dreicht, dringht al wat ghy kondt — ick blyve buyten Klem,
De hemel is met my, die sal u wreedheit binden:
Met reden schryf ick dan: ik worstel end'ondschwem.

Man sieht, der alte Jan de Brune dichtete schon so ganz holländisch, wie zu unsern Zeiten Bilderdyck. Welche Stierkraft liegt in dem Ausruf: »Wühlt Elemente all! Schäum' See! Blast grimme Winde! Droht, drängt all was ihr könnt!« Und wie ungemein natürlich ist das »Ihr kriegt mich doch nicht in die Klemme!« Denn — und diese Wendung ist wahrhaft poetisch — »der Himmel ist mit mir, der soll eu'r Wüthen binden.« Darauf aber wird das Facit notirt. »Mit Rechten schreib' ich dann: ich kämpfe und entschwimme.« Wer freilich sollte denken, das ächt hollän-

dische »Worsteln« könne bedeuten, was man im Hochdeutschen unter heldenhaftem Ringen versteht? Ich weiss nicht, ob der alte seeländische Dichter ein Mann aus Südbeveland war. Gewiss aber verdiente er dorther zu sein: es hiess diese Insel, auf welcher ich ihrer Hauptstadt, ter Goes (zur Gans) genannt, zuschritt, schon bei seinen Lebzeiten das Paradies von Seeland.

Auf der Gränze des Weichbildes von ter Goes begrüsste mich das baierische Wappen. Ihre Lieblingsstadt schmückte Jakobäa von Baiern mit dem Wappen ihres Hauses. An diese Fürstin knüpfen sich die bedeutendsten Erinnerungen von Südbeveland. Die treue Ortschaft ter Goes war von Jakobäas ritterlichem Vater zum Rang einer Stadt erhoben, und als die Bürger im Jahr 1417 seiner 16jährigen Tochter Treue gelobten, und der neuen Fürstin, wie es bei Landeshuldigung Sitte war, auf silbernem Teller sechshundert Goldstücke darbrachten, ertheilte ihnen Jakobäa das Recht, ihren Platz zu einem befestigten, das heisst zu einer ächten Stadtburg zu machen, und bald darauf erhielt diese auch einen achttägigen Jahrmarkt. Die »Goosenaers« waren nun obenauf. Mit der Fürstin Hülfe bauten sie sich eine Kirche, so herrlich und weiträumig wie eine Kathedrale. Nun erst waren sie eine rechte und ganze Stadt. Auch die Burg darin, das Schloss Ostende, bekam wieder Leben, Jakobäa erschien dort öfter zum Besuche. Diese Burg hatte vor Zeiten dem altberühmten und mächtigsten Geschlecht in Seeland, den Borsselen, gehört, deren Macht und Herrschsucht den dortigen Freisassen gefährlich wurde. Sie waren die Eifrigsten, um Landstrecken einzudeichen und Handelsschiffe auf See zu schicken. Ein Borsselen war nie etwas anderes, als ein aufrichtiger Kabeljau, und bei einem Aufstande hatte ihnen, der an der Spitze der Hoeeks oder Haken (Gegenpartei) stand, das Schloss, ihre Hauptburg, genommen, und die Umwohner schlossen sich nun um so fester an den Fürsten. Auch für Jakobäa erprobte sich gründlich die seeländische Treue. Während die Borsselen dem glänzen-

den Herzog Philipp von Burgund, dem übermächtigen fremden Landräuber, dienten, stiessen die anderen seeländischen Ritter, wenn Jakobäa sie aufrief, klirrend und fröhlich ihre Schilde zusammen. Sie verliessen die junge Heldin in keiner Schlacht und Unternehmung, und machten ihrem Namen »seeländische Wölfe« alle Ehre. Wölfe waren sie zu Wasser und zu Lande, denn ein rechter Mann erschien schon damals, wie zur Zeit der Geusen, gleich geübt und bewehrt zu Schiff wie zu Ross.

Es gelten zur Zeit sehr übertriebene Vorstellungen von Glanz und Wildheit des Ritterwesens im Mittelalter. Auch gelehrte Forscher scheinen noch tief in romantischen Nebeln von Faustrecht und edlem Knappenwerk, vom Recht erster Nacht und endlosem Minnedienst zu stecken, gleichwie einst alle Welt gläubig die seltsamsten Dinge von Vehmgerichten erzählte. Es gab im 15. Jahrhundert auch im nüchternen Seeland, wo keine trotzige Felshöhe sich erhob, eine Menge Edelsitze, bewohnt von ritterbürtigen Familien. Es waren das enge dunkle Häuser von dicken Backsteinmauern, bewehrt mit Graben und Zugbrücke. Einige unterhielten zu besserem Schutze rings um den Graben Zaun- und Pfahlwerk, die Vermöglicheren bauten sich auch einen Thurm. Jeder aber sah darauf, dass er unter seinem Haus hohe und trockene Kellerräume hatte, die sichersten Lagerplätze. Haus und Mauern bildeten den Binnenhof, um welchen sich das Wasser des Grabens zog. Draussen vor der Zugbrücke breitete sich der äussere Hof (Buitenhof), der mit kleinen Wirthschaftsgebäuden besetzt war. Das Leben und Treiben war so einfach als das Haus. Die Herren besorgten mit ihren Leuten Acker und Weide; Winters und Sommers lebten sie von grobem Brod, Salzfleisch und gedörrten Fischen; frisches Fleisch kam nur des Sonntags auf den Tisch: viel Getränk aber musste alle Zeit dabei sein. Gab es Krieg oder Fehde, so waffnete sich ein Jeder mit seinem Spiess, Schild und Harnisch, mit Kurzmesser und Handbeil oder was er sonst an Waffen ererbt oder erworben hatte,

und je mehr Knechte einer hinter sich hatte, um so angesehener und willkommener war er. Auf der kleinen Insel Südbeveland gab es nahe zwei Dutzend solcher Ritterhäuser, der ritterbürtigen Familien waren noch viel mehr. Was folgt daraus? Dass weder viel Glanz noch viel Vermögen dazu gehörte, um als ritterlicher Mann aufzureiten, dass vielmehr jeder Mann, dessen Eltern und Grosseltern als freie Leute gelebt, sich zu den Rittermässigen zählen konnte, vorausgesetzt, dass er auch vermöglich genug war, um nicht selbst die Arbeit des Bauern, Handwerkers oder Krämers thun zu müssen. Und anders als auf Seeland ist es nach allem, was ich aus alten Urkunden, Chroniken und Rechtsbüchern erforschen und vergleichen konnte, im übrigen deutschen Reich auch nicht gewesen.

Als Jakobäa nach zahlreichen Schlachten und Belagerungen, nach wilden Abenteuern und Unglück aller Art, sich im Jahr 1428 genöthigt sah, ihren Bedränger, den mächtigen Burgunder Herzog, zu ihrem Mitregenten und Erben anzunehmen, wohnte sie fortan gern auf ihrer Burg Ostende in der Stadt ter Goes. Es war nicht blos die Annehmlichkeit des Ortes, was sie anzog, die grüne Einsamkeit und Stille, in welche sie ringsum von der Burg hineinblickte, — werthvoller schien ihr unter den Plänen, die sie ruhelos weiterspann, die Sicherheit, welche der Platz gewährte. Sie wohnte mitten unter Bürgern und Landadel, auf deren Treue sie sich verlassen konnte; die Festungswerke der Stadt waren neu und stark; die Burg selbst, obwohl nicht gross, doch nett und behaglich, ja prächtig eingerichtet und, was die Hauptsache, wohl befestigt. Palast und Binnenhof umzog eine dicke Mauer mit Thürmen, welche in den tiefen Schlossgraben hinunter gingen. Vom hohen Söller liessen sich die Insel und die anliegenden Gewässer und Landstücke fernhin überschauen. Aus den weitgewölbten Kellern, wo sich reichlich Lebensmittel und Waffen, Geräth und Kriegsvolk lagern liessen, führten unterirdische gewölbte Gänge, der eine bis auf den Markt,

der andere unter die Hauptkirche, der dritte sogar eine Stunde weit bis zur Ortschaft Heer Henriks Kindern. Im Nothfall liess sich von dort leicht eine Abfahrt von der Küste gewinnen.

Gleich im genannten Jahr, als die junge Fürstin die Burg bezog, liess sie es hoch darin hergehen. Sie hatte eine Leidenschaft für Jagd und Waffenübung, und liess im Aussenhof ein Schützenfest feiern, zu welchem von nah und fern die geschicktesten Bogenmänner heranzogen. Man schoss mit langen Pfeilen nach einem Vogel, der auf hoher Stange befestigt war. Der Bogen war ein Kreuzbogen, eine Art grosser Armbrust, die auch Fussbogen hiess. Jakobäa selbst hatte auf dem Fest das Glück, den Vogel herunterzuschiessen, und wurde als Schützenkönigin begrüsst unter dem Klange der Waffen und Trompeten. »Sie war«, wie es in der alten Chronik heisst, »bei dem grossen Aufschiessen mit den Kreuzbogen mit mehreren andern Herren. Da schoss Frau Jacoba den Papagai ab und wurde Königin, worüber grosse Freude und Triumph binnen der Stadt von der Goes geschah, so dass die Frauchen vom Lande aus vielen Dörfern kamen, um die Königin zu beschenken. Sie haben ihr viele Presentchens geschenkt, was Frau Jacoba sehr angenehm war«. In ihrer Herzensfreude verlieh die Fürstin hinwieder den Einwohnern von Heer Henriks Kindern, Wissekerke, Baarsdorp, Sinouts und s'Heer Abtskerke Freiheit vom Flachszenten, und noch in der letzten Zeit erfreuten sich diese Dörfer solcher Freiheit. Auch stiftete Jakobäa zum Andenken des Tages eine Schützenbrüderschaft, gab ihr zum Schutzheiligen St. Georg, den grossen Patron aller Ritterschaft, und zum Sinnspruch das Wort, das sie nach so wildem Gedränge von Last und Leiden sich selbst erwählt zu haben schien: »Van ongeneuchten vry« oder »Sorgenfrei«.

Doch ohne Zweifel steckte sie schon wenige Monate darauf wieder tief in Plänen und Rüstungen, wie sie wiederholt das ganze Land zum Aufstand bringe, um die burgun-

disch-französische Macht zu stürzen, die sich wie ein Alp auf ihre Unterthanen lagerte. Allein es sollte anders kommen. Ihr eigenes Herz spielte Jakobäa einen Streich, der ihrer fürstlichen Aufgabe ein Ende machte. Ihr argwöhnischer Mitregent, der Burgunder Herzog, hatte das Haupt der Borsselen, den ritterlichen und staatsklugen Franz, seinen eifrigsten Anhänger, zum Statthalter bestellt und ihm auf die Seele gebunden, Jakobäa auf Schritt und Tritt zu bewachen. Nun geschah es wahrscheinlich auf Südbeveland, wo Borsselen seine besten Besitzungen hatte, dass er die junge Wittwe öfter sah, wenn sie, fern vom Zwang des Hoflebens sich ihrer natürlichen Anmuth und Lebhaftigkeit überliess. Es ging Borsselen, wie so vielen andern Männern geschehen war, er fasste für sie eine tiefe Leidenschaft, deren er nicht mehr Herr wurde. Einst gab er ihr auf seinem Schloss zu St. Martinsdyck ein Bankett. Im Saal lief an den Wänden statt der Teppiche ringsum ein Gelände von grünenden Weidenzweigen, die im Altholländischen »willichen takken« hiessen, und von jedem Zweig, der sich niederneigte, hing der Buchstabe D. Als Jakobäa nach der Bedeutung fragte, erwiderte der Ritter: »Dir will ich dienen«. Vielleicht — denn Borsselen war ja ein Holländer — berechnete er dabei auch, dass er durch Jakobäa die verlorne Stammburg Ostende wieder gewinnen, ja wenn das Glück gut sei, seinem Hause endlich fürstliche Ehren verschaffen könne, nach denen es so lange getrachtet. Jakobäa hatte bisher aus der Männerwelt nur glänzende Nieten gezogen. Ihr erster Gemahl, der Kronprinz von Frankreich, wurde vergiftet, ehe er sechzehn Jahre alt war. Der zweite, der Herzog von Brabant, war ein schwächlicher Thor ohne Sinn und Verstand, von dessen Hofe sie nach England flüchtete. Der dritte, der geistvolle Humfried, Prinz und Regent von England, eine glänzende Blume der Ritterschaft, hatte sich als erbärmlicher Schwächling ausgewiesen. Wie schwer wog gegen ihren Werth das Metall von Borsselens Charakter, und sein Schwert und grosser Anhang — er war

der Führer von Jakobäas Gegenpartei — war für sie auch nicht zu verachten. Genug, sie erwiderte seine Neigung, und weil sie ihrem Mitregenten hatte geloben müssen, sich ohne seine Einwilligung nicht wieder zu vermählen, so liess sie sich heimlich in ihren Gemächern mit Borsselen trauen.

Doch der Burgunder Herzog hatte seine Späher überall. Eines Tages erschien er im Haag mit glänzendem Gefolge, seine schöne Base zu besuchen, und tafelte mit ihr herrlich und in Freuden. Abends legte unbemerkt eine verdeckte Barke auf dem Kanal am Fusse des Schlosses an, und als nach der Tafel Borsselen, wie es Sitte war, dem Herzog bis an seine Gemächer das Geleite gab, wurde er plötzlich ergriffen und zu der Barke geführt, die eilig von dannen fuhr und ihn rasch nach der flandrischen Festung Rupelmonde brachte. Jetzt erklärte Philipp der flehenden Jakobäa: sie habe nur eine Wahl, entweder lege er ihrem Gemahl, dem Verräther, den Kopf vor die Füsse, oder sie verzichte sofort auf alle ihre Länder und Kronen. Auf der Stelle wählte Jakobäa das Letztere, sie selbst eilte nach Rupelmonde, und als ihr Schiff dort landete, sprang sie Allen voraus an's Land, und flog in den Kerker ihres Gemahls, ihm die Rettung anzukündigen. Jetzt feierte sie öffentlich ihre Hochzeit; Vetter Philipp musste Borsselen und dessen etwaige Kinder als seine Erben anerkennen, falls er selbst kinderlos stürbe, und ihn zum Grafen von Ostervant erheben, welchen Titel gewöhnlich der Erbprinz von Holland führte. Ausser einigen andern Gebieten, ausser der freien Jagd und Herrschaft in allen Forsten Hollands, hatte sich Jakobäa auch die Insel Südbeveland vorbehalten. Hier lebte sie noch einige Jahre, und zwar, wie es damals bei Fürsten Brauch war, mit einem Hofstaat, in welchem Reihen von »Thürstehern, Proviantmeistern, Flaschenmeistern, Pastetenbäckern, Sänftenträgern, Saalwärtern und Saalkönig, Vorläufern, Pfeifern, Boten, Garderobiers« u. s. w. erschienen.

Diese glänzenden Zeiten sind für Südbeveland längst

vorbei. Die ritterlichen Geschlechter der »seeländischen Wölfe« sind entweder, was sie eigentlich immer waren, wieder Bauernadel, oder was sich darüber erhob, ist dem grossen Aussterben verfallen, welches so auffallend gegen Ende des Mittelalters unter der Ritterschaft aufräumte. Der Rest der berühmten Geschlechter in Holland fiel in den achtzigjährigen Kriegen mit Spanien, oder verzog sich nach Geldern und Deutschland. Die Patrizier aber von der Goes beschäftigen sich wieder, wie sie immer gethan, mit der Versendung von Korn, Schlachtvieh und Ölsamen; doch den Waffendienst verstehen sie nicht mehr. Denn was will es viel sagen, wenn sie unter die holländische Miliz eingereiht sind? Diese ist noch längst keine preussische Landwehr, ja schwerlich nur der schweizerischen Miliz, oder den baierischen Gebirgsschützen zur Seite zu stellen. Noch viel weniger bedeutet es, wenn die jungen Patriziersöhne die Brüderschaft der Bogenschützen, welche Jakobäa gestiftet, fortsetzen. Die alte Schützengilde ist im vorigen Jahrhundert untergegangen, ihr »Confreriehaus« zeigt sich nur noch in Trümmern. Die neue Brüderschaft wurde vor noch nicht dreissig Jahren errichtet »zur Ehre von Frau Jacoba van Beyeren«, welche sie zur »Patronin« erkoren hat, und deren Namen sie führt. Doch schiesst man jetzt nicht mehr mit Fussbogen, sondern mit Handbogen. Es ist das ein einfacher grosser Bogen von feinem und sehr elastischem Holz, die Sehne misst ein paar Fuss, und im Zurückschnellen übt sie eine solche Kraft, dass der lange Pfeil beinahe so weit fliegt wie eine Kugel aus der Büchse. Dieses Bogenschiessen ist eine ganz vortreffliche Übung für Hand, Auge und Brust, und die Waffe in ganz Holland so allgemein beliebt, dass jedes Bürschlein, wenn es eben laufen kann, auch seinen Bogen haben will. Zum Glück traf es sich gerade an dem Sonntag, an welchem ich Goes besuchte, dass man ein kleines Schützenfest hatte. Es war eine hohe Stange aufgerichtet, und hoch oben sassen auf Querstangen kleine hölzerne Vögel, die leicht befestigt waren. Unter

den Klängen der Musik wurde darnach geschossen, und wer einen oder zwei mit seinen Pfeilen herunterholte, liess die Zahl wohl aufschreiben. Am Vorabend von Jakobäas Geburtstag, den 25. Juni, wurde alles zusammengerechnet, und wer im Jahr die meisten Vögel abgeschossen, wurde andern Tags mit der grossen Medaille geschmückt und geehrt als der Schützenkönig. Man sieht, die Holländer setzen die Ehre nicht auf ein paar Schüsse, bei denen der Zufall oft sonderbar mitspielt, sondern sie rechnen das Facit des ganzen Jahres zusammen. Kaufmännisch ist das; aber verflüchtigt sich nicht der Reiz des Spiels, wenn die Glücksgöttin gar keinen Einlass erhält?

Der Schild der Bogenschützen[1] hängt natürlich auf Jakobäas Schloss Ostende, dort ist ihr Stelldichein. Die ganze Burg ist noch erfüllt von Andenken an die schöne fürstliche Schützenkönigin. Allein wie hat die Zeit dieses Schloss geändert! Die Kellergewölbe, die unterirdischen Gänge sind noch da, auch ein Stück der Ringmauer mit Schiessscharten steht noch, hin und wieder erinnern Säulen und Kamine von Marmor und hochräumige Fensterbogen an die verschwundene Pracht. Aber Thürme und Zinnen, Erker und Gräben, die noch vor hundert Jahren ein malerisches Ritterschloss darstellten, sind jetzt nur auf Bildern erhalten. Bis dahin hatten die Herren von der Goes, welche im 16. Jahrhundert in den Besitz des Schlosses kamen, es in Ehren gehalten; als diese adelige Familie ausstarb, kaufte die Stadt die Burg, und verkaufte sie wieder an einen Wirth, der ein Gast- und Kaffeehaus daraus machte. Das scheint ja das Einzige zu sein, wozu man die alten Burgen neben der schönen Aussicht noch gebrauchen kann. Seitdem ist das Haus ganz bürgerlich zugeschnitten; das letzte Stück

[1] Die Inschrift lautet: 1849. Ter Eere van Vrouwe Jacoba, Gravinne van Beyeren Holland en Zeeland, Hertoginne van Ostervant en Pontieu, Vrouwe van Zuydbeveland en het land van Voorn, geboren den 25 Juni 1401, Patronesse van het in den Jar 1849 opgerigte handbogschutters Gilde ter Goes onder den naam van Jacoba van Beyeren.

vom Thurm fiel vor ein paar Jahren herunter, und den grosse stattlichen Kamin im Speisesaal musste man wegnehmen, weil er gar zu bröcklich geworden. Im Speisesaal spielen jetzt die jungen »Goosenaars« ihr Billard, und an Jakobäas Geburtstag lassen sie sich im Rittersaal zum Tanz aufspielen, womit sie Beiden jedenfalls auf's beste Ehre anthun. Dann verehren sie ihren Schönen eine grüne Blüthe von »Vrouw Jacoba's Boom«. Dies ist ein sehr alter und merkwürdiger Maulbeerbaum. Er wächst hervor aus Mauerschutt, und obwohl er nahe an der Wurzel umgebrochen ist, so dass er fast auf der Erde liegt und acht Stützen seine Äste halten, trägt er noch jedes Jahr eine Fülle von Grün und Früchten. Diesen Baum soll Jakobäa gepflanzt haben, er steht deshalb in grosser Verehrung; denn sie ist ja für die Niederländer ganz dieselbe romantische und tragische Heldin, wie es Maria Stuart in Schottland, die Jungfrau von Orleans in Frankreich ist. Indessen scheint mir die allgemein geglaubte Sage von des Baumes Ursprung doch etwas bedenklich. Die Aufzeichnungen der Herren von der Goes weisen es zwar nach, dass der Baum schon im 16. Jahrhundert an seiner Stelle stand, aber sie berichten auch, dass gerade auf diesem Platz die Ringmauer noch früher einen Thurm hatte.

Mein historisches Interesse wurde in Südbeveland nicht wenig gefördert durch die Kenntnisse und Zuvorkommenheit des protestantischen Pfarrers in Goes, Hrn. Dr. Piccardt. Vortreffliche geschichtliche Arbeiten waren von ihm selbst [1], wie von seinem Vorgänger Dresselhuis [2], über die Geschichte von Stadt und Land veröffentlicht. Überhaupt schien es mir, als sei in Holland, ausser den Kreisen der Gelehrten von Beruf, vorzüglich bei den protestantischen Pfarrern höhere deutsche Bildung zu Hause. Schwerlich

[1] Besonderheeten out de geschiedenis der Stadt van Goes, door Dr. S. Piccardt. ter Goes 1862.

[2] Wandelingen door Zuid- en Nordbeveland door J. ab Utrecht Dresselhuis. ter Goes 1842.

würde man selbst in Seeland einen von ihnen antreffen, der im Deutschen nicht bewandert wäre. Ganz besonders ist dies der Fall bei den jüngern. Ähnliches ist mir in Nordamerika und England öfter aufgefallen. In den Gebieten des Protestantismus, welche ausserhalb Deutschlands liegen, treibt die theologische Wissenschaft — natürlich Ausnahmen abgerechnet — nur dürre Blätter; sie muss sich von deutschen Arbeiten nähren. Ohne dieses deutsche Lebenswasser liefe sie Gefahr zu verdorren. Der Grund ist leicht zu erkennen. In jenen Ländern unterstützt der Staat die protestantischen Kirchen wohl etwas, aber er gestaltet und hält sie nicht mehr. Das protestantische Prinzip der freien Forschung, des Rechts, die gefundene religiöse Überzeugung ohne weiteres selbst zu bethätigen, dies Prinzip fing daher, sobald der Staat seine abwehrende Hand zurückzog, sofort an im Innern der Gemeinden zu wirken und zu treiben, und die natürliche Folge ist die Zersetzung in Sekten oder wenigstens ein unaufhörlich verstärkter Hang zur Sektenbildung. Die Prediger müssen daher beständig auf der Hut sein, dass sie ihre Gemeinden zusammenhalten, und sie können nicht anders, als immer Wache stehen, damit ihnen keine der kleinen Neuigkeiten des Tages entgeht, welche auf dem lebhaft bewegten Gebiet ihrer Kirche und der sie umgebenden Sekten vorfallen. Diese unruhige Spannung und Thätigkeit lässt keine Lust und Muße zu ernsten theologischen Arbeiten aufkommen. Um so lieber flüchtet sich die wissenschaftliche Neigung auf die stillen Felder der Geschichte, welche abseits liegen von dem Marktgewühl der Sekten.

Das Volk nimmt es übrigens in Holland mit der Religion etwas ernster als in Deutschland, und die konfessionellen Gegensätze sind viel empfindlicher. Nicht wenige Protestanten auf Seeland essen Sonntags blos etwas Suppe und kalte Küche, um mit ihrem Gesinde den Tag recht zu heiligen, und durch keine häusliche Arbeit sich stören zu lassen. Es ärgert sie ungemein, wenn die Katholiken die

Sache anders auffassen, und an Sonn- und Festtagen in der Freude des Herrn ihren Braten haben wollen und guten Wein dazu. Es gibt noch andere Gegensätze, welche im kaufmännischen Holland die Abneigung zwischen den Konfessionen manchmal recht bitter und widerwärtig machen. Es nennt das katholische Volk, welches auf den seeländischen Inseln schon wieder ein Fünftel der Bevölkerung bildet, die Protestanten noch heutzutag die Gueusen, während die Katholischen nicht anders als die Roomschen heissen.

Doch nun genug von der Gegenwart und Geschichte des niederländischen Inseldeltas unserer Flüsse. Aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, dass ich es dort ein paar Wochen aushielte. Der ganze Landstrich ist bei trübem Himmel wie begraben in Stille und Dunkel, und bei heller Luft schimmern gleichmässig blanke Gewässer und grüne Ebenen. Das Leben aber und Trachten der Seeländer ist so still und eintönig, als ihre Inseln flach und einförmig. Sie sind kein rechtes Bauernvolk; dieses kann, wenn man einmal inmitten steckt, Stoff genug zu Naturstudien bieten. Die Seeländer aber gehören durch die Bank zu jener Klasse bürgerlicher Ackerbauer, die für Kommune und Staatsleben so schätzbar, und für Unterhaltung so wenig ergiebig ist. Der Binnenhandel ist gering, jede Insel führt ihr abgeschlossenes Leben. Man erzählt sich des Morgens, dass die eine Nachbarsfrau gestorben und die andere ein Kind bekommen. Des Mittags hört man, wer von den Bekannten wieder arges Fieber hat, und wenn es Abend wird, so hat die Bevölkerung erfahren, wie draussen Waizen und Ölsaat, Krapp und Flachs stehen, ob die Ziericksee wieder guten Austernfang gehabt, und ob man auf der Goes wieder ein neues Gemüse anbaut. Vor allem dreht sich das Gespräch um die Preise von Vieh und Korn in Amsterdam und London. Wird, was nicht häufig ist, die Unterhaltung einmal bedeutender, so beklagen die Männer, dass Hollands Grösse gesunken, und zählen die Zeichen auf, an denen zu erkennen, dass es mit Holland wieder aufwärts gehe. Die

Frauen aber vertiefen sich mit warmerregter Seele in die Sprüche und Lehren, welche am letzten Sonntag von der Kanzel erschallten. Sie bleiben aber dabei in gewohntem Fahrwasser und wagen sich nicht leicht auf Untiefen. Fast möchte man glauben, es wollten den holländischen Frauenseelen die Schwingen niemals recht auswachsen, sie flattern stets nur ein paar Fuss hoch über dem Erdboden, erheben sich aber nicht zur Ätherhöhe.

Wie sehr auch die Seeländer an ihrem alten Brauch und Geräthe festhalten, sollte ich zu meinem Schrecken erfahren. Ich hatte bei guten Leuten des Nachts geschlafen, in ihrer Staatskammer zwar, jedoch ungewohnt und unbehaglich. Das Bett war an der Wand angebracht, eng und schmal, gerade wie in einer Schiffskajüte, und wenn man die Thüren davor zuschloss, sah es aus, als wäre ein Schrank dahinter.

In dem Sommer freilich, als ich die seeländischen Inseln besuchte, war das Volk in gewaltiger Bewegung. Diese sonst so kühlen und sanftmüthigen Männer, welche aussahen, als würden sie nächstens in Fett und Stille untersinken, waren einmal aufgeschüttelt; jetzt donnerte ihre vaterländische Begeisterung von einer Küste zur andern. Der König hatte sich endlich entschlossen, auch einmal Seeland zu befahren. Wo er anlandete, wurden rings die Ortschaften leer, denn alles Volk machte sich auf, den König zu begrüssen. Es ging ein allgemeines Sprechen: sobald König Leopold, dessen Stunden damals gezählt schienen, die Augen zudrücke, werde Belgien getheilt, Holland nehme den vlämischen Theil, den wälschen bekomme Napoleon: das sei beschlossen und gekartet. Unterdessen überreichte die belgische Regierung der holländischen die Denkmünzen auf die vorjährige Oktoberzusammenkunft der Könige von Holland und Belgien in Lüttich. Auf diesen Münzen erhebt die Freiheitsgöttin die Friedenspalme, und in deren Schatten reichen sich beide Völker die Hand.

Die guten Seeländer sollten froh sein, dass ihnen die

französische Nachbarschaft noch nicht auf den Leib gerückt ist. Auch würde jene Theilung, von welcher selbst in Belgien viele als von einer ausgemachten, jedoch niemand als von einer erwünschten Sache sprachen, schwerlich so glatt abgehen. Denn es sind gerade in der Unabhängigkeit Belgiens vielerlei europäische Interessen festgeankert; es liesse sich nimmer zerreissen, ohne dass Flotten und Heere herbei eilten. Die seeländischen Inseln wissen davon zu erzählen, wie oft und wie blutig in ihrem Gebiet die Mächte auf einander stiessen, wenn sie um die Herrschaft in Belgien kämpften. Gleichwie das deutsche Gebiet das Mittelland Europas, so ist das belgische das Centralland für alle Theile des mittleren Europas, und es muss allen, oder nur sich selbst dienen. Wie oft sind die italienischen, englischen, spanischen, französischen Kriegsschiffe in die Gewässer eingedrungen, welche Seeland durchziehen! Sie strebten nach Brügge, Antwerpen, Dortrecht, Rotterdam, oder sie suchten sich für's erste wenigstens vor einer seeländischen Stadt festzusetzen. Aber wie oft sind, wenn sie ihre Mannschaften ausschiffen wollten, ihnen Heere vom festen Land entgegengetreten! Noch immer ist die Menge dieser Wasserthore mit Forts gespickt aus alter und neuer Zeit. Und dabei musste jede Insel sich noch beständig wehren und umgürten gegen einen viel stärkeren Feind, als alle Menschenkraft!

Protector et hostis Oceanus, Schützer und Feind der Ozean, — besagt eine alte seeländische Münze. Die Zeiten der Normannen und Jakobäas, wo das erste Wort galt, kehrten wieder zur Geusenzeit. Bekannt ist, wie am 5. April des Jahres 1566 dreihundert Adlige in schönster Tracht in Brüssel einritten, und um zu erreichen, dass die Statthalterin Margaretha von Parma sich gegen König Philipps Maßregeln erkläre, ihr im grossen glänzenden Aufzug eine Bitt- und Beschwerdeschrift überreichten, welche hauptsächlich Graf Ludwig von Nassau abgefasst hatte. Die Fürstin wurde etwas verlegen, als der Nassauer und Brederode so frei und kühn hervortraten und redeten. Da flüsterte ihr

Graf Barlaymont, der Präsident des Finanzraths, auf Französisch zu: »sie solle sich doch vor dieser Schaar Bettler nicht fürchten, von Rechtswegen müssten sie rascher die Palasttreppe hinunter kommen, als sie herauf gestiegen.« Als die Edelleute am Abend ein fröhliches Gastmahl hielten und Barlaymonts Worte erzählt wurden, da rief Brederode: »Gut, gut denn: treu bis zum Bettelsack dem König und dem Lande«, liess einen hölzernen Napf und ledernen Quersack, wie die Bettelmönche sie trugen, hereinbringen, den Napf voll Wein giessen und trank den Andern zu mit dem Ausrufe: »Vivent les gueux!« Oranien, Egmont, Hoorn gingen zufällig vorüber, als der Napf unter fröhlichem Lärm umherging, traten ein, und auch ihnen wurde der Napf zugetrunken. Jetzt war das Stichwort da; die Verbündeten liessen sich eine Medaille machen, welche auf der einen Seite das Brustbild Philipps mit der Umschrift: en tout fidèle au roy, und auf der andern Seite die Worte zeigte: jusqu'à porter la besace, in allem treu dem König, wenn sie auch arm würden bis zum Bettelsacktragen.

Als nun Albas Bluthunde wütheten, und alle Welt zitterte und verzweifelte, und Keiner Hülfe auf Erden mehr wusste, da gab es nur zwei Stellen, wo man sich zum Widerstand rüstete gegen die furchtbare Macht der Spanier, — Dillenburg in Nassau und auf den seeländischen Inseln. Graf Wilhelm von Nassau, der von seinem Fürstenthum Orange der Oranier hiess, verkaufte auf seinem heimatlichen Schlosse sein Silbergeräth, rüstete mit dem erlösten Gelde ein Heer aus, marschirte nach den Niederlanden, und der erste Sieg dieses deutschen Heeres bei Heiligenten am 24. Mai 1568 liess wenigstens eine Möglichkeit aufdämmern, dass man sich vom spanischen Joche befreien könne. Auf Seeland hielt Alba zwar alle Hauptplätze wohl besetzt, konnte es aber nicht hindern, dass hier versprengte Reste der Geusen, jetzt wahre Bettler, sich sammelten und Schutz und Verstecke fanden. Sie bemannten ein paar armselige Fahrzeuge, und da das treue Landvolk gerne Wache stand

und Kunde brachte, gelang es ihnen, den Spaniern Schaden und sich eine Güte am Raube zu thun. Der scharfblickende Oranier erkannte, Seeland sei ein guter Waffenplatz, und da er als deutscher Reichsfürst selbständig Krieg führen konnte, so ernannte er den Grafen von der Mark zu seinem Admiral auf Seeland, ertheilte ihm Kaperbriefe und schickte Geld und Leute. Jetzt kauften die Geusen Schiffe und Kanonen in England, brachen zu gelegener Stunde zwischen den Inseln hervor und überfielen spanische Abtheilungen. Unzähligemal erschienen sie wie plötzliches Ungewitter und waren eben so rasch wieder von dannen. Vergebens suchten die schweren Kriegsschiffe des Königs zwischen den Inseln einzudringen: ehe sie sich's versahen, sassen sie auf Untiefen fest und wurden berannt und beschossen.

Die Kunde, dass auf Seeland glücklich gekämpft werde, richtete die Gemüther wieder auf. Abenteurer und Flüchtlinge, welche das Blut ihrer Eltern und die Schande ihrer Töchter zu rächen hatten, strömten herbei und opferten den Rest ihrer Habe. Allmählich hatten die Geusen 24 Schiffe zusammengebracht und liefen jetzt auf grössere Unternehmungen aus. Am 1. April 1572 erschienen sie vor Briel, der Feind machte eilig Jagd auf die Verwegenen, sie schienen zu fliehen, wandten sich aber plötzlich um, kamen den Spaniern zuvor und gewannen die gute Festung. Das war der Geburtstag der niederländischen Freiheit, und das Volk sang lustig: »den ersten Dag van April verlos Duc d'Alba synen Bril«. General Bossu kam eilig heranmarschirt mit allen spanischen Truppen, die in der Nachbarschaft sich aufraffen liessen, wurde aber blutig zurückgeworfen. Die nächste Stadt, welche Oraniens Banner aufpflanzte, war Vliessingen: eilends rückten auch hier die Spanier herbei, jedoch die Geusen waren eher da und verschlossen ihnen die Thore. Alba liess gerade durch den Italiener Pachmo, der auch die Citadelle in Antwerpen gebaut hatte, in Vliessingen eine neue Zwingburg errichten: der Italiener wurde an den Galgen geschleppt. Jetzt ent-

brannte der heftigste Kampf um Middelburg, Goes, Ziericksee. Die Geusen thaten ihr Äusserstes, sie zu erobern, die Spanier, sie zu behaupten. Als Goes hart bedrängt war, bedachten die Spanier sich nicht lange und marschirten bis an die Schultern im Wasser von Walchern herüber und schlugen die Geusen zurück. Diesen aber gelang die kühne Waffenthat vor Leyden, das dreiviertel Jahre lang in grässlicher Noth die spanischen Belagerer abwehrte. Achthundert Seeländer hatten geschworen, zu sterben oder Leyden zu retten. Ihre Schiffe lagen vor dem Damme und litten schwer unter den spanischen Geschützen, aber sie wichen nicht, bis endlich sie und die Fluten über die Belagerer hereinbrachen. Als im Februar 1574 Middelburg, welches die Geusen zwei Jahre lang bestürmt hatten, im Juni 1576 Ziericksee, das gewonnen und verloren war, sich ihnen auf die Dauer ergeben musste, durfte die Sache der niederländischen Freiheit als gewonnen gelten. Denn Seeland, die grosse Meeresfestung, lag da gefürchtet und unbezwinglich.

Die Holländer aber hätten Grund genug, sich gegen die Deutschen weniger feindselig zu bezeugen. Wer hat nie verzagend ihren Freiheitskrieg begonnen und zum Siege geführt, und wer hat den Grund gelegt, dass sie zum mächtigen See- und Handelsstaat erwuchsen? Der grosse Deutsche war es, der mit seinen tapferen Westerwäldern ihre Schlachten schlug, dessen Brüder Ludwig und Heinrich mit dem jungen Pfalzgrafen Christoph für sie auf der Wahlstätte verbluteten.

Eine Fahrt wie sie das Dampfschiff von Antwerpen nach Rotterdam täglich macht, führt an zahlreichen Plätzen Seelands vorüber, die historisch berühmt sind: sie zeigt eine ganz eigenthümliche Welt. Man schifft auf Strömen, die stundenbreit sind, von einem in den andern. Wohin man sieht — schimmernde Gewässer, — hier und da ein weissgraues Segel, — überall ziehen sich hin und her grüne helle Landlinien, alle wie unabsehbare Festungswälle. Das Land scheint sich scheu dahinter zu verkriechen. Wenn selten einmal Wagen und Pferde sichtbar werden, sieht es aus,

als bewegten sie sich halb in der Luft. Windmühlen, Giebel von Gehöften, Baumwipfel ragen über die endlosen Wall-Linien empor, in der Ferne glänzt ein Kirchthurm. Man wird ungeduldig über das ewige Einerlei, und dass nicht mehr von Volk und Ortschaften erscheint. Die Gegend muss wohl bevölkert sein, man ahnt es an tausend Dingen, sieht aber beständig nur Gewässer und dunkle Uferlinien, in der Ferne eine Windmühle. Kein Ton wird laut als leises Plätschern der Wellen.

Plötzlich scheint ein Haufe rother Dächer im Wasser zu schwimmen, das Boot nähert sich einer Stadt. Sie äugelt gleichsam aus dem Wasser herauf. Ein Reisender verlässt still das Schiff, ein anderer kommt mit ruhigem Schritt von der Stadt her, um mitzufahren. Von lustigem und lachendem Volk, das sich an der Landungsstelle umhertriebe, ist keine Rede. Höchstens sieht man irgendwo ein paar dicke Buben stehen, die so ernst das Fahrzeug betrachten, als sollten sie Rechenschaft ablegen, wer kommt und geht.

Nun stösst es sachte wieder ab, gleitet über die Wasserbreite und biegt wieder in einen engen Flussarm hinein, und zu beiden Seiten prangen üppig grüne Wiesen, bedeckt mit buntem fettglänzendem Vieh, das aber bewegungslos daliegt oder steht, als wollte es sich abzeichnen lassen.

So geht das leicht den ganzen Tag fort, — Gewässer, Walllinien, Windmühlen, Ortschaften in grüner Umgebung, und wieder Gewässer und Flussarme — stets aber niedrige Flächen. Wird das Wetter klar, schiffen hoch oben in unermesslicher Ätherhöhe die Wolken: die Luft ist weithin durchsichtig. Überall hin weht die Frische der Seeluft, man hört nicht auf, sie zu athmen, jedoch stets ist sie mit etwas Würze von Laub und Wiese, mit dem eigenthümlichen Landgeruche vermischt.

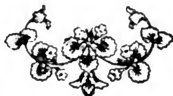
Legt das Dampfschiff dann vor alterthümlichen Städten wie Dortrecht an, wo die noch immer schmucken Häuser in's Wasser gebaut sind, wo die Altane, auf welchen hübsche

Mädchen die Fenster putzen, in das Takelwerk der Schiffe hineinragen, die unten ankern, — welch Gedränge von malerischen Ansichten! Gibt es irgend eine germanische Seestadt, die so seefrisch, so lebenerfüllt den Ankömmling anblickt, wie Rotterdam? Bremen und Hamburg haben einen Theil ihrer Rhederei draussen an den Mündungen ihrer Flüsse, Liverpool und New-York sind von langen Schiffsreihen einförmig umzogen, in London überwiegt der Charakter einer Weltstadt, Antwerpen und Amsterdam vermögen trotz aller Anstrengung die dunkeln Linien und Furchen des Alters nicht zu bergen. In Rotterdam aber ist alles frisch und lebendig. Aus dem wimmelnden Gewühl am Haupthafen öffnen sich prächtige Einblicke in Grachten voll hellen Wassers, voll hoher geputzter Häuser, voll hochräumiger Schiffe, die ihre schlanken Masten und Spieren zwischen das allwärts schimmernde Baumgrün stecken, das aus Wasser und Fenster widerspiegelt.

Auf den ersten Blick sieht man hier ein tüchtig Stück von der Weltströmung des Handels, welche zahllose Stoffe und Kräfte in Bewegung setzt, und überall Leben und Segen schafft. Aber soll man daneben nicht auch die vielen kleinen Bäche beachten, aus deren unscheinbarem Geriesel diese Weltströmung anschwillt? In Südbeveland traf ich auf einen Landsmann aus Westfalen, der mit Elberfelder Messern und Scheeren handelte. In Goes und Ziericksee hatte er seine Niederlagen, und durchpilgerte die seeländischen Inseln: seit nahezu einem Menschenalter war er bekannt und geachtet als ein ehrlicher und fleissiger Mann in allen Höfen und Wirthshäusern. Er kam jedes Jahr nur zweimal auf drei Wochen in seine geliebte Heimat, hatte aber dort bereits seine viertausend Gulden, die ihm das Hausiren einbrachte, in Grundeigenthum angelegt, und ausserdem eine zahlreiche Familie wohl ernährt. Sein Bruder hatte seinen Standort in Utrecht; von dort aus durchzog er mit sieben Landsleuten aus dem westfälischen Sauerlande weit und breit die Ortschaften. Alle acht oder vierzehn Tage kamen sie wieder

zusammen; jeder Mann berechnete sich täglich einen Gulden Verzehr und für die Woche drei bis fünf Gulden Verdienst; das Übrige lieferten sie ehrlich an den Unternehmer ab. Aus der einzigen westfälischen Gemeinde Westfeld ziehen jährlich mehr als hundert Männer aus, welche bis weit in Polen und Frankreich hinein hausiren. Man sollte nicht glauben, welche Massen von deutschen Waaren diese geringen Leute auf ihrem Rücken in fremde Länder tragen. Unsere deutschen Matrosen von den Nordseeküsten, die besten auf der Welt, müssen noch immer zum Theil auf englische und amerikanische Schiffe gehen und als Seefahrer nach China und Californien Löhnung verdienen. Wer berechnet ihre Schaaren, und was sie an Geld nach Hause bringen? Und wer berechnet die unternehmenden Schaaren der Landfahrer, welche alljährlich als Kleinhändler nicht aus Westfalen blos, sondern aus noch vielen andern Gegenden Deutschlands in fremde Länder ziehn?

Es wird dem deutschen Volke schwer gemacht, seine alte Machtstellung im Welthandel wieder zu gewinnen. Unsere Regierer und Kammerboten haben hohes Wissen aller Art in sich aufgespeichert, aber wie viele gibt es denn unter ihnen, die auch auf's Meer gekommen und in das Weltgetriebe des Handels einen praktischen Blick gethan? Kann man sich wundern, wenn selbst noch heutzutag die Handelspolitik für eine andere die Waffen schmieden soll? Die Nation erleidet darüber grosse Einbussen, — jene geringen Leute aus dem Volke, die so emsig und unternehmend in fremde Länder fahren, helfen ihrerseits mit daran, dass unserem Volk jene Einbußen im Grossen wieder ersetzt werden im Kleinen.





VI. Stille Leiden und Gefahren Italiens.

Wer jetzt über die Alpen kommt, kann alsbald Zwiefaches beobachten. Italien schwelgt in Hoffnungen, sein Herz schlägt stolz und muthig im Rückblick auf den so grossen und so raschen Gewinn der letzten zwanzig Jahre, und doch, — wer schärfer in der italienischen Volksseele zu lesen versteht, bemerkt ein verschämtes Kränkeln an Enttäuschungen und eine geheime Furcht vor kommenden Dingen.

Italien muss eine agrarische Umwälzung in grösster Ausdehnung durchführen, — es hat in der grossen Masse seiner Bevölkerung Industrie und Bildung erst zu erzeugen, — es hat den schwersten Kulturkampf mit den Klerikalen noch vor sich. Das sind Aufgaben im Innern, von denen jede für sich allein gross genug ist, um dem Vaterlandsfreund und Staatsmann, der mit offenem Auge in die Zukunft blickt, trübe Wolken vorzuführen. Dabei sind im Heer und in der Beamtenwelt noch viele Schwächen auszumerzen, in Finanzen und Schulwesen noch viele Schäden zu tilgen. Nach Aussen aber muss Italien die ihm gebührende Stellung auf dem Meer im Morgenland und in Afrika erst erobern, von dieser Stellung hängt sein kräftig Aufblühen und Erstarken ab, und zwar soll es sie abringen den

zwei grössten bestbewaffneten Seemächten, von denen die eine ihm noch jüngst ein Stück vom Leibe gerissen, und der andern, wo es auf den Welthandel ankommt, punische Tücke und Gewaltthat gleichsam zur andern Natur geworden.

Betrachten wir die Lage der Dinge etwas näher in den eben angedeuteten Richtungen.

Von den Völkern in Deutschland und Österreich darf man wohl sagen, dass sie noch heute daran arbeiten, wirthschaftliche Folgen des dreissigjährigen Krieges auszuheilen, und sich loszumachen von damals eingewurzelten Unarten kirchlicher und nationaler Natur, die unheilvoll in die Politik einspielen. In Italien muss die Heilung viel weiter zurückgreifen, über anderthalbtausend Jahre zurück; denn Italien leidet noch heutzutage unter dem unseligen Rücklass der römischen Kaiserzeit.

Von Cicero besitzen wir gar prächtige Reden über das Ackergesetz voll fein ausgefeilter Spitzen und pomphaften Periodenbaues: der Inhalt aber ist sehr trübe. Durch den glänzenden Schleier blickt man hindurch und es erscheinen weite Landstrecken, die ehemals fruchtbar waren und wohlangebaut, dann aber sumpfig geworden und ungesund oder in ödes Gestrüpp und Wüstenei verwandelt. Man sieht grosse herrliche Besitzungen, aber sie gehören Wenigen, sie sind zusammengeschlagen aus den Gütern, die den kleinen Eigenthümern entrissen sind.

Die Ursachen dieses wirthschaftlichen Verderbens, das in der römischen Kaiserzeit mit Riesenschritten sich ausdehnte, lagen in der fortschreitenden Entvölkerung des Landes, in der Verdunkelung des Rechts, in dem allgemeinen Hunger nach grösstem Glanz und Luxus, in der überhand nehmenden Gewöhnung an Müssiggang und an Entwerthung des Menschenlebens.

Weniger das Einpressen der freien Bauern in die Legionen, die in weiten Gränzlanden kämpften und verdarben, hatte die Landbevölkerung vermindert, als die Proskriptionen und Plünderungen, welche Sulla in so furchtbarer Weise

begonnen hatte, seine Nachfolger in noch ausgedehnterem Maße fortsetzten und mit schwerem Steuerdruck verbanden, — und die schlechten Gewohnheiten, das allgemeine Genussleben. Wer es irgend vermochte, zog in die Städte und lebte von Arbeit und Habe derer da draussen. Alles Recht war hinfällig, alles Eigenthum schwankend geworden, und in den Spitzfindigkeiten des römischen Rechts fanden die Ritter und Senatoren, jene edle Gesellschaft abgefeimter Wucherer — unbarmherziger Wucher war ja von jeher ein Hauptgeschäft der Vornehmen in Rom — nur zuviel Gelegenheit, den freien Landbauer zu verdrängen und aus zahllosen kleinen Ackergütern Latifundien auszuweiten und auszurunden, Besitzungen von solchem Umfange, dass der Eigenthümer sie in einem Tage nicht umreiten konnte. Mittelpunkt dieser grossen Besitzungen waren prachtvolle Villen, angefüllt mit kostbaren Kunstwerken, mit Möbeln von Cedernholz, mit griechischen Köchen und Philosophen, mit Sklaven und einer Unzahl von Gladiatoren; nach Cäsars Gesetze durfte ja die Zahl der Gladiatoren, die ein Herr um sich hatte, bis auf 120 steigen. Umgeben waren die Villen von Marställen, Lustgärten, Veilchenbeeten, Vogelhäusern, Fischteichen und Austernbehältern. Äcker sah man wenig und auf ihnen nur billige und schlechte Sklavenarbeit. Die wenigen Ackerstücke gränzten an unabsehbare Weidestrecken, und der kleine Rest freier Bauern suchte Unterkommen als Hirten auf den grossen Herrengütern, oder musste sich dazu verstehen, Land in Pacht zu nehmen und theuer zu verzinsen. Die Herren aber wohnten in den Städten, und wer von ihnen hätte arbeiten wollen, wäre dem allgemeinen Gelächter verfallen. Arbeit war ja Sache der Sklaven geworden.

Diese schweren Übelstände wurden durch die germanische Einwanderung nur theilweise gemildert. So oft auch die Ländereien in Ackergütern ausgetheilt wurden, stets wusste der Wucher, der von den Städten aus betrieben wurde, die Besitzer wieder zu umgarnen und das Eigen-

thum ihnen wieder zu entwinden. Der Aufschwung, welchen die Landschaften hier und da wiederholt im Mittelalter, sodann in den beiden ersten Jahrhunderten der neueren Zeit erfuhren, kam hauptsächlich den Städten zugute. Die Strecken, welche einmal an Versumpfung, oder bei den Flussbetten an Versandung litten, dehnten sich aus, der Regel nach ging der Ackerbau immer mehr zurück, und nachdem die Abholzung der Berge und die elende Ziegenwirthschaft allgemein geworden, mehrten sich von Jahr zu Jahr die Wüsteneien. Die Sucht aber, die eine Hälfte des Lebens im Müssiggang den Signore zu spielen und die andere Hälfte hübsche kleine Wuchergeschäfte zu betreiben, wurde zum unangreifbaren Gewohnheitsrecht. Ehre gewann der Handwerker nur, wenn er sich zu einer Art von Künstler erhob, und der Feldbauer musste die beste Frucht seines Fleisses Jahr für Jahr den Landherren und Gläubigern darbringen, die in den Städten wohnten.

Drei Einrichtungen des Mittelalters trugen ganz besonders in Italien dazu bei, altererbten Missbrauch zu befestigen. Diese drei waren das Lehenswesen, das Papstthum, die Klöster.

Die Vasallen der germanischen Könige fanden in den römischen Latifundien ihre Herrschaften bereits zugeschnitten vor, und die entsetzlichen Bürgerkriege, welche diese mit Grafen- und Fürstentiteln geschmückten Barone unter einander führten, dienten wahrlich nicht dazu, das Land zu bevölkern und zu besserem Anbau zu bringen. Je einschneidender und gründlicher, je unheilbarer die Verheerung und Verödung aller Besitzungen des verhassten Nachbars vor sich ging, desto vollständiger ersättigte sich der Hass, der an tückischer Härte und Grausamkeit nicht seinesgleichen hatte.

Das Papstthum aber liess fort und fort neue Baronien dieser Art entstehen. Denn gleichwie jede Adelsfamilie in Deutschland, aus welcher ein jüngerer Sohn zur vielersehnten Höhe eines reichständischen Bischofs oder Abtes empor-

stieg, sofort an Geld und Gut so reich wurde, dass sie die nächsten hundert Jahre davon zehren konnte, so erschien es auch natürlich, dass der Besitzer des höchsten Thrones der Geistlichkeit für seine Familie sorgte. Die Brüder, Neffen und Vettern, die Schwestern, Nichten und Basen glänzend auszustatten, erschien beinahe als eine Amtspflicht. Liess sich keine Herrschaft erwerben, so wurden vom Papste Güter und Äcker und Wald und Berg aufgekauft und zusammengeschlagen, um dem Nepoten ein kleines Fürstenthum zu gründen. Zahllos gingen dabei grosse und kleine Freigüter zu Grunde.

Das Ärgste war, dass sich die Ländereien der zahlreichen Klöster fort und fort vermehrten. In anderen Staaten griffen von Zeit zu Zeit die Könige und weltlichen Schutzherren der Klöster durch, um deren angesammelte Reichthümer wieder unter die Leute zu bringen: Das war in Italien kaum möglich bei der Menge der geistlichen Stifter und Klöster und dem Schutz und Ansehen, in welchem sie standen. Kam es doch in Sizilien so weit, dass noch vor ein paar Jahrzehnten beinahe ein Drittel der Insel der todten Hand gehörte. Schon die ausserordentliche Ausdehnung des klösterlichen Landbesitzes und die Entfernung der Acker- und Wiesenstücke von den Haupthöfen machten einen anderen, als nachlässigen und spärlichen Anbau unmöglich, und die Verödung der Ländereien, sowie die allgemeine Waldverwüstung griff mit jedem Jahrhundert weiter und weiter um sich.

In allen diesen Beziehungen haben schon die letzten zwölf Jahre in Italien eine vortheilhafte Änderung hervorgebracht, und wenn man erwägt, wie verschwindend kurz diese Frist, so muss man geradezu ausserordentlich nennen, was geschehen und erreicht ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes, der in den letzten zwanzig Jahren wiederholt die schöne Halbinsel des Apennin besuchte, war jedesmal überrascht durch die erfreulichen Fortschritte. Das grosse Werk der Volks- und Landesheilung, — denn um ein solches

handelt es sich wahrhaftig — ist allen Einsichtigen als eine bare Nothwendigkeit vor Augen getreten. Die einschlagenden Fragen sind und werden lebhaft erörtert: sie können weder aus dem Wirken, noch aus dem Denken der nächsten Zukunft wieder verschwinden.

Wie rasch und tapfer man zugegriffen hat, die Schuld uralter Nachlässigkeit wieder gut zu machen, davon gibt einen Beweis die Landschaft von Pästum. Vor zwanzig Jahren sah man dort rings um die trauernden Tempelruinen weit und breit nichts als Schilf und Sumpf und ödes Land. Alles war einsam. Nur ein paar armselige Familien hausten bei den Tempeln in elenden Rohrhütten. Kein widrigerer Anblick, als die hungernden und fieberbleichen Kinder mit verworrenem Haar und aufgedunsenen Gesichtern. Niemand, der diese griechischen Tempel, die schönsten des italienischen Festlandes, zu schauen kam, durfte es wagen, bis zum Abend in ihrer Nähe zu bleiben; denn unzweifelhaft hätte er ein böses Fieber zurückgebracht. Und jetzt? Jetzt sieht es in der Ebene und auf den Anhöhen bei Pästum aus, als befände man sich in einer neubesiedelten Gegend im Westen Nordamerikas. Überall glänzen zwischen dem Grün helle Farmhäuser, feste Strassen und Fusssteige ziehen vom einen zum andern, das Sumpfland ist entwässert und mit wogenden Saaten bedeckt. Also wird auch der Rest der Fieberluft allmählich sich verlieren. Die Eisenbahn führt bis in die Nähe von Pästum, wo man vor dem Städtchen Eboli statt des aufgehobenen Klosters einen Gasthof findet und einen bequemen Wagen zu den Ruinen.

Freilich, ein schönes Stück poetischer Landschaft ist verschwunden, verschwunden ist die Wüste und Verlassenheit, in welcher früher die marmornen Säulenreihen über der düsteren Gegend glänzten. Viel ärgerlicher aber ist alten Romfahrern die Umwandlung der Campagna, jener Wüstenei, die bis in duftige Fernen die ewige Stadt umzog. Wie malerisch standen damals Burgtrümmer, Bogenstücke, verfallene Grabmäler auf und ab in der Einsamkeit zwischen

den grau-grünen oder grau-gelben Wellungen des Bodens! Ach wie entzückend spielte das sanfte Morgen- und das weiche Abendlicht über die weite Öde hin! In was für köstliche, unsäglich zarte und feine Töne hüllte sich dann diese grosse historische Landschaft! Dieser Zauber ist noch nicht dahin, jedoch gebrochen. Seit neun Jahren schon zogen vier oder acht oder auch zwölf Stiergespanne hier und dort durch die Campagna den schweren Pflug, der unter der verfilzten Gras- und Rieddecke Jahrtausend alten Schutt und Moder aufriss. Zusehends verschwinden nun die zahllosen Trümmerstücke: der neue Ansiedler weiss sie für seine Stallungen und Häuschen zu gebrauchen. Beinahe die ganze Campagna ist jetzt umgepflügt und entwässert und in Äcker und Wiesen verwandelt. Ihr böser Dämon, das Fieber, ist zwar noch nicht vertrieben, aber doch gebändigt: man getraut sich bereits, die noch ungesunden Stellen bestimmt zu begränzen.

In ähnlicher Weise wird in den Maremmen Toscanas, den pontinischen Sümpfen, und anderen durch stehendes Wasser verdorbenen Landstrichen gearbeitet. Die Erfolge sind noch keineswegs überall so ersichtlich, wie bei Pästum und in der römischen Campagna. Wie es scheint, muss man noch viel lernen und erproben und könnte sich vielleicht manches kostspielige Lehrgeld ersparen, wenn man anderer Länder Kunst und Wissen zu Hülfe nähme. Die pontinischen Sümpfe auszutrocknen würde holländischen Wasserbaumeistern wohl nicht schwer fallen, da sie es trefflich verstehen, ihre seeländischen Inseln mit Dämmen zu umziehen, an welche die Sturmfluthen der Nordsee vergebens andonnern. Längs den Küsten von ganz Holland liegt hinter Deichen wie hinter Festungswällen das reichblühende Land so trocken und sicher, als läge es zwischen Berg und Hügel, und doch steht seine Oberfläche öfter viel tiefer, als die des Meeres.

Ein erfreulicher Gedanke ist auch, dass die Niederlegung des Fuciner Sees, die schon vor mehr als dreissig Jahren

geplant und in unseren Tagen ausgeführt wurde, eine verbessernde Ausweitung eben des Stollenwerkes war, welches den Römern und Kaiser Friedrich II. Mühen und Opfer genug gekostet hat. Die Trockenlegung dieses Sees, so weit sie bis jetzt gediehen, war eine Nothwendigkeit, weil das Gewässer im gefährlichen Anwachsen begriffen war: man macht aber bereits Entwürfe, wie auch der Averner und Lukriner See und andere stehende Gewässer niederzulegen oder abzulassen, damit fruchtbarer Acker gewonnen werde.

Doch dies Alles erscheint nur wie Punkte in der Landesbesserung. Eine andere Arbeit will im Ganzen und Grossen angegriffen sein und vermag erst nach Jahrzehnten einen Gewinn zu geben, dann freilich einen Gewinn, der für ganz Italien von höchst wohlthätigen Folgen wäre. Leben und Gedeihen des italienischen Bodens hängt ab von zureichender und regelmässiger Bewässerung. Man thut zwar etwas dafür, öffnet sorgsam in Mittel- und Ober-Italien den Lauf der Wasseradern, und mauert in Süd-Italien häufiger als sonst Cisternen aus, — jedoch die heilsame Maßregel der Wiederbewaldung trockener und unfruchtbarer Hügel und Berglehnen wird nur erst besprochen. Die Kosten erscheinen gar zu gewaltig, und der Ertrag liegt in ferner Zukunft. Und doch wird zuletzt nichts Anderes übrig bleiben. Möge man alsdann die wohlgelungenen Arbeiten dieser Art, die im französischen Rhonegebiete gemacht sind, sich zur Lehre und Aneiferung dienen lassen!

Für Vertheilung und besseren Anbau der Ländereien konnte nichts vortheilhafter sein, als der Verkauf der Klostergüter, die zusammengerechnet eine Masse zum Erstaunen bildeten. Ihr Ertrag ist in den wenigen Jahren allerorten mindestens verdreifacht, häufig verzehnfacht. Leider liess man sich die schöne und seltene Gelegenheit entgehen, eine grosse Menge neuer kleiner Grundbesitzer zu schaffen. Man wollte rasch die Staatskassen füllen, der Verkauf wurde übereilt, und statt den geistlichen Überfluss in eine Unzahl

von Ackergütern zu zerschlagen und deren allmählichen Erwerb kleinen landlosen Leuten durch Darlehenskassen und andere Staatshülfe möglich zu machen, liess man den grössten Theil der eingezogenen Klostergüter in die Hände von Spekulanten und reichen Herren gerathen. In Sizilien z. B. wurden 232,000 Hektaren Landes in 20,300 Stücke zertheilt und feilgeboten, jedes Stück 10 Hektaren gross. Wie viel neue Landeigenthümer erhielt man? Noch nicht zweitausend. Die Landleute hätten gerne gekauft, die Einen hatten aber kein Geld, die Andern wagten nicht zu bieten aus Furcht vor den mächtigen Herren, die sich mit einander verständigt hatten.

Das grösste Elend Italiens ist aber die nackte Armuth und Verkommenheit seiner Arbeiter-Bevölkerung auf dem Acker wie in den Fabriken. Sklaven, arme bedauernswerthe Sklaven! ruft man unwillkürlich aus, sieht man diese Schaaren von Taglöhnern auf dem Lande und in den Städten, denen harte Arbeit vom Morgen bis zum Abend nichts erwirbt, als erbärmliche Nahrung und dürftige Lumpen. Italien, das schon während der ganzen Römerzeit das Erbland abgefeimter mitleidsloser Wucherer war, leidet in unserer Zeit von allen Ländern am meisten unter dem Kapitalismus, unter jener wirthschaftlichen Krankheit, welche darin besteht, dass die Geldreichen mühelos reicher werden und die Nichtbesitzenden ohne Aussicht Frohndienste leisten. Ein paar tausend Signori besitzen in Italien die Ländereien und das Geld, und die meisten Andern haben nichts, als ihre Sehnen und Knochen zum Arbeiten, und bringen es auch nicht weiter.

Das gilt insbesondere von der Landbevölkerung. Wo man kleine bäuerliche Grundbesitzer erwartet, findet man einen Haufen armseliger Taglöhner versammelt um einen Unternehmer, der aus der Arbeit der Menschen und dem Ertrag des Feldes Geld herauspresst. Das Land selbst gehört den Signori in den Städten, denen die Unternehmer zinsen. Schon mancher Deutsche, der über die Alpen in die wonnigen malerischen Gefilde kam, entsetzte sich, als

er sah, wie Thierquälerei hier zu Hause. Pferd und Esel werden abgetrieben, so lange noch die Knochen an einander hängen. Das Thier hat ja keine Seele, denkt der Italiener, — fast sollte man meinen, in Italien denke der Reiche ebenfalls: der Arme hat keine Seele.

Mit Ausnahme Russlands gibt es kein Land in Europa, in welchem so viele Menschen so wenig Lebensfreude, so wenig Hoffnung haben, als das herrliche Land, das von Blumen, Wein und Orangen duftet.

Der ärmste russische Bauer hat, wenn es keinen Misswachs gibt, wenigstens genug Schwarzbrod, Gurken und Kohl: die Landarbeiter in Italien sind schon zufrieden, wenn sie an Acquacotta, das ist Salzwasser mit ein wenig Schwarzbrod aufgekocht, sich laben können. Diese Bedauernswerthen arbeiten täglich 12 bis 14 Stunden, und haben dennoch kaum ein paar Tage im Jahr gute genügende Nahrung, gehen in Lumpen einher und wohnen in den elendesten Hütten voll übler Gerüche. Eine scheussliche Krankheit, die Pellagra, welche bei den Armen nur deshalb sich einstellt, weil sie jahrein jahraus blos Mais zu essen bekommen, dehnt sich unter dem Landvolke immer weiter aus und immer heilloser. Das platte Land bietet in vielen Gegenden, namentlich in Mittel- und Süd-Italien und Sizilien, einen fast feindseligen Anblick, — ohne Wald, ohne Bäume, zerrissen durch Stromregen, versengt danieder liegend unter der Gluthhitze. Die Eigenthümer des Grund und Bodens wohnen in den Städten, sie vermiethen das Land an Pächter, und auch diese Pächter wollen nur ein Geldgeschäft machen. Die armen Taglöhner müssen weit her wandern zum Feldbau; trotz ihrer Negerarbeit sind sie schlecht bezahlt; ist die Saat- und Erntezeit vorüber, so haben sie keinen Verdienst mehr. Jedem, der aus dem deutschen nach dem italienischen Lande kommt, fällt es wohl auf, wie wenig Pferde, Rinder und Hunde hier zu sehen, wie still und unbelebt die Landschaft. Die Leute auf dem platten Lande sind zu arm, sich nur einen Hund zu halten. Des treuen Hauswarts Stelle

muss das krummrückige schwarze magere Schweinchen vertreten, das auf langen Beinen seinem Herrn durch Feld und Anger nachtrottet.

Wie sehr aber das Land unter solcher Art des Feldbaues leidet, liegt am Tage. Wie vorsichtig und pflegsam, ja wie liebevoll behandelt nördlich der Alpen der Bauer sein Ackerstück! Im grössten Theile von Mittel- und Süd-Italien herrscht dagegen der reinste Raubbau. Alles ist nur darauf angelegt, rasch aus dem Boden Geld zu ziehen, als wolle man ihn jedes nächste Jahr verkaufen. Die Fruchtbarkeit der Erde erschöpft sich, und das Land wird fort und fort nackter und ärmer. Was aber Italiens Boden bei rationellem Anbau leisten kann, zeigen die Umgegend von Catania in Sizilien, die Ebenen der Terra di Lavoro in Süd-, von Toscana in Mittel-, der Lombardei in Ober-Italien.

Zum Besserwerden ist gar keine Aussicht, wenn der Staat sich nicht in's Mittel legt und ernste Maßregeln ergreift, die freilich auch ihr Bedenkliches haben. Denn tief muss man in das geheiligte Wesen des Privateigenthums einschneiden, dessen Begriff in Folge des römischen Rechts bei den Romanen noch viel strenger und fester ist, als anderswo bei gebildeten Völkern. Allein es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, wenn das neue Italien im Ganzen und Grossen gedeihen soll. Die Axt muss an die Wurzel des Übels gelegt werden.

Mussten doch auch die englischen Lords in Irland, so gehärtet sie waren in altgewohnter Selbstsucht, es sich gefallen lassen, dass eine Landbill nach der andern ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit einige Fesseln anlegt. Auch Italien hat seine irische Frage, die noch dornenvoller ist, als bei den Engländern, weil es sich hier nicht um eine verhältnissmässig kleine Anzahl, sondern um eine Menge von Landeigenthümern handelt. Es geht aber nicht anders: es wird der starre juristische Begriff des Eigenthums sich beugen müssen den Forderungen der Menschlichkeit und des Staatswohls.

Es handelt sich darum, uraltes Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen und dem Feldbauer etwas von dem Grund und Boden wieder zu verschaffen, welchen er in der römischen Kaiserzeit verloren hat. Den Besitzlosen muss der neue Staat des geeinigten Italiens wieder zu einem kleinen Anrecht an der nährenden Erde verhelfen. Ihr Fleiss darf nicht mehr bis auf's Blut ausgebeutet werden für die Landeigenthümer, welche in den Städten wohnen.

Gegen Entschädigung also durch den Staat müssen die Letzteren genöthigt werden, wenigstens so viel von Grund und Boden abzutreten, dass jede Landgemeinde eine kleine Allmende bekomme, auf welcher die Bewohner eine Anzahl Rinder, Ziegen und Schweine können weiden lassen, und dass jede Familie sich eines geringen Gemüse- und Kartoffelackers erfreue, welchen sie mit ihrem Schweisse anbaue, um selbst auch die Frucht davon zu ziehen.

Die zweite Aufgabe ist, die Pachtverhältnisse zu beaufsichtigen und zu bessern, damit aus der Menge von recht- und hablosen Zeitpächtern sich allmählich ein Stand von Erbpächtern heranbilde. Die Grundbesitzer entsetzen sich, wenn sie von Revision der Pachtverträge hören, so eifrig auch erleuchtete Vaterlandsfreunde auf sie einreden. Sie weisen darauf hin, dass agrarische Umwälzung noch aller Orten und Zeiten die denkbar schwierigste und gefährlichste Aufgabe gewesen, und fragen zornig, ob man sie denn dem jungen, noch ein wenig zärtlichen Staatswesen Italiens aufbürden könne? Allein aufschieben lässt sich die dornige Aufgabe einmal nicht: ein Anfang muss gemacht werden. Oder meint man, es sei ein rein zufälliges Zusammentreffen, wenn in Frankreich die Commune tobt, wenn in Deutschland der Staat ein »Vermögen der Enterbten« schaffen will, wenn in Irland eine Landreform betrieben, in Russland die Leibeigenschaft aufgehoben wird? Italiens Agrarverhältnisse sind theilweise noch ärger, als es die russischen waren, und der Zeitgeist treibt unabweislich zu umfassender Besserung.

Eine grosse Wohlthat würde dem Lande dadurch zu Theil werden, wenn es gelänge, die Grundeigenthümer des Landes, die jetzt ruhig in den Städten seine Früchte verzehren, wieder auf's Land hinaus zu ziehen, damit sie auf ihrem Besitzthum wohnen, damit sie alsdann sich um das Gedeihen desselben mehr bekümmern als jetzt geschieht, und damit ihre Intelligenz der ganzen Umgegend nützlich werde, in welcher jetzt nichts anderes den Ton angibt, als Bauerneinfalt und Eigennutz der Pächter. In dieser Beziehung könnte es wahrscheinlich schon etwas helfen, wenn man den Grund und Boden, auf welchem der Eigenthümer selbst wohnt, mit geringeren Steuern belegen würde, als solches Acker- und Weideland, das blos Pächtern und Taglöhnern preisgegeben ist.

Allein hätte man nun wirklich die erwünschte grosse Menge von kleinen Grundbesitzern, so müsste man sie auch schützen vor einem schweren Landesunheil. Dieses liegt in Druck und Höhe der Steuern. Die neue Regierung konnte nicht anders, als gleich zu Anfang tief, recht tief in den Säckel des Volkes eingreifen; denn der unerlässlichen Ausgaben waren zu viele, zu dringende. Die Einrichtung einer einheitlich geordneten Verwaltung und Justiz, das Parlament, die Schulen, die Eisenbahnen, Strassen und Brücken, die Landesbesserungen, vor allem Heer und Flotte verschlangen grosse Summen, und seitdem man einmal im Zuge ist, die Steuern zu erhöhen, weil die Ausgaben wachsen, ist kein Halten mehr. Der Steuerdruck lastet, beengt, bedrängt jedes Gewerbe, am meisten den kleinen Grundbesitzer. Es ist keine Übertreibung, dass die Grundsteuer 25 bis 35 Prozent vom Ertrag, die Einkommensteuer 13 Prozent beträgt, und jedes Geschäft mit hohen Stempeln und Taxen belegt ist. Die Verschuldung der kleinen Ackergüter nimmt fortwährend zu, und man hat berechnet, dass in der jüngsten Zeit blos wegen Steuerrückstände jährlich 6 bis 7000 Ackergüter unter den Hammer kommen. In den Jahren 1873 bis 1878 waren es ihrer zusammen gegen 35,000,

— ein schwerer Verlust in einem Volke, das so wenig von tüchtigem Bauernstande besitzt.

Bei allem diesen hat Italien unter den europäischen Ländern vielleicht am wenigsten soziale Aufstände zu befürchten, kaum in seinen Grossstädten. Der gemeine Mann ist in diesem Lande, wo man das Leben leichter nimmt, als bei uns, genügsam, freundlich und geduldig, und voll kindlicher, nicht voll kriegerischer Neigungen. Nur in der Leichtigkeit, mit welcher hier und dort Brigantenwesen aufflackert, in der Hartnäckigkeit, mit welcher es dann der Ausrottung spottet, bekundet sich der stille Ingrimm, welcher den Hablosen gegen die erfüllt, die im Überflusse sitzen. Wenn aber eine tief erbitterte Partei, welcher vielleicht an Italiens Macht und Blüthe nicht so viel gelegen, geschickt den Hass zu schüren und das leichtgläubige Volk mit Versprechungen zu bethören verstände, wenn sie den Ruf erhübe »Religion und Äcker!« — wer möchte sich getrauen, vorher zu sagen, was dann geschehen könnte! Noch unvergessen ist des Kardinals Ruffo grässliches Andenken. —

Italien hat nicht allein am furchtbaren wirthschaftlichen Nachlass des römischen Kaiserreichs zu tragen, es musste auch die Kosten des geistlichen Weltreichs bestreiten. Das Papstthum nahm Szepter und Rüstung, welche die Cäsaren ablegten, wieder auf; anfangs ging es damit angethan schwerfällig einher, wuchs aber nach und nach besser hinein. Und es war noch ein Glück für die Welt, dass gerade Italien die Heimat des Papstthums wurde. Was würden wohl andere Völker daraus gemacht haben? Die Spanier sicherlich einen grossen Sheik voll glühendem Glaubenseifer, die Franzosen einen eitel sich blähenden Nabob, die Engländer einen punischen geldeinsäckelnden Handelsherrn, die Deutschen eine Art von philosophischem Elephanten. Die Italiener dagegen mit ihrem politischen Verstand, mit ihrem Erbgeschmack für Form und Maß gaben dem Papstthum eine Gestalt, in welcher es ächten religiösen Interessen noch

am wenigsten gefährlich, der Kirche aber am nützlichsten wurde für ihre Mission, Ausdehnung und Einrichtung.

Für diese geschichtliche Ehre hatten sie aber schwer zu zahlen. Je fester des Papstes weltliche Macht einwurzelte, je höher sie sich erhob, um so mehr zerfiel Italien selbst in Stücke, um so hoffnungsloser wurde jede Aussicht, dass es wieder ein einziges ungetheiltes Reich und Volk werde. Es konnte ferner das Papstthum auf seinem eigenen weltlichen Gebiete Freiheit und Selbstregierung dem Volke nur in sehr beschränktem Maße gestatten: sein Vorbild aber wurde Lehre und Beispiel für die italienischen Fürsten. Endlich brauchte das Papstthum für seine grossen Zwecke und Arbeiten eine ausserordentliche Menge gescheidter und rühriger Männer, und die italienischen Familien konnten nicht anders, als ihm von ihren Söhnen die besten hergeben, die freilich nun ihrem Staats- und Gemeindewesen sowie dem Handel und der Industrie abgingen. Nun aber überschlage man erst die Zahlen der Klöster und andern kirchlichen Stiftungen, in welche so leicht Eingang zu gewinnen war, um die ausserordentliche Menge von Arbeitskräften zu ermessen, welche den bürgerlichen Geschäften verloren gingen. Es gehörte die ganze Grösse und Empörung des Unwillens gegen die Klerisei dazu, damit in den letzten fünfzig Jahren die ausgezeichnetsten Köpfe sich von der alten Gewohnheit losrissen und ausser der Kirche sich Thätigkeit und Stellung suchten.

Noch immer bedeckt eine ungeheure Anzahl von kirchlichen Personen und Anhängern den italienischen Boden. Eine der jüngsten Städte ist Aquila, denn sie wurde erst von unserm Kaiser Friedrich II. gegründet, der hier sein Adlerbanner in den Abruzzen befestigte. Diese Stadt hat noch längst nicht zwanzigtausend Einwohner, rühmt sich aber, dass an hundert Kirchen und Kapellen ihr nur ein Dutzend fehle. Italien hat nicht weniger als acht- bis zehnmal so viele Geistliche zu ernähren, als Deutschland oder Österreich, und wie viele befinden sich unter ihnen, deren

Auftreten eben so würdelos ist, als ihr Geist leer, unwissend, unfruchtbar! Wie sehr man noch immer an geistliches Zubehör gewöhnt ist, zeigte z. B. gleich der erste Plan der neuen Anlagen auf dem ausgetrockneten Boden des Fuciner Sees. Hier sollte eine Muster-Ortschaft entstehen von 400 Bauernhäusern, 24 Kapellen und 2 Klöstern.

Der bei weitem grösste Theil der Geistlichen mit ihren zahlreichen Anstalten und Interessen verhält sich zur Gestaltung des neuen Italiens völlig fremd: sie wollen weder in der Kammer noch in der Regierung vertreten sein. Rechnet man den Theil, der ihnen anhängt, noch so gering, so ist es doch mindestens ein reichliches Drittel der Bevölkerung. Diese Alle sind höchst unzufrieden, erkennen das jetzige Staatswesen durchaus nicht an, und würden es, wenn sie könnten, unter Flüchen und Verwünschungen umstürzen.

Ihnen gegenüber stehen die Regierenden in den Amtsstellen, in der Kammer, in der Literatur und Presse. Die Meisten sind vom Unglauben beherrscht, ja von einer todten Gleichgültigkeit in Bezug auf alle religiösen Dinge. Sie haben dem kirchlichen Prinzip kein gleich lebendiges und kraftvolles entgegen zu setzen, denn sie besitzen nur politische, ökonomische, wissenschaftliche Prinzipien. Sie überliessen sich getrost der Zuversicht, das Cavoursche Wort »freie Kirche im freien Staat« besage Alles und lasse sich leicht durchführen. Die Volksklassen aber, die noch ihnen folgen, leben dahin in einem dicken Aberglauben, der sie zur gewissen Beute macht für solche, welche diesen Aberglauben zu fördern und zu benutzen verstehen.

Das ist ein bedenklicher Stand der Dinge, der höchstens noch einige Zeit, gewiss nicht immer dauern kann. Bis jetzt war die klerikale Partei in Italien wie mit Blindheit geschlagen, sonst hätte sie ihre Gegner nicht ruhig von allem, wonach es diese gelüstete, Besitz ergreifen lassen. Allmählich aber sieht man auf jener Seite ein, dass der Feldruf »Von uns keine Wähler, keine Gewählten!« doch

eine ausbündige Thorheit war. Wie nun, wenn die gesammte klerikale Macht sich erhebt, wenn sie ihre Mittel sammelt, ihre Schaaren zum Angriff ordnet, und gewaffnet und gerüstet auf den Kampfplatz tritt?

Dann steht im Parlament eine einzige grosse festgeschlossene Partei da, mit der erhabensten Leitung an der Spitze, mit einem fertigen Generalstab, mit vielen klugen Leuten als Offizieren. Dieser Partei gegenüber ist jede andere klein und ohnmächtig, und es bleibt nur die Hoffnung, dass Alle, die nicht klerikalen Sinnes sind, sich zu einer einzigen Partei zusammen schliessen, und dass sich in Italien mehr politischer Verstand entwickele, als in Deutschland, wo eine Partei nach der andern zerbröckelt um untergeordneter und persönlicher Fragen willen. Bricht aber in Italien, wo die politischen Waffen noch neu, die kirchlichen altversucht sind, der Kulturkampf aus, so wird sich Land und Volk in zwei feindselige hass- und verfolgungssüchtige Parteien scheiden. Im Volke ist weder so viel Bildung und Wohlstand wie in Belgien, noch ein so starker protestantischer Gegensatz wie in Deutschland. Es lässt sich nicht absehen, wie weit des Kampfes Wogen treiben und wie heiss und hoch sie branden werden. Die Geschichte Süd-Italiens zeigt einige Beispiele, bis zu welchen gräulichen Thaten und Verschwörungen sich das abergläubische Volk entflammen liess.

Bedenklich aber würde Italiens Lage werden, wenn der Papst seinen Hof nach Malta oder nach einer spanischen oder französischen Küstenstadt verlegte. Dass dieser Gedanke im Vatikan bereits ernstlich in's Auge gefasst worden, ist nach allem, was darüber verlautete, nicht unwahrscheinlich. Wäre aber der Papst draussen, irgendwo vor den Thoren Italiens, so wäre ihm die volle Freiheit, feindlich aufzutreten, zurückgegeben. Bann und Interdikt könnten gerade für dieses Land noch einmal eine nicht geahnte Bedeutung gewinnen, wenn eine europäische Macht es zugleich mit weltlichen Waffen angriffe. Wäre letzteres wirklich so undenkbar? Der dritte Napoleon eroberte Rom für

den Papst zurück und riss Nizza und Savoyen ab. Seine Nachfolger bedachten sich nicht einen Augenblick, in Tunis sofort anzufangen, ohne erst auf dem Quirinal anzufragen. Hätte etwa ein Machthaber in Paris Empörung des französischen Volksgewissens zu fürchten, wenn sich leichten Kaufs Sardinien oder Sizilien für Frankreich erwerben liesse?

In solchem Falle würde es zunächst auf Italiens Heer und Flotte ankommen, und zweifellos würden Offiziere, Soldaten und Matrosen ihre Schuldigkeit thun. Allein der italienische Stiefel streckt sich gar lang und schmal in's Meer hinaus: der Angriffspunkte sind viele: wer weiss, vor welchem der Feind erscheinen wird? Und wären die Vertheidiger glücklich in rechter Anzahl zur Stelle, würden sie ausdauernd kämpfen, wenn unaufhörlich geistliches und metallenes Geschütz zugleich einschlüge? Das neue Italien ist gar leicht und rasch zu Stande gekommen, dafür steht es aber auch vor vielem Unbekannten.

Nur das Eine ist bekannt, dass der gefährlichste Gegner von seinen Forderungen und Rückforderungen noch nicht das Geringste aufgegeben hat. Wo liegt nun Bürgschaft, dass die Gefahr ohne zu schwere Erschütterung abgewendet wird? Nach aussen im Anschluss an Österreich-Deutschland, der vor Angriffen Schutz bietet. Nach innen ist höchste Vorsicht und Mäßigung nöthig, und eine solche Um- und Durchbildung der Volksmasse, durch welche sie hinlänglich politischen Verstand und Anhänglichkeit an die Regierung empfängt. Gegenwärtig ist Beides noch spärlich zu finden, selbstverständlich die mittleren und oberen Klassen ausgenommen. Das neue Italien ist fertig, aber noch längst nicht das Volk dafür. —

Denn die grosse politische Umwälzung ging eilends vor sich, sie wurde durch wenige vorgeschrittene Geister geführt, das Volk liess sich in liebenswürdigster Weise für die hohen patriotischen Ziele fortreissen. In edler Begeisterung opferten Städte und Provinzen ihre alte Selbständigkeit und viele Vortheile, welche damit verbunden, nur damit

das geliebte Vaterland eilig einig werde. Es fehlten aber die langjährigen innern Kämpfe, solche Kämpfe, welche bis in die letzten Volkstiefen weckend, bildend, härtend hinein greifen. Jetzt wo fast alle die alten hochbegabten und hocherregten Führer todt sind, wo die neuen weder so viele Achtung noch so grosse Gefolgschaft haben, brechen die alten Neigungen wieder hervor, die alten Schäden wieder auf. Hartnäckiger Partikularismus der kleinlichsten Art erhebt aller Orten sein Haupt. Kameraderie, in welcher viel zu wenig das allgemeine Beste, viel zu sehr Eitelkeit, Ehrgeiz, Gewinnsucht die Rolle spielen, ergreifen wie mit stählernen Netzen immer weitere Kreise. Mit unwilligem Erstaunen erkennt man, dass die Volksmasse, nachdem jener schöne Rausch vorüber, wieder zurückgesunken ist in Gleichgültigkeit und Unwissenheit, dass die Vortheile der politischen Umwälzung nur den Gebildeten und Reichen zugute gekommen, dass das Volk klagt, es habe nichts davon als Militärlast, Vertheuerung der Lebensmittel und unerträglichen Steuerdruck. Selbst eine allgemeine italienische Sprache will sich noch immer nicht herausbilden. Vom Hohenstaufenhofe ging einst die »vornehme« Sprache aus und im sechszehnten Jahrhundert wurde sie fein und schön zugeschliffen. Jetzt aber entspricht sie nicht den neuen politischen, sozialen, wirthschaftlichen Anforderungen: welche Stadt oder Provinz soll nun bevorzugt werden, damit die übrigen sich ihrer Sprache anbequemen?

Das Unglück wollte es, dass man im neuen Italien alles Heil von der Regierung erwartete, noch mehr, dass eine Reihe der wichtigsten Einrichtungen und Anstalten von oben herab nach politischen Rücksichten geschaffen und geordnet werden musste. Die Noth drängte, das Gebäude der Freiheit und Reichseinheit musste rasch unter Dach und Fach, Architekten und Maurer und Zimmerer arbeiteten Tag und Nacht: wohl baute man es auf der Unterlage des Volkes, aber mit seinen Grundpfeilern nicht tief in's Volk hinein. Nur ein Beispiel, wie man zu Werke

ging. In Italien stehen Landes- und Volkstheile sich fremdartiger gegenüber, als in Deutschland Pommern und Schwaben, in Frankreich Provence und Bretagne: kein besseres Mittel, als durch Eisenbahnen sie an einander zu nieten und zu verketten. Man baute also politische und strategische Bahnen, eilig wurde gebaut, deshalb theuer und häufig schlecht, und als die Bahnen fertig waren, fing man erst an zu untersuchen, ob sie auch wirthschaftlich seien und die Anlage- und Betriebskosten nicht halb in's Wasser geworfen?

In die Volksmasse mehr Bildung, Aufschwung und Unternehmungsgeist hinein zu bringen, diese Aufgabe klopft dringlich an alle Ämter der Regierung. Jedes Staatswesen, das Dauer und Bestand haben soll, muss auf festen untern Volksschichten beruhen, denen ihr Besitz und Gewerbe ebenso unzerstörbar, wie ihre Religion und Sitte. In Italien ist diese Unterlage noch gar zu weich. Im gemeinen Volke lebt hier keine rechte Schaffenslust. Seit vielen Jahrhunderten erniedrigt und unter die edle Menschennatur herabgewürdigt, ist es abgestumpft, duldet und seufzt, und sieht sich nicht danach um, wie es sich aufraffe aus seinem Schmutz und Elende. Höchstens dass Einer, wenn er ein paar hundert Francs ergattert hat, daran denkt, ein kleines Handels- oder Fuhrwerks-Geschäft anzufangen. Diesem Mangel an Triebkraft und Thatlust im Volke ist es zuzuschreiben, wenn das Land bei seinen reichen Kräften, bei seiner schönen Natur, bei seiner herrlichen geographischen Lage noch so wenig zu leisten im Stande ist. Für die Weltliteratur erzeugt Italien nur Geringes; und wenn ringsumher Länder am Mittelmeer, das natürliche und historische Gebiet seiner Herrschaft und Kolonieen, vertheilt werden, muss es ruhig zusehen.

Der letzte Grund von alledem ist einzig darin zu suchen, dass die Last der Unwissenheit, die auf dem italienischen, von Haus aus mit so viel Mutterwitz begabten Volke liegt, noch gar zu schwer ist. Haben doch die gebildeteren Klassen

in Italien erst jüngst begonnen, mit ihres eigenen Landes früherer Geschichte, sowie mit englischer und deutscher Literatur sich bekannt zu machen: die unteren Klassen haben noch Alles nachzuholen. Selbst im obern Italien hält sich die Anzahl derer, die nicht lesen und nicht schreiben können, auf 15 bis 20 Prozent; im früher österreichischen Italien sind ihrer, Venedig ausgenommen, am wenigsten. In Mittel-Italien, selbst in Toscana, steigt die Zahl auf 30 bis 35 von hundert, in Rom über 40, und in Neapel und Palermo ist weit über die Hälfte der Bevölkerung keines Buchstabens kundig. Und wie steht es erst mit andern Kenntnissen!

Im Mittelalter ging allgemein, in Italien noch bis in die neueste Zeit Unterricht und Erziehung der untern Volksklassen von der Kirche aus. Das ist in unserer Zeit zur Unmöglichkeit geworden. Ein grosser Kreis des Wissens und Könnens hat sich ausgebreitet, dessen man zum täglichen Leben bedarf, und die Kirche weiss nichts von ihm. Die Menge der literarischen, wirthschaftlichen, politischen Kenntnisse und Fertigkeiten, deren auch das Volk nicht mehr entrathen, denen aber die gesammte Geistlichkeit nicht mehr gerecht werden kann, ist so angewachsen, dass nothwendiger Weise der Volksschullehrer fort und fort an Bedeutung wachsen muss, bis er zuletzt in jeder grossen und kleinen Ortschaft dem Pfarrer an Gehalt und Ansehen gleichsteht. Erst dann wird von einer gründlichen Ausgleichung, von wahrhaftem Frieden zwischen Staat und Kirche die Rede sein können. In Deutschland nähert man sich langsam diesem Ziel: in Italien ist nicht eher daran zu denken, als bis in den Staatskassen statt Ebbe erfreuliche Fülle herrscht. Begeisterte Freunde der Volksschule gibt es zwar aller Orten, allein sie sind noch zu machtlos.

Die Städte zeigen sich in auffallender Weise zehnmal eher geneigt, für Mittelschulen zu sorgen, als für den Elementarunterricht. Gymnasien, Realschulen, Lyceen finden bei den Municipien beredte Fürsprecher und offene Hand.

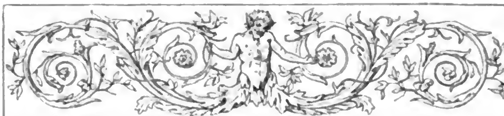
Es zeigt sich auch darin die eingewurzelte Gewohnheit, für alles, was zum Kreise der Signori gehört, aus dem öffentlichen Säckel so viel wie möglich zu leisten, für das gemeine Volk so wenig wie möglich. Fast sollte man glauben, man könne sich von der unglückseligen Vorstellung des Alterthums nicht losreissen, arbeitendes Volk sei Sklavenvolk und müsse sich zufrieden geben, wenn es nur das Dürftigste zum Leben bekomme. Wenn aber die Gemeinden ihre Gymnasien und Realschulen selbst unterhalten, so wollen sie auch Herren darüber sein, und die Regierung hat beständig zu kämpfen, um nur die nothwendigsten Reformen durchzusetzen.

Auch die meisten Universitäten stecken noch tief in provinziellen Banden. Rom verspricht eine herrliche Glanzstätte zu werden, an welcher die Gesammtheit der Wissenschaften in geistiger Freiheit vertreten ist. Hier — auf der Stätte der Inquisition und des Index — bildet sich jetzt ein grosser Mittelpunkt, von welchem die Lichtstrahlen nach allen Seiten hin ausgehen. Unleidlich würden sie auf die Väter der Gesellschaft Jesu getroffen sein, hätten sich deren Häupter nicht vorsichtig auf ihren schönen Landsitz bei Florenz zurückgezogen. Nach Rom ist Turin am meisten einer grossen deutschen Universität ähnlich. Pisa, schon früher die Blume unter den italienischen Universitäten, Pavia und Padua, erfreuen sich trefflicher Anstalten und Lehrkräfte. Bologna, Neapel, Palermo kommen in dritter Reihe. Die gute Hälfte aber unter den 21 Universitäten hat einen so beschränkten Gesichtskreis, dass dort alle Welt verwundert den Fremdling anschauet, der voraussetzt, hier sei eine Stätte, wo die Wissenschaften angebaut und nicht blos Anwälte und Ärzte abgerichtet würden. Die Professoren wie die Studenten sind auf diesen kleinen Universitäten aus Stadt und Umgegend, und wagt sich ein fremder Lehrer unter ihnen niederzulassen, so fahren sie darüber her wie ein Schwarm von Hornissen. Da nun Stadt und Umgegend gar häufig nicht die Männer liefern, welche den gesetzlichen

Konkurs bestehen können, so gibt es bei Erledigung eines Lehrstuhls jedesmal ein Sturmlaufen, damit die Berufung eines Fremden verhütet werde. Da lautet nun ein unglücklicher Paragraph des Gesetzes: der Minister könne »auch ausser dem Konkurs, Gelehrte zu Professoren ernennen, die durch Schriften, Entdeckungen oder Lehrthätigkeit im wohlverdienten Ruf ausgezeichneter Tüchtigkeit stehen.« Also eigentlich sollen nur berühmte Männer konkursfrei sein, man dreht und wendet aber gerade diesen Paragraph, um den kleinen Ortsberühmtheiten einen Freipass zu verschaffen. Die Regierung möchte nur die acht genannten Universitäten als solche bestehen lassen und die kleinen zu Lyceen herabdrücken, kämpft aber noch immer hoffnungslos mit dem zähen, erbitterten Widerstand des Partikularismus.

So kann alles Bemühen, das Volk geistig zu heben, nur auf kleinen und langsamen Erfolg rechnen, und das ist schlimm in unseren Zeiten. Denn Italien ist nicht ein grosses, ackerbauendes Gebiet wie Russland, dessen Bewohner, abgeschlossen von andern Völkern, in ihrer alten Gewohnheit und Arbeit ruhig fortdauern können, sondern Italien ist mitten in die Mitbewerbung der Nachbarvölker gestellt und muss mitkämpfen um Ehre, Macht und Gewinn. Es ist altes Kulturland, in welchem sich Wissen sofort in Können und dieses in Erwerb umsetzen soll. Stillstand in dieser Thätigkeit bedeutet stets nationalen Verlust. Das aber ist der Fall, wenn die Kulturströmung blos durch die obern Volksschichten geht und die untern unberührt lässt.





VII. Italienische Fortschritte und Hoffnungen.

Wir sahen im vorigen Abschnitt, wie tiefe Leiden, wie schwere heimliche Gefahren Italien noch bedrücken. So unzweifelhaft das Alles, so unleugbar ist doch auch der schöne moralische Gewinn, welchen der grösste Theil des italienischen Volkes in den letzten Jahren gemacht hat, nämlich die bedeutende Zunahme an innerer Tüchtigkeit, Zunahme an Volksbildung, Willensernst, Arbeitsamkeit, Ordnung und gutem bürgerlichen Sinn überhaupt. Am stärksten ist das wahrzunehmen in ganz Mittel-Italien, das jedoch noch genug mit sich zu thun hat. Im Norden, wo die österreichische und piemontesische Regierung eine geordnete und gerechte Verwaltung heimisch machten, hat sich ein Überschuss an sittlichen Kräften gebildet, welcher vorzugsweise dem Süden, der viel ärmer daran, zu gut kommt. Im südlichen Italien, wo der Eigenwille herrischer, die Richtung auf das allgemeine Wohl schwächer auftritt, haben die Söhne aus den besseren Familien mit ihrer alten Gewohnheit noch immer nicht gebrochen. Sie sammeln nicht und sie pflanzen nicht, und sind doch stattlich gekleidet und verbringen den ganzen Tag im Kaffeehaus oder in müssiger, wenn auch geschwätziger Gesellschaft. Verhältnissmäßig wenige wen-

den sich dem Offiziersstande oder den Universitätsstudien zu, am wenigsten in den festländischen Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel, mehr in Sizilien, noch mehr in Mittel-Italien, am meisten im Norden. Jedoch ist auch im Süden fast allerorten leicht wahrzunehmen, dass die bürgerliche Thätigkeit lebhafter geworden. Nicht blos fleissiger, auch verständiger fängt einer nach dem andern zu wirthschaften an. Die Fortschritte könnten vielleicht schon jetzt viel grösser sein, immerhin bleiben sie werthvoll gegenüber der stillen Versumpfung des moralischen Willens, die früher so sehr das allgemeine Loos gewesen, dass nur einzelne mächtigere Geister sich davon frei machten. Diese wenigen Männer haben in trüben Zeiten vorgearbeitet, jetzt folgt ihnen langsam das ganze Volk nach.

Den grössten Antheil an dieser günstigen Wendung hat das Freiheits- und Vaterlandsgefühl; denn unter den früheren Regierungen lebte der grösste Theil des Volkes gedankenlos und von kleinen Begierden und gemeinen Sorgen geplagt in den Tag hinein, ein anderer Theil fühlte sich unglücklich, nur ein kleiner behaglich. Der mächtige Schaffenstrieb aber, der bewusst und unbewusst unser Jahrhundert beflügelt, drang auch in die entlegensten italienischen Ortschaften und half wesentlich die andere grosse Ursache des Besserwerdens fördern, nämlich die Volksbildung. Diese hat in Italien jetzt drei Heerde: Schule, Armee, Presse.

Für die Volksschule hat die jetzige Regierung wahrhaft Ausserordentliches geleistet, und zahllos haben die besten Männer mitgearbeitet, damit das Werk gedeihe. Vergleicht man, wie elend es um das Schulwesen auf dem Lande und in kleinen Städten bestellt war und wie viel eingewurzelte Hindernisse besiegt werden mussten, so darf man dem neuen Italien lebhaft zu dem schon jetzt Erreichten Glück wünschen und kann ihm zuversichtlich grössere Fortschritte in Aussicht stellen. Schwerlich wäre — Deutschland, Österreich, Skandinavien und Nordamerika ausgenommen — in irgend

einem anderen Lande in so kurzer Zeit eine solche Menge von Volksschulen hervorgerufen. Das italienische Volk fängt wieder an zu lernen, hier und da bereits mit wahrer Lust, es wird mit der Anwendung des Gelernten nicht auf sich warten lassen. Keine Frage, im Vergleich zu dem blühenden Schulwesen der vorgenannten Länder steht Italien noch weit, sehr weit zurück; allein das Besserwerden ist nicht mehr zweifelhaft, sondern unausbleiblich.

Man ging bei der Einrichtung des neuen Volksschulwesens von den beiden heilsamen Grundsätzen aus, dass der Unterricht durch Laien ertheilt werde, und dass Niemandem freistehe, seine Kinder der Schule zu entziehen, wenn er nicht ihren vollen Ersatz durch häuslichen Unterricht nachweise. Freilich, viele vornehme und reiche Leute können sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, dass ihre Kinder mit denen der Armen und Geringen auf derselben Schulbank sitzen sollen. Sie ziehen theuren und oft recht schlechten Hausunterricht vor, den irgend ein Kandidat oder Mitglied des geistlichen Standes ertheilt. Arme Leute aber wenden gern ihr Scherflein daran, dass ihre Kinder in sauberer Kleidung zur Schule gehen. Kein schlechtes Zeichen war es auch, dass sich sogleich, als die Regierung das Schulwesen in die Hand nahm, in solcher Menge und mit so viel Eifer junge Mädchen einstellten, die sich dem öffentlichen Lehrberuf widmeten. Schade nur, dass man für sie alle nicht so rasch besoldete Stellen schaffen konnte, — das verbot und verbietet ein in Italien überall fühlbarer Mangel, nämlich an Geld in den Staatskassen.

Die Regierung hat auch das Heer zu einer grossen nationalen Erziehungsanstalt gemacht. Die Kaserne ist zugleich Volksschule, jeden Tag werden regelmässig darin die Lehrstunden gehalten, und der Soldat, der nicht wenigstens lesen und schreiben lernt, hat zu besorgen, dass man ihn längere Zeit bei der Fahne festhält, als die gewöhnliche Dienstzeit dauert. Diese Strafe macht auf den gemeinen Mann stärkeren Eindruck, als auf die besseren Klassen die

Belohnung, welche an den erfolgreichen Besuch einer Mittelschule die Fähigkeit knüpft, Abgeordneter zu werden. Eitelkeit und Ehrliebe wirken zusammen mit der Gabe rascher Auffassungskraft, welche dem Italiener angeboren.

Einen anderen Hebel der Volksbildung sieht man zwar in den Städten in hastiger Thätigkeit, allein noch selten unter dem Landvolk eingreifen. Vor etwa fünfzig Jahren gab es in ganz Italien noch keine zweihundert Zeitungen, vor zwanzig Jahren 450, sechs Jahre später 723, und jetzt nahezu anderthalbtausend. Und merkwürdig genug, wo viele Zeitungen gelesen werden, gibt es viele Sparkassenbüchlein, — je weniger eine Provinz Zeitungen hat, um so weniger wissen die Leute von den öffentlichen Sparkassen. Die italienischen Zeitungen sind aber, was Stil und edle Wärme betrifft, schöner geschrieben als irgend andere. An bitterem Witz lassen sie es auch nicht fehlen, noch weniger an rednerischem Schmuck, an leidenschaftlichen Deklamationen, wo einfache logische Darlegung der Thatsachen und ihrer Folgen besser am Platze wäre. An Fülle und Gründlichkeit des Wissens, wie sie für eine gute Presse doch einmal unerlässlich, merkt man wenigstens eine langsame Zunahme, die freilich noch viel zu wünschen übrig lässt. Nun werden diese Blätter auch in den gebildeteren Kreisen fleissig gekauft und gelesen; allein der gemeine Mann hat noch kein Bedürfniss nach Zeitungen. Es fehlt daher die ausserordentliche Menge kleiner billiger Blätter, wie man sie bei uns gewohnt ist. So häufig man versuchte sie zu gründen, ebenso rasch gingen sie wieder ein.

So besteht also noch immer der weite Abstand zwischen der Herrenwelt und der grossen Masse, den Signori und dem gemeinen Volk, ein Abstand, der überhaupt bei den Romanen viel grösser ist als bei uns, und nur bei den Russen noch tiefer und dunkler.

Die Signori aber, das muss man ihnen zugestehen, lernen jetzt viel mehr und viel eifriger als früher. Mittelschulen sind reichlich vorhanden, jede kleine Stadt besitzt eine alte

Stiftung der Art oder sucht eine neue auszustatten. Der Hochschulen ist eine zu grosse Zahl, als dass nur eine einzige eine wahre Universität der Wissenschaften sein und in allen Fächern schaffende Kräfte besitzen könnte. Indessen ist gerade für Italien und seine vielen provinziellen Eigenthümlichkeiten die Frage noch offen, ob viele kleine Lichter nicht besser leuchten, als ein paar grosse, weithin schimmernde.

Die Hochschulen ergänzen sich nicht wie bei uns durch ihre eigenen Vorschläge, sondern es besteht ein oberster Schulrath von 21 Mitgliedern, die meist Universitäts-Professoren sind. Wird nun irgendwo ein Katheder erledigt, so ernennt dieser Schulrath eine besondere Kommission von Fachmännern, welche Vorschläge zu machen hat, wie die erledigte Stelle neu zu besetzen. Erst wenn es auf diesem Wege nicht geht, wird eine offene Bewerbung um die betreffende Professur eröffnet. Für die Gegenwart hat diese Einrichtung offenbar viel Zweckmässiges.

Ein anderer Unterschied von unseren Universitäten besteht darin, dass viel seltener als bei uns, die jungen Leute blos ihre Fachwissenschaft sich zum Ziele nehmen. Ein allgemeines Wissen, besonders Volkswirthschaft, Naturkunde und Geschichte, erscheint fast allen Studenten wünschenswerth, sie wollen so zu sagen eine Herrenbildung, die zu Ämtern in Staat und Gemeinde und zu Erörterungen in der Presse und Gesellschaft befähigt. Ausserdem drängt sich Alles zur Advokatur, also zu den juristischen und verwandten Studien. Nach diesen sind vorzugsweise beliebt Medizin und Mathematik. Dagegen wird die eigentliche Alterthumswissenschaft gemieden, letzteres namentlich in Unter-Italien. In Palermo zählte die philologisch-historische Facultät in einem der letzten Jahre einmal nur fünf Studenten. Die Folge ist, dass in Sizilien und Unter-Italien die Gymnasiallehrer fehlen und dass man sie aus Nord- und Mittel-Italien berufen muss. Diese »Fremden« bringen dann gewöhnlich ein Pflichtgefühl mit sich, welches den

Söhnen der neapolitanischen und sizilischen Signori gar nicht eingehen will, und sie machen deshalb unangenehme Erfahrungen.

Die Zunahme der Volksbildung im Allgemeinen, sowie überhaupt die Steigerung des Nationalgefühls in der Masse, des Selbst- und Ehrgefühls in den Einzelnen gibt sich kund in der besseren Kleidung, auch der niederen Klassen, und in der grösseren Reinlichkeit der Strassen. Selbst im Innern des Hauses ist mehr Sauberkeit wahrzunehmen, ja sogar hie und da bereits etwas Liebe für gefälligen Schmuck und feineres Behagen, was die Einrichtung der Wohn- und Schlafzimmer betrifft. Um noch den alten homerischen Hüttenschmutz zu sehen, muss man sich schon ein paar Stunden von den Städten in's Land entfernen, und ächte Lazzaroni schlendern nur noch hier und da an der Südküste Siziliens umher. Auch die Menge und Zudringlichkeit der Bettler und Dirnen, die früher in den grösseren Städten höchst widerwärtig auftrat, hat sich bedeutend gemindert.

Ein Zeichen, wie redliche Arbeit und Sittlichung im Volke zugenommen haben, liegt ganz besonders darin, dass die Camorra, Mafia, die Grassatori und andere geheime Banden von minder berüchtigten Namen, deren Mitglieder sich ebenfalls auf Erpressung, Raub und Mord eingerichtet hatten, ganz von selbst an Stärke und Furchtbarkeit einbüßten. Allerdings hat die Polizei einen Rädelsführer nach dem andern in der Stille im Nacken gefasst und verschwinden lassen, und die Kugeln der Carabinieri haben noch viel mehr Lücken in den Bestand der Raubgesellschaften gerissen, als die gerichtlichen Urtheile. Man erzählt davon nur in vertrauten Kreisen. Allein die Lücken pflegten sich früher alsbald auszufüllen, und der eiserne Zusammenhalt der Bande wollte sich nicht zerstören lassen, der allgemeine Schrecken nicht weichen. Das ist jetzt bedeutend anders geworden. Die Camorra und Mafia bestehen zwar noch immer, nach unzweifelhaften Anzeichen aber sind ihre Mitglieder nicht mehr zahlreich, ihre heimlichen

Gönner nicht mehr einflussreich. Der öffentliche Unwille und die Verachtung gegen das frevelhafte Auftreten wurden nach und nach sowohl im Volke, als in der höheren Gesellschaft so mächtig, dass der unheimliche Bann gebrochen ist. Man will sogar behaupten, dass die Camorra jetzt vielen Unglücklichen Hülfe leiste.

Italien lernt erst in unseren Tagen einsehen, wie viele gute und edle Kräfte in ihm stecken, und von dem altgewohnten dumpfen stumpfen Dahinleben ist selbst in entlegenen Winkeln keine Rede mehr. Das ist, und zwar nicht zum geringen Theile, der Eröffnung des Landes zu danken, welche die Regierung sich vorzüglich angelegen sein liess. Wo ehemals schon vor den Thoren der Städte die beschwerlichen Maulthierwege und Steige begannen, da ziehen jetzt gute fahrbare Strassen her. Wo es dem Reisenden früher wohl begegnen konnte, dass er vor einer unscheinbaren Bachrinne tagelang liegen blieb, weil die Regengüsse plötzlich das Flüsschen zum wüthenden Strome anschwellten, da erfreut man sich jetzt fester Brücken. Eisenbahnen und Dampfschiffe setzen entfernte Landestheile, deren Bewohner früher nichts von einander wissen wollten, in unaufhörliche und lebhafte Verbindung, und der starre beschränkte Provinzialismus ist bei den höher Gebildeten dem italienischen Nationalbewusstsein mehr oder weniger gewichen, und wenn er dem gemeinen Mann noch in den Nacken stösst, so kann es doch nicht ausbleiben, dass auch bei diesem endlich eine freundlichere und freiere Gesinnung gegen seine näheren oder entfernteren Landesgenossen eintritt.

Italien ist nicht nur das Land der müßig gehenden Signori, sondern auch der zahlreichsten Adelstitel; jede alte Familie hat ihrer ein halbes Dutzend in Vorrath für jüngere Söhne. Die ausserordentliche Menge der betitelten Familien nicht blos, sondern auch die Unkenntniss und Gleichgültigkeit, in welcher sich der Adel der einen Landschaft in Bezug auf die Standesgenossen in einer andern verhielt, hätten ehemals die Herausgabe eines italienischen Adelsbuches der

Gegenwart als ein sehr thörichtes Unternehmen erscheinen lassen: seit drei Jahren aber erscheint bereits im stillen Pisa, wo man zu dergleichen Forschungen Zeit genug hat, ein Jahrbuch des italienischen Adels, ein offenbares Zeichen, dass die vornehmen Familien, die durch die verschiedenen Provinzen des geeinigten Italiens zerstreut sind, anfangen, sich um einander zu bekümmern. Zur selben Zeit freilich geht am Canal Grande in Venedig ein historischer Palast nach dem andern kaufweise in die Hände von Juden über, und sitzen und harren in anderen Städten überall Erben altberühmter Namen, die nur mit äusserster, vielleicht letzter Anstrengung das Einstürzen ihres Hauses verhindern.

Die Eisenbahnen und das Strassennetz, das sich daran schliesst und weiter und weiter das Innere überzieht, haben es zuwege gebracht, dass die Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse in ganz Italien sich bedeutend gesteigert hat. Sizilien z. B., das früher gleichsam wie ein halbtodtes und abgetrenntes Glied am Leibe Italiens hing, bringt jetzt so viel Getreide, Baumfrüchte, Wein und Schwefel auf den Weltmarkt, dass darin seine Ausfuhr allein beinahe den vierten Theil dessen beträgt, was ganz Italien ausführt. Wenn früher in entlegenen Thälern oder auf den Hochbreiten im Gebirge Misswachs eintrat, so folgte für die Bewohner regelmässig ein Hungerjahr mit all' seinen Schrecken. Fahrbare Strassen gab es ja nicht, und was sich an Getreide auf Maulthierrücken hinschaffen liess, konnte nur spärlich sein und kam theuer zu stehen. Man musste die Hungers Sterbenden ruhig ihrem Jammerschicksal überlassen. Dergleichen ist jetzt nicht mehr möglich.

Unser Jahrhundert ist ein häuser- und städtebauendes, wie seit dem fünfzehnten und dreizehnten keines dagewesen. Auch Italien konnte sich dieser rührigen Bauthätigkeit nicht entziehen. Sie ist aller Orten sichtbar und greift um sich, zwar nicht mit der Raschheit und in der Ausdehnung, wie man es in Deutschland, Österreich, den Niederlanden und

England gewohnt ist, jedoch viel schaffenslustiger, als irgendwo in Spanien und, die Städte ausgenommen, selbst in Frankreich. Was an Bauten in diesem einzigen Jahrzehnt in der Hauptstadt entstanden, ist ohne Beispiel. In Rom hat sich in kürzester Zeit ein dritter, der moderne Stadttheil, neben dem mittelalterlichen und päpstlichen erhoben, fast eben so stattlich und ausgedehnt, wenn auch geringer an künstlerischer Schönheit. Aber auch in Florenz, Turin, Neapel, Catania, selbst in Genua sind neue prächtige Strassen entstanden, und der Fremdenstrom ruft geräumige Gasthöfe in Ortschaften hervor, wo noch vor wenigen Jahren der fahrende Künstler und Gelehrte sein Obdach in Rauch- und Schmutzlöchern suchen musste. Für Herstellung von Denkmälern aber und öffentlichen Gärten ist in Italien mehr geschehen, als im gleichen Zeitraume in irgend einem anderen Lande. Freilich geschah es sehr häufig mit wahrer Verschwendung der Geldsummen, die man besser für nützlichere Bauten und Anstalten ausgegeben hätte. Die Signori, welche in den italienischen Städten allein das Ruder führen, können ja mit den Steuern des armen Volkes nach Herzenslust schalten, um ihrem Schönheitsbedürfnisse zu genügen.

Tritt man in einen Laden ein, in welchem Manufaktur für den täglichen Gebrauch verkauft wird, so legen die Leute dem Fremden Waare vor, die von aussen eingeführt ist und noch immer das Vorurtheil für sich hat; sie legen daneben aber gern andere Waare, bei welcher sie mit einem gewissen Selbstgefühl sagen: »Dies ist im Lande gemacht«. Solche einheimische Industrie hat in der letzten Zeit sich zusehends vermehrt und versucht sich mit jedem Jahre in neuen Zweigen und Arten. Es ist das um so erfreulicher, aber auch um so nöthiger, als ein gewinnreicher Erwerb, von welchem Italien früher ein grosses Gebiet für sich allein in Beschlag nahm, nämlich das Kunstgewerbe, ihm heutzutage durch französische und deutsche Leistungen mehr und mehr verkümmert wird.

Italien stellte im Jahre 1881 der Welt vor Augen, was es in Kunst und Industrie vermöge. Es wurde in Mailand eine weitgedehnte, bunte und mannigfaltige Ausstellung geschaffen, und die Italiener hatten ihre unendliche Freude daran. Wer aber zur selben Zeit von Düsseldorf nach Mailand kam, dem fiel doch unwillkürlich ein grosser Abstich in's Auge. Dort am Niederrhein waren es blos die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen, aus welchen sich die Ausstellung zusammensetzte: hier in Mailand hatte ganz Italien sein Bestes vorgeführt. Aber welcher Reichthum in Düsseldorf an ächten Kunstwerken, welche Pracht und Stärke auch in der Industrie, vor Allem in jeglicher Art der Webe- und Eisen-Industrie und in allen den Gewerben, bei denen die Kunst das Handwerk schmücken muss! Hier in Mailand dagegen endlose Reihen von rechten Sudelwerken, mit welchen Maler und Bildhauer sich nicht gescheut hatten an die Öffentlichkeit zu treten. Keine Frage, es gab auch viel Schönes darunter, ganz besonders jene hübschen Genrebildchen in Marmor, in deren technischer Ausführung die Italiener bekanntlich höchst Ausgezeichnetes leisten. Die Franzosen haben freilich auf der Ausstellung zu Paris gar viele Stücke dieser italienischen Plastik, statt in den Kunst-, in den Industriesaal gestellt. Allein immerhin brachten doch die Mailänder Ausstellung und die jüngste in Nizza die eine grosse und erfreuliche Thatsache zur allgemeinen Kunde, dass Italien jetzt beinahe Alles selbst erzeugen kann, was man zur Einrichtung der Häuser, Städte und Fabriken, sowie für die Bedürfnisse des Staates und der Landwirthschaft braucht. Man sah da nicht blos die reizendsten Geräthe und Schmucksachen in Mosaik, Filigran, Elfenbein und Schildpatt, Marmor und Alabaster, prächtige Gefässe in bemaltem Porzellan und Majolika und farbigem Glas, sondern auch Schiffsmodelle, Dreschmaschinen und Lokomotive, vortreffliche Leistungen in Landkarten, Druckerei und Buchdruckerkunst, Tischler-, Wagner- und Schlosserarbeit.

Niemand konnte sich bei dem Überblick der ausgestellten Waaren und Erzeugnisse verhehlen, dass Italien auch in der Industrie auf gutem Wege sei, trotz seines einheimischen Mangels an Kohlen und Eisen. Wir haben ja auch in Deutschland grosse blühende Fabriken, die ihre Baumwolle aus Amerika und Ostindien beziehen und gleichwohl es in Baumwollgeweben mit den Engländern aufnehmen. Italien aber besitzt einen Werth, der noch weithin ausgebeutet werden kann, das ist billige und doch gute Arbeit. Der gemeine Mann in Italien arbeitet gern, verständig und unverdrossen, sein Land gibt ihm nur zu wenig Arbeitsverdienst. Was Italiens Industrie fehlt, das sind die Kapitalien. Die Unternehmer haben sie nicht, und die Wohlhabenden geben sie nicht her für gewerbliche Anlagen. Darin hauptsächlich liegt der Grund, weshalb in Bankgeschäften und Aktien-Gesellschaften, im Grosshandel und in der Industrie bei den Italienern so viele Franzosen, Deutsche und Engländer thätig sind.

Im Welthandel nimmt Italien zur Zeit noch eine niedrige und zugleich eigenthümliche Stellung ein. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in französischen, englischen und deutschen Fabrikaten, die Ausfuhr, ausser Mineralien, fast nur in Erzeugnissen der Land- und Gartenwirthschaft. Der Preis für die ausgeführten Hühnereier allein beträgt so viel als für die Schwefelausfuhr; Wein, Seide, Öl, Orangen und Citronen müssen die Hauptsache bringen; daneben Seidenstoffe, Mosaik, Korallen und andere Schmucksachen; ausserdem Salami und eingemachte Früchte. Trotz seiner Volkszahl aber und trotz seines einträglichen Bodens steht Italien mit seiner Ein- und Ausfuhr noch unter Belgien und Holland, die freilich die deutsche Durchfuhr hinzunehmen, nämlich alle Waare, die von Deutschland kommt oder dorthin geht. Nach den wohlberechneten Tabellen, die v. Neumann-Spallart für das Jahr 1878 aufstellte, betrug der Gesammthandel:

	Millionen Gulden	davon Einfuhr österreichischer	und Ausfuhr Währung
für England	6142,5	3687,7	2454,8
» Deutschland . . .	3291,7	1861,3	1430,4
» Frankreich . . .	2942,4	1670,5	1271,9
» Russland	1366,8	516,8	850,0
» Österreich-Ungarn .	1206,8	552,1	654,7
» Holland	1167,6	688,3	479,3
» Belgien	1034,0	589,1	444,9
» Italien	844,6	428,3	416,3
» Türkei	413,5	215,0	198,5
» Spanien	392,6	206,3	186,3

Jedoch schon in den letzten drei Jahren hat sich der Handel gehoben, besonders auch die Einfuhr. Das Letztere lässt auf Zweierlei schliessen, einestheils, dass in Italien das Gewerbe mehr Rohstoffe aus dem Auslande braucht, also im Wachsen ist, anderntheils, dass jetzt der Vermögende mehr für Luxusausgaben übrig hat. —

Wollte man nun in einem allgemeinen Satze Fortschritte und Zustände der jüngsten Gegenwart Italiens umgreifen, so möchte vielleicht Folgendes richtig sein. Fortschritt herrscht auf allen Gebieten, auf einigen reissend schnell, auf anderen sehr langsam; — Rückschritt dagegen zeigt sich nirgends, es sei denn in den theologischen Studien, die mit jedem Jahre unbeliebter, ja verhasster werden.

Bei solchen Lichtpunkten, die weniger ihrer Stärke wegen, als durch ihre Menge und der kurzen Frist wegen, in welcher sie erschienen sind, ihre Bedeutung haben, fehlt es selbstverständlich nicht an dunklen Schattenseiten, als da sind: die dicken Wolken von Aberglauben, welche verdüsternd über dem Landvolke hängen; die grosse Unwissenheit bei den niederen Klassen überhaupt; die eben so lächerliche als unheilvolle Verachtung der Arbeit bei den höheren; der störrische Eigenwille und nachbarliche Hass bei Männern und Gemeinden; dazu ein National-

dünkel, der häufig, ohne dass man in Italien es merkt, nicht blos bei Franzosen und Engländern Lächeln erregt und ein böser Feind des Fortschrittes ist.

Es sind dies Erbfehler, deshalb schwer abzulegen: die neue Zeit gesellte noch einige Untugenden hinzu. Manche Parteiführer und ihr Gefolge kämpfen mit einander nur anscheinend um Prinzipienfragen, in der Wirklichkeit um Ämter und Geldquellen, und lassen dabei Ränke spielen, über deren tiefe Tücke und Fertigkeit man sich bei uns zu Lande entsetzen würde. Der religiöse Sinn im Volke nimmt zusehends ab, und zwar in mehreren Städten und Landschaften im erschreckenden Maße. Hand in Hand damit geht die Zunahme der Verbrechen und die Ausbreitung der rohesten sozialistischen Ideen. Doch das sind Übelstände, die ja heutzutage allerorts sich einstellen, und für welche das Heilmittel noch nicht gefunden oder vielmehr noch nicht allseitig ergriffen ist.

Rechtspflege und Verwaltung sind allerorten besser geworden, natürlich Ober-Italien und Toscana ausgenommen, wo sie auch früher schon sich durften sehen lassen. Allein, wie es scheint, fehlt doch noch manches, bis die Verwaltung streng geordnet, unparteiisch und ohne Stillstände arbeitet, und bis der Arm der öffentlichen Gerechtigkeit unbeugsam und unaufhaltsam durchgreift. Man hört Geschichtchen von Beamten erzählen, namentlich in Unter-Italien, die so russisch düfteln, als kämen sie frisch von der Wolga oder Kama. Doch um hier auf den Grund zu kommen, müsste man längere Zeit im Lande sein und still beobachten können. Beispielsweise nur ein Pröbchen, welches der zu Rom erscheinende »Corriere del Mattino« vom 16. Juli vor zwei Jahren mittheilte. In Sansosti, einem Badeorte der Provinz Cosenza, sass das Geschworenengericht, und es handelte sich um Verurtheilung eines Briganten, der 37 Todte mehr oder weniger auf seinem Gewissen hatte, wenn er eines besass. Der Advokat Corbellini hielt eine prachtvolle Vertheidigungsrede und schloss mit folgenden Worten: »Nein,

meine Herren Geschworenen, Ihr werdet nicht ein Schuldig aussprechen gegen diesen Unglücklichen, nicht unterschreiben sein Todesurtheil unter den herrlich strahlenden Augen der schönen Dame Eulalia, der Gattin unseres ausgezeichneten Präsidenten, welche dort von jener Tribüne auf Euch blickt in ihrer eleganten Toilette von Rosaseide, garnirt mit den kostbarsten Venezianer Spitzen. Ja, o meine schöne Dame, die Rosenfarbe Ihrer Toilette sagt zu diesem Unglücklichen: »Hoffe«, und zwischen diesen kostbaren Spitzen flattert der Genius der Gnade, welcher zu diesen erleuchteten Geschworenen sagt: »Sprecht diesen Unglücklichen frei!« — Der arme Staatsanwalt — was wollte er machen? Er wurde verwirrt, fürchtete die schöne Dame zu beleidigen und wusste kein Wort zu antworten. Der Präsident aber, dem das Lob der theuren Spitzentoilette seiner Frau gefallen musste, liess eine wunderbare Milde walten, als er die Schlussrede den Geschworenen hielt. Diese endlich konnten eben so wenig den strahlenden Augen und der Rosenfarbe der Frau Präsidentin widerstehen und sagten zu dem Erzschlingel: »Gehe hin und bessere Dich!«

Will man sich aber recht deutlich vorstellen, welchen gewaltigen Fortschritt Italien in kurzer Zeit gemacht hat, so erinnere man sich nur, was — Ober-Italien ausgenommen — vor zwanzig Jahren die italienische Heeresmacht bedeutete und was seitdem darin geschehen ist. Verhältnissmäßig geschah doch ungeheuer viel. Ein ansehnliches Heer ist aufgestellt, eine prächtige Panzerflotte gebaut, die Hauptstadt wurde befestigt, und eine Reihe von Gränzfestungen in besseren Stand gesetzt. Allein noch immer fehlt und hapert es an allen Ecken. Italien sollte ein kriegsbereites Heer von einer halben Million Soldaten besitzen, allein es vermag kaum 300,000 Mann aufzustellen. Und diesen fehlt es vielfach an guter Bewaffnung, an Geschützen, an Pferden. Zwanzigtausend Pferde mindestens müssten bereit stehen, jedoch nicht die Hälfte davon soll diensttauglich sein. Die Offiziere thun ihr Möglichstes; allein so lange man ihnen

nicht bessere Gehalte bieten kann, hofft man vergebens, dass sich in grösserer Menge Söhne aus vornehmen Familien zum Offizierstande entschliessen. Man sucht durch verspätete Einberufung und verfrühte Entlassung der Mannschaften zu sparen, schadet aber gerade dadurch der Kriegstüchtigkeit der Truppen ausserordentlich.

Überhaupt, fragt man hier und da nach den Ursachen öffentlicher Missstände, so kehrt die Antwort immer wieder: »Das Geld fehlt«. Mit stillem Ärger sehen die Italiener, wie die Fremden, besonders Franzosen, auf italienischem Boden die Gelegenheiten ausbeuten, wo Geld zu verdienen. Die italienischen Dampferlinien z. B. können gegen die französischen nicht recht aufkommen. »Wären wir nur nicht so arm!« seufzt man mit tiefstem Bedauern.

Und doch ist Italien vielleicht gar nicht so arm, es besässe Geld und Kredit genug, wenn beides nur zum Vorschein kommen und wirken wollte. Das Geld steckt in verborgenen Truhen. Als der Schwindel für die türkische Rente um sich griff, besonders unter der Geistlichkeit, war auf einmal Baargeld in Masse vorhanden, und von den Milliarden der italienischen Staatsschuld liegen die Schuldscheine nicht in ausländischen Kassen. Es ist eben noch eine alte Gewohnheit von ehemaligen schlimmen Zeiten her, Niemanden wissen zu lassen, wie reich man ist. Kann der Wohlhabende sein Geld nicht heimlich wuchern lassen, so verbirgt er es lieber, als dass er damit auf den öffentlichen Markt tritt; jedenfalls hält er gern noch mit einem Stück Baarvermögen zurück. Der kleine Hausbesitzer aber und selbst der Arme, wenn er einen Dukaten übrig hat, mag nichts lieber thun, als seiner Frau Goldschmuck anhängen, gleichsam als wolle er sich täglich spiegeln in ein bischen glänzendem Goldbehang. Italiens Kredit dagegen zeigte sich noch jüngst im Gelingen schwieriger Finanzoperationen. Die Kunst bestände nur darin, die zahllosen kleinen Geldquellen im Lande selbst flüssig zu machen und das vorhandene Kapital arbeiten zu lassen zum allgemeinen

Besten. Durch eine wohlbegründete Werthschätzung der Güter und Vermögen müsste man aber zu gerechterer Steuervertheilung gelangen, damit der hart Arbeitende, dessen täglicher Verdienst sich berechnen lässt, nicht ärger mitgenommen werde, als der Wohlhabende, der seine Schätze verschweigt. —

Bei solcher Lage der Dinge hat sich nun etwas ereignet, was die Italiener schmerzlich empfinden liess, wie weit sie noch entfernt von einer geachteten Grossmachtstellung, und wie nebelhaft die goldschimmernden Zukunftsbilder, in denen sich so gern ihre Phantasie ergeht.

Italiens Zukunft liegt auf dem Meere. Seine Handelsflotten sollten im Mittelmeer den ersten Rang einnehmen, seine Kolonieen sollten sich ringsum an orientalischen und afrikanischen Küsten verbreiten. Noch immer besitzt das meerumflossene Land eine Menge geschickter Matrosen, noch immer bringt es Volk genug hervor, das genöthigt ist, sich ausserhalb der Heimat eigenen Herd oder wenigstens Arbeit und Verdienst zu suchen. Da aber legt der Franzose breit seine Hand auf Nordafrika und erklärt den Italienern: »Ihr habt dort nichts zu suchen!« während die Engländer Ägypten nehmen, und auch die Österreicher Italien weit voraus sind in der Besetzung und Ausbeutung des orientalischen Handels. Die wirkliche Lage der Dinge wurde den Italienern mit einem Male entsetzlich klar, als die Franzosen sich plötzlich der Häfen, der Festungen und des besten Handels von Tunis und Tripolis bemächtigten.

Bei diesem Umsichgreifen Frankreichs erinnerten sich die Italiener, wie sehr ihr eigener Bestand von dort her bedroht sei. Frankreich hat ihnen Nizza und Savoyen entrissen und kann täglich in Ober-Italien einmarschiren. Es denkt nicht daran, Korsika den Italienern wieder zu geben, und diese Insel liegt in gefahrvoller Nähe zu ihren Hauptstädten. Wer aber Tunis besitzt, greift leicht nach Sizilien herüber, wie sich das jedesmal zeigte, als Karthager, Van-

dalen, Araber an der afrikanischen Küste mächtig wurden. Umgekehrt hatten die Italiener gerade die Gegenküste von Sizilien längst als den Punkt erkoren, wo ihre Herrschaft sich ansetzen und ausbreiten sollte.

Was sie dabei am tiefsten verwundete, das war die rücksichtslose Behandlung, welche sie in der Tunisfrage von Frankreich erfuhren. Es war Italien so leicht geworden, seine Einheit und freie Verfassung zu gründen. Kein Volk war so elend zerrissen und zerrüttet, und keines hatte sich so rasch aus uraltem Verderben emporgearbeitet. Das schöne Land schien der Liebling des Glückes zu sein, und seine Staatsmänner glaubten, ihr Volk habe sich allgemeine Achtung, wenn nicht Bewunderung verdient. Da aber wurden sie vom republikanischen Frankreich behandelt, als wären sie seine armen Schützlinge, die sich Alles müssten gefallen lassen, Schulknaben in der grossen Politik und waffenlos trotz ihrer kostbaren Panzerschiffe und kriegerischen Anstrengungen.

Aus diesen Gründen hat sich in der jüngsten Zeit ein Quell von Hass und Misstrauen zwischen Italien und Frankreich aufgethan. Denn auch die Franzosen sind von unfreundlichen Gefühlen gegen die Italiener erfüllt. Sie schätzen sie gar gering und mussten doch mit stillem Ärger wahrnehmen, wie sich Italien allmählich ganz in der Stille ihrer Vormundschaft und Ausbeutung entzog. Französische Unternehmer, die ihr Vermögen in italienische Aktien-Gesellschaften gesteckt hatten, sehen sich allmählich von Mitbewerbern aus dem Lande selbst verdrängt, an Manufaktur verlangt Italien immer weniger aus Frankreich, und Livorno und Genua fangen an, Marseille's Seehandel zu beeinträchtigen. Bei den Italienern aber ist das bittere Gefühl viel peinigender; denn sie sind die Schwächeren und sehen ihre Dankbarkeit mit Füssen getreten. In ihren Gesellschaften hört man die leidenschaftlichsten Urtheile. Reine Thorheit, heisst es, sei das Gerede von der Brüderschaft der romanischen Völker. Frankreich habe diese Verwandt-

schaft nie zu anderem gebraucht, als Italien, ebenso wie Spanien, zu unterdrücken und zu berauben. Italien könne fertig werden ohne französische Gelder und Heere, aber Frankreich nicht ohne das italienische Genie: Beweis Napoleon, Gambetta und die vielen Anderen auf hohen Posten in Frankreich. Öfter wurde Cäsars Wort wiederholt: die Gallier fingen ihre Unternehmungen an als tapfere Männer und endigten als Weiber. Ja, mit einem gewissen Wohlgefallen wurde daran erinnert, dass man am 30. März 1882 die sechste Säkularfeier der sizilianischen Vesper würdig gefeiert habe.

Natürlich folgte auf diese Empörung der Gemüther die Frage, ob denn wirklich eine Gemeinschaft der Interessen zwischen Frankreich und Italien bestehe? Und siehe da, die Gemeinschaft wollte bei näherer Untersuchung sich nirgends zeigen. Um so deutlicher nahm man jetzt wahr, wie viel mehr Vortheil Italien von einem Bündniss mit Österreich und Deutschland erblühe. Als ein schwerer Fehler wird beklagt, dass man 1870 Nizza nicht wieder erobert habe, und man sagt Denen, die ihre Sehnsucht nach Trient und Triest betonen, Nizza und Korsika seien besser, jedenfalls ein bissiger Hund in der Nähe schlimmer, als ein Wolf in der Ferne. Die Meisten möchten gern in ein festes Bündniss mit Deutschland und Österreich treten, um sich vor kommenden Gefahren zu schützen; jedoch Andere sind noch der Ansicht, es sei klüger, die Karten in der Hand zu behalten und die Entwickelung der Dinge abzuwarten.

So viel ist gewiss, seit dem Frühjahr 1881 denkt man in Italien, was die äussere Politik betrifft, zum erstenmal selbständig. Da zuerst hat sich eine Abwendung des Willens und der Interessen von Frankreich vollzogen, die als gewichtige Thatsache fortwirken wird. Ob aber die Italiener sich auch mit Geist und Seele von Frankreich loslösen, — das ist noch die Frage. Schon Vittorio Alfieri und Ghioberti schrieben flammende Worte über das Schleppe-

tragen, welches ihre Landsleute den Franzosen so bereitwillig leisteten. Allein noch immer erscheinen in Italien französische Zeitungen, die in Aller Händen sind; noch immer ist französische Literatur Allen, die lesen, unentbehrlich; nur höher Gebildete nehmen deutsche und englische Bücher zur Hand. So lange dieser Bann der inneren Abhängigkeit von Frankreich nicht gebrochen ist, wird der italienische Geist keinen höheren Aufschwung nehmen. Wo sind die Grössen, an denen Italien im 15. und 16. Jahrhundert so reich war? Zweifellos ist das Land gegenwärtig reich an Talenten jeder Art: wo aber blitzen Sterne ersten Ranges? Der Grund kann kein anderer sein, als die geistige Gebundenheit an Frankreich. —

Wir erkannten tiefe, heimliche Leiden, an welchen das neue Italien krankt, Feindschaft des klerikalgesinnten Volkstheils, Unbildung der unteren Klassen, ein ausserordentlicher Prozentsatz von nackter Armuth. Es fehlt dem politischen, wirthschaftlichen, sittlichen Körperbau des jungen Staatswesens noch eben so sehr an männlicher derber Kraft und Gesundheit, als Italiens Staatsmännern Schriftstellern und Gelehrten selten ein Zug liebenswürdiger weiblicher Schwäche abgeht. Doch die Gefahren drohen nicht unmittelbar herein, und — im ermuthigenden Hinblick auf die gewaltige vielverheissende Neuschöpfung — darf man sich der Hoffnung hingeben, dass die grosse Menge einsichtsvoller und opferfreudiger Patrioten in Italien bei den reichen Hülfsquellen des Landes und bei der grossen natürlichen Begabung des Volkes allmählich all den Hindernissen obsiege. Ist doch bereits ganz Ausserordentliches erzielt in der Abschwächung, ja Ausrottung eines andern tief eingewurzelten Übels, des feindlichen Gegensatzes der verschiedenen Landestheile. Italien war weit zerklüftet, seine Völker gleichgültig gegen oder hasssüchtig auf einander. Jetzt sind sie alle vereinigt durch eine Regierung, ein Parlament, ein Recht und Gesetz, aber auch durch innerliche Annäherung.

Wie gräulich sah es aus in Italien noch vor zwanzig Jahren! Der Verfasser dieser Skizze schrieb damals[1]:

Ist denn hier nicht ein ganzes Volk versenkt
So tief im Ideale und Verbrechen,
Dass eins lebendig sprosste aus dem andern?
O welche Gräuel, welches Jammerschicksal!
Raubkrieger bleich zum Tode hingeführt,
Und Raub und Ränke überall, soweit
Dort Richter rathen und die Krieger schalten, —
Auf offenem Markt der Jugend herzvoll Stürmen,
Und tief in stiller Kammer fast verzweifelnd
Die Edelsten, die Gut und Blut geopfert
Und Ehre selbst und Schweiss von tausend Tagen
Und Angst von tausend Nächten, — nun, wo ist,
Wo ist ihr freies stolzes Vaterland?
Ich hör' nur rothbehoste Fremde lachen,
Ich seh' nur Ränke spinnen, nirgends Treue,
Und Keiner, Keiner weiss, wie das soll enden.

Das war damals, als in Rom die französische Besatzung das Regiment führte, Garibaldi bei Aspromonte geschlagen war, ganz Italien aufgährte und Land und Volk in Wirrwarr und Erbitterung zu versinken drohte. Allein, so gewiss ich damals überzeugt war, dass Deutschland dem grossen Krieg mit Frankreich und dem Siege entgegen gehe, so unzweifelhaft erschien mir auch der endliche Sieg der nationalen Bewegung in Italien.

Besteigt das Volk der Stärke und der Milde
In neuer Macht den alten Herrschersitz,
Die schöne Schwester wird nicht draussen stehn.

Welch einen stattlich herzerfreuenden Anblick bietet gegen damals das heutige Italien! Wir Deutsche dürfen uns am ersten darüber freuen; denn zwischen unserer und der italienischen Nation besteht seit Karl dem Grossen eine

[1] Sizilien und Neapel von Franz Löher. München 1864. II. 547.

innere Wechselwirkung und eine Gleichartigkeit der historischen Geschicke.

Das schöne Land, das jenseits der Alpen sich lang und schmal mitten in's Mittelmeer erstreckt, war schon öfter das Zünglein auf der Wage der europäischen Geschichte, und seine Bedeutung fängt wieder zu steigen an in den schweren Wirrnissen und Weltkämpfen, die sich dumpf und dunkel vorbereiten. Das ist Grund genug für uns Deutsche, bei denen Italien geliebt ist wie bei keinem andern Volke, uns nicht immer blos mit seiner edlen Kunst und seinen blauspiegelnden Baien und blühenden Gestaden zu beschäftigen, sondern uns auch seine politische Lage und seine innern Zustände, wie sie wirklich sind, deutlicher vorzustellen.

Die italienische Regierung betritt zögernd den Weg, auf welchem in Mitten von äusseren und inneren Gefahren Heil und Rettung liegt. Der Anschluss an Deutschland und Österreich bedeutet mehr, als Sicherheit gegen weiteres Umsichgreifen Frankreichs: der viel grössere Werth liegt im Gewinn von Frieden und Muße und von moralischem Beistand für die grossen Kämpfe und Arbeiten im Innern, von denen sich weder die einen noch die andern vermeiden lassen.

Italien braucht nichts als Zeit, um der angestammten Übel Herr zu werden. Vielleicht genügt jetzt schon ein Menschenalter, vielleicht schon ein halbes. Möge den Italienern Ruhe und Muße für schwere innere Arbeiten beschieden sein, damit sie, gleichwie die deutsche Nation nach zweihundert Jahren der Ohnmacht und Zersplitterung sich wieder zusammen nahm und gesundete, nicht in Träumen, sondern in Wirklichkeit etwas von der Machtstellung im Mittelmeer wieder erobern, welche ihr Land schon zweimal besessen hat. Italiens Zukunft liegt auf dem Meere!





VIII. Eine Vesuvfahrt.

Die beiden Glanzpunkte meiner letzten[1] italienischen Reise lagen oben auf dem Vesuv und tief unten im unterirdischen Rom. In den römischen Katakomben hatte ich zum erlauchten Führer einen Kirchenfürsten, der sich ihrer Erforschung im steten Verein und Austausch mit Rossi widmete. Die grossen Erfolge solcher Studien sind bekannter geworden, und von den ersten Jahrhunderten des Christenthums ersteht ein natürlicheres und richtigeres Bild, als jene trüben Vorstellungen von ewiger Grabesnacht und Leichenblässe. Auf dem Vesuv wünschte ich mir zehnmal einen wissenschaftlichen Führer herbei. Wie viel finstere Geheimnisse starrten da rings umher! Sehnsüchtig dachte ich im Dampf und Rasseln des Vulkans meines Göttinger Lehrers und Freundes, Sartorius v. Waltershausen, der seine sprühenden geologischen Vorlesungen mit poetischer Anschaulichkeit belebte. Noch einen dritten neuen Hort reicher Erinnerungen fand ich jetzt in Italien. Dieser lag aber weder über noch unter der Erde, sondern das Beste davon schwebte, wie in Kaulbachs Hunnenschlacht, in den Lüften. Es waren die Schatten der alten Gothen, welche über den Trümmern ihrer Königsstadt Ravenna, über dem halbversunkenen Riesengrabmal Theodorichs, über

[1] Geschrieben im November 1863.

jenem weiten einsamen Pinienwald am einsamen Meere hoch in Lüften hin- und herziehen, trauernd und seufzend, dass sie so früh erschlagen wurden. Noch immer ungesättigt, können sie nicht weichen vom Anschauen des schönen Landes, in welchem gothische Tugend am wenigsten dauernde Staatsbildungen zu gründen vermochte.

Doch nicht von Ravenna und den Katakomben wollte ich erzählen, nur von unserer Vesuvfahrt.

Wir hatten sie eigentlich schon aufgegeben. Der Berg war zu unruhig. Sobald es Abends in Neapel dunkel wurde, leuchtete auf seiner Höhe der rothe Flammenbüschel, drohend und feierlich. Die ganze Nacht hindurch sah man alle paar Minuten den Gipfel wie in Rauch und Feuer gehüllt. Auch in Pompeji hiess es allgemein: es sei höchst gefährlich, ja unmöglich, bis an den Krater hinauf zu klimmen. Reisende, die vom Berg wieder herunter kamen, hatten nicht viel mehr gesehen, als die Strömung der Lava, die am Aschenkegel hervorbrach. Da schien es mir doch nicht lohnend genug, um die schwere Mühsal, die ich von früherem Besteigen wohl schätzen konnte, meiner Gefährtin zuzumuthen. Wir fuhren also von Pompeji weiter nach Sorrent.

Für diejenigen, welche nicht nach Sizilien wollen, gibt es keinen schöneren Ruh- und Wendepunkt auf der italienischen Reise als Sorrent. Unser Einzug war gesegnet. Vor den Thoren der Stadt begegnete uns Hr. Gargiulo, der Gastgeber der Cocumella, in welcher ich vor fünf Jahren so freudenvolle Tage zugebracht. Der Wirth erkannte mich gleich und grüsste; die grosse Blumenterrasse mit ihren Zimmern war frei; das Haus nicht überfüllt. Wenige Minuten später umfing uns die erquickende Schattenkühle, der frische Blüthenduft, die tiefe wandellose Ruhe, welche dieses Haus am Gestade umwohnt, angesichts all der erhabenen Prachtfülle der Erde. Ach, welche himmlischen Ruhetage waren das wieder in Sorrent! Unsere Terrasse ragte wie ein hoch erhobener Saal weit hinein

in Orangegärten, über deren grüne Wipfel man hinblickt zum blauen lichtstrahlenden Meer. Aus dem grünen Laubgewoge der Gärten, aus der Blüthenwand auf der Terrasse steigen unerschöpflich die Wohlgerüche, vom Meere weht ewige Frische herauf. Der Golf von Neapel aber ist eben gross genug, um überall erhaben, und doch überall schön fasslich zu sein. Die Gestade drüben mit grünem Gebirg im Hintergrund, der Strand unten wie mit Perlen besäet, die blauen Zackenhäupter der Inseln, die wie in Ätherklarheit schwimmen, alles webt sich zusammen zu dem herrlichsten Gesammtbilde, und alles ist wie getränkt mit tiefem Lichtglanz und wie umflossen von unendlicher Feierstille. Man merkt die Zeit nicht im Schauen und Sinnen, wie sie hinfliesst. Und dieses Meer so leuchtend und so lieblich! Wenn wir unten zwischen den Klippen sassen, wie schön die grünen Wellen im Anschwellen und Anklingen, und so rein und durchsichtig wie klares Bergwasser, durchsichtig noch unter seinem Spiegel an den moosgrünen Felsen hinunter zur dunkelnden Tiefe, aus der noch weisse Muscheln emporschimmerten. Die Sonne geht ihren ewigen Gang am hohen Himmelsbogen, die Schatten werden länger, plötzlich schwimmt alles Gewässer in rother Gluth, und dann sinkt Dunkel nieder, und das Wogen und Klingen und Klatschen der Wellen wird lauter, — ja, es ist Abend geworden, man hat des Tages Fortschreiten nicht gemerkt in dieser kühlen Ruhe und Feierstille, wo kein Gedanke mehr Streifschatten in's Herz wirft, und die Seele licht und klar ist bis zum Grunde, wie ringsumher das weite heitere Ätherblau und die lichterfüllte Meerestiefe.

Nur eine kleine Unruhe kehrte immer wieder: es war eben der Vesuv, der so stolz gewaltig, so herausfordernd daher blickte. Als des Golfs Beherrscher war er uns schon entgegengetreten, als wir bei Capua aus dem Bahnwagen stiegen. Wie schön und herrlich streckte er sich da empor, die reinste Sammetbläue wie einen Fürstenmantel um sich geschlagen, wie eine Krone zu Häupten das weisse Rauch-

gewölk. Als wir dann zwei Abende später von Camaldoli herabritten und die Sonne unterging, erschien der ganze Berg in Rosenlicht getränkt, gleich als bräche eine innere sanfte Gluth überall hervor. Und nun donnerte er dumpf durch die Sorrentiner Feierstille, nun warf er unaufhörlich seine Feuergarben zum Nachthimmel. Ein Riese ragte er aus dunkeln Urweltszeiten herüber in die holde Gegenwart, düster und drohend und geheimnissvoll. Der Vulkan beschäftigte den Geist, auch wenn man nicht hinsah. Am vierten Abend fassten wir kurzen Entschluss, und ein rasches Dreigespann brachte uns eilends die vier Wegstunden nach Pompeji, — eine köstliche Nachtfahrt durch blühende duftreiche Gärten oder tief am Meer unter himmelhohen Felsgestaden, von denen die weissen Städtchen ihre Lichter auf den stillen Golfspiegel warfen.

Als wir durch Castellamare kamen, gab es grosse Beleuchtung und prasselndes Feuerwerk. Man feierte wieder das Verfassungsfest. Vor fünf Jahren hatte ich es an diesem Tag in Neapel mitgefeiert. Seitdem war es wenig besser in Italien geworden, das Volk hier arbeitsamer und sauberer, dort verwilderter, und doch, es waren wieder fünf Jahre hingestrichen, noch war nichts aus dem Leim gegangen in dieser Zeit, Venedig aber hinzu gewonnen. So trauervoll, so ganz verzweifelt auch die besten Männer in die Zukunft sahen, darin dass Italiens Einheit bestehen solle, darin waren doch alle einig. Was wird dieses Land nach wiederum fünf Jahren sein? Die Unglücksraben sitzen noch immer auf dem Zaun und prophezeien noch immer, was kommen soll und nicht kommt.

Doch lassen wir sie sitzen auf ihrem Zaun! So Gott will, schreien sie sich auch in Deutschland heiser. Mich vergnügten in Castellamare die reizenden Gruppen. Alles Volk war auf den Beinen und zwischen den Budenlichtern, alles jubelte und sprang und lachte wie Kinder auf dem Weihnachtsmarkte. Wie prächtig nahmen sich die alten Weiber aus, wenn sie um die Gluth der Bratpfannen die

Köpfe zusammensteckten! Viele streiten, ob Deutschland oder England nicht mehr schöne Mädchen habe als Italien. Wo es auf die blose Menge hübscher Landmädchen ankommt, ist es wohl wahr, wenigstens für viele Stellen der germanischen Welt. Die schönsten alten Weiber hat aber Italien einmal gewiss, da ist eine immer malerischer als die andere.

Es war längst schweigende Nacht, als wir vor dem damals vielbesuchten Gasthof »Zum Diomedes« vorfuhren, der dicht vor Pompejis Thoren liegt. Man findet da zur Noth eine Unterkunft. Der obere Saal öffnet sich auf einen breiten Altan. Wir traten noch hinaus. Da leuchtete und funkelte ringsum der weite Sternhimmel mit gewaltiger Kraft und Klarheit. So ernst und feierlich blickten alle die Millionen Sterne hernieder, und doch war die Nacht so unsäglich mild und lieblich, voll linden ziehenden Duftes, voll heimlicher Lockungen, als bürgen sich in den Schleier des weichen Dunkels viel süsse Heimlichkeiten. Wieder kam mir die alte Erfahrung: Italien gibt uns Nordländern ein Stück von den zauberischen Reizen und Gefahren der Tropenwelt. Die Natur tritt uns hier so innig nahe, jedoch in ihrem weichen Umfangen liegt etwas, das die Geistesnerven leise angreift und Gedanken und Willen in liebliche Empfindung auflöst.

Andern Morgens in erster Frühe ritten wir ab. Es war ein wundervoller Morgen, der 27. April, frisch und farbig und leuchtend überall. Der April, der italienische Blüthenmonat, hatte uns dieses Jahr nicht viel Gutes gebracht, er war in Rom ein rechter nasser April, ein ärgerlicher nordischer Geselle gewesen. Aber diese letzten Tage am Golf waren wie bei uns die köstlichsten Maitage, nur noch umwoben von Italiens Sonnengold und Blüthenfülle. Die Rosen wucherten über Hecken und Mauern. Die breiten Kaktus und Aloen glänzten bleigrün in der Sonne, und die Häuser schienen wie in Weinlaub vergraben.

In Bosco tre Case steckten die Leute eben die Köpfe

aus den Fenstern, und meine Gefährtin erhielt öfter ein freundliches »Früh auf, früh auf! schöne Frau!« Kaum aber hatten wir die Ortschaft hinter uns, als auch schon drei Männer mit Stricken und Stöcken an uns vorbei trabten. Ich kannte solche Kunden schon von früher her, und machte mich auf ein endloses Wortgeplärr auf der Höhe des Vesuvs gefasst. Es dauerte auch nicht lange, so sahen wir sie oben am Berge sich bewegen, graue Punkte auf dunkelm Grunde. So bärenhaft sie schienen, so rasch kamen sie voran.

Die Weingärten begleiteten uns noch weit die Höhe hinauf, als Führer und Pferde längst schon im Lavakies wateten. Wo eine kleine Senkung im schwarzen Lavaschutt, grünten immer noch ein paar Weinstöcke mitten in der trockenen Wüstenei. Endlich hörten sie auf, hier und da standen noch struppige Grasbüschel. Auch sie wurden immer spärlicher, und allmählich umfing uns die volle schwarze Öde. Die Natur, wenn sie urgewaltig daherwüthet, jagt uns Schrecken ein wie von bösen menschenfeindlichen Mächten, aber nirgends erscheinen ihre Spuren so schwarz und grundhässlich, so widrig für alle unsere Sinne, als auf den nackten Lavafeldern. Indessen ging es doch ziemlich rasch voran. Die Linie des Vesuvs ist, namentlich von Sorrent aus gesehen, überaus schön: in einem einzigen reinen Zuge steigt sie auf und nieder. So schön der Berg sich aber dem Auge darstellt, so leicht reitet man auch von dieser Seite hinauf, weil er überall sanft und gleichmässig sich hebt. Man ist auf beträchtlicher Höhe, ehe man es vermuthet, und immer weiter, immer herrlicher wird der Rückblick auf die Prachtgefilde da unten.

Während die Lavafelder bei Bosco tre Case schon bald 50 Jahre da gelegen, kamen wir anderthalb Stunden höher auf eine Art kleiner Hochebene, wo zwei Lavaströmungen sich durch einander schoben, von denen die eine noch ein wenig dampfte. Diese war erst 14 Tage alt, die andere vor 20 Jahren weiter geflossen.

Von hier wurde es steiler, und unsere Pferde mussten

gehörig ausgreifen. »Maccaroni! Maccaroni!« war der Zuruf, mit welchem die Führer sie anfeuerten. Das Wort, das auf dieses Volk den höchsten Zauber übt, soll auch fröhlich in den Ohren ihrer Pferde klingen. Nichts desto weniger wurden sie gräulich geschlagen. Italiener wie Amerikaner behandeln Thiere nur wie Maschinen, die nichts fühlen. Ich musste einer verehrten Freundin in Rom gedenken, die in ihrer Herzensgüte alten Pferden, damit sie vor den Droschken nicht zu Tode gepeitscht würden, ein Asyl hatte einrichten lassen. Ein empörendes Schauspiel war damit von den Strassen weggeräumt: die Italiener spotteten aber nur über die Geldverschwendung, und ein Priester ereiferte sich nicht wenig: weil ja die Pferde keine eigentliche Seele hätten! Unsere armseligen Rosse keuchten und kletterten langsam voran, und fingen schon an zu stolpern. Wir waren herzlich froh, als der Halteplatz erreicht war und abgestiegen wurde. Hier mit dem Pferde stürzen ginge nicht ohne Blut ab, weil die Lavabrocken so scharf sind wie Glas und Eisen.

Die drei Männer welche am Halteplatz lagerten, stürzten uns entgegen, um die Pferde zu halten und Stöcke und Stricke anzubieten. Da wir selbst zwei Leute bei uns hatten, bedurfte es so vieler Dienstleistungen nicht, und sofort begann das wilde Spiel von Grimassen, Betheuerungen und Flüchen, welches den Fremden erweichen oder erschrecken soll. Sie beschworen uns in strömender Rede: »Ob sie denn ihre süsse Nachtruhe für nichts und wieder nichts gekürzt hätten? Blos unsertwegen seien sie so früh auf dem Platze. Dafür müssten wir ihnen erkenntlich sein, und zwar ansehnlich!« Als ich nun lachend und immer mit ihnen scherzend voranstieg, verfolgten uns alle fünf, und der eine schrie lauter als der andere. Je höher wir aber stiegen, desto artiger wurden sie, und zuletzt war alles heiter und zufrieden, als meine Frau des Einen Strick anfasste und sich ziehen liess. Da blieben die Andern zurück und wünschten freundlich gute Reise.

Man könnte auch das letzte Stück Wegs sehr leicht reitbar machen; denn mit der Steile des früheren Aschenkegels ist dieser jetzige Aufgang von Pompeji her, der mit Lavastücken öfter wie gepflastert ist, nicht zu vergleichen. Für eine Dame bleibt es immerhin eine tüchtige Mühsal, zwischen Asche und Geröll und Blöcken empor zu klimmen. Auch ein Mann muss öfter stehen bleiben, um wieder zu Athem zu kommen, weil die Luft zu warm ist. Allein das Ganze ist eine Kinderei gegen das, was ein Gemsjäger, die Büchse auf dem Rücken, auf dem Pürschgang leistet. Unsere Felsberge liegen freilich ganz still: auf der Höhe des Vesuvs emporsteigend hat man dagegen das unbehagliche Gefühl, als höbe unter den Füssen sich der breite Rücken eines schwarzen lebenden Ungeheuers, zu dessen Rachen man mühsam empor klimme.

Endlich erklärte der Führer: wir seien oben, weiter hinauf gehe es nicht mehr. Gar nicht angenehm überrascht sah ich zur Linken noch einen ansehnlichen Berg ansteigen, auf dessen Gipfel es unaufhörlich rauchte, rasselte, donnerte, und ungeheure schwarze Raketen von Asche und Steinen an den Himmel flogen. Vor uns zog sich um den Fuss dieses Vesuvhauptes nach der Seite hin, welche dem Meer abgewandt ist, ein langer Absatz wie eine schmale dampfende Terrasse, bedeckt mit Asche und Lavabrocken und Streifen von gelbem Schwefelstaub. Von hier herunter hatten sich in neuester Zeit die Lavaströme in das Thal ergossen, welches früher sich tief aufthat zwischen der Somma und dem Aschenkegel. Drüben starrten zwar noch die scharfen Riffe der Somma in die Höhe, aber zu ihren Füssen lag jetzt gethürmte Unordnung, gleichsam als wäre von einer furchtbaren Überschwemmung schwarzer Schutt, Flutsand und Gerölle zurückgeblieben. Auch hier oben war alles verändert. Vor fünf Jahren hatte der Vesuv einen breiten platten Gipfel, in dessen Mitte sich der kreisrunde Krater einsenkte. Von dieser Gipfelhöhe schien mir blos der Rand geblieben, auf welchem wir vorwärts strebten, und der neue

Auswurfskegel neben uns hatte sich aus dem alten Krater erhoben. Was dagegen früher Aschenberg war, zeigte sich jetzt mit erstarrten Lavaströmen überschüttet. Auch merkte man an den fliegenden Steinen, welche hoch oben dicht am Rande des neuen Gipfels herausfuhren, dass dort keine Fläche mehr den Krater umgab.

Es war die wahrhaftigste Höllenlandschaft, in welche wir hinein steuerten, alles voll Dampf, der bald emporquirlte bald träg sich hinwälzte, alles schwarz oder grau oder schwefelgelb, Schutt und Asche und Trümmer haushoch über einander geworfen, und von dem Donnerer und Rasseler da oben kamen immer neue Steine und Blöcke niedergeschleudert. Der Boden war überall erhitzt, und wo man nur einen Brocken mit dem Fusse wegstiess, quoll gleich der heisse Dampf hervor. Ein Blick rückwärts, wenn der Rauch sich zertheilte in die hellschimmernde Landschaft, auf den lichtblauen Golf da unten — es war wie aus der Hölle in's Paradies hinein. Nur war die Teufelsküche hier hoch oben, während man sich sonst die lieben Engel in blauen Lüften denkt.

Zuerst kamen wir zu einem kreisrunden gurgelnden Loche von etwa zehn Fuss Durchmesser, aus welchem Dampf und heisse Schwefelluft zischend herauffuhr. Man sah in den schwarzen Schlund hinein, wie von oben in einen runden brodelnden Kamin. Lavastücke, die ich hinunterwarf, gaben keinen Klang von Anstossen. Weit grösser also, als die Öffnung oben, ist die innere Höhlung, gleichsam wie durch eine Kruste überdeckt. Besuchten noch jetzt, wie vor fünf Jahren, Banditen die Vesuvhöhen, so hätten sie es sehr bequem, wenn sie die Spuren eines mörderischen Raubanfalls vertilgen wollten. Denn was in diesen Schlund geworfen wird, ist zweifellos von der glühenden Masse in seiner Tiefe im Nu verzehrt mit Haut und Knochen. Übrigens athmet Unter-Italien doch jetzt etwas befreiter vom Banditenwesen. Dafür treten andere Mordgesellen um so viel häufiger auf, Jene, die auf offener Strasse Einen

niederstossen. Meist geschieht es aus politischem Hass, nicht selten aber auch aus Geldgier, Eifersucht, oder Rache für eine Beleidigung. Die Verwegenheit der Mörder nimmt täglich zu, wie die allgemeine Verwilderung zunimmt. Nicht in der Menge und Frechheit solcher Verbrechen liegt das grösste Übel, sondern in der Feigheit, mit der man sie duldet. Italien hat in den letzten Jahren wahrlich Tausende genug aufgestellt, die muthig in den Kugelregen gingen, und wie Helden für ihre Ideale kämpften; wird aber Jemand tückisch auf offener Strasse erdolcht oder erschossen, so entflieht der Mörder, ohne dass sich eine Hand nach ihm ausstreckt, und erscheinen die Beamten, so will Keiner den Unglückseligen kennen, der in seinem Blute daliegt, und wäre er auch jedem Kinde bekannt. Das ist doch eine Feigheit, die im Marke sitzt.

Als wir einige Schritte weiter gegangen, zeigte der Führer auf eine lebendige Strömung vor uns. Es sah von weitem aus wie schwarze Streifen und Schatten, die sich unter Dämpfen eilig fortbewegen. Um hin zu kommen, mussten wir durch eine kleine Vertiefung. Der Führer hob und half meiner Frau rasch hinüber; ich stolperte einen Augenblick, es war nur eine Sekunde, dass ich den Kopf gebückt hatte, aber ich meinte ohnmächtig hinzufallen, so erstickend war der heisse Schwefelodem. Am Rande des Lavastroms hatten wir vor uns gleichsam einen Eisgang von schwarzen Schollen, zwischen denen die rothglühende Masse unheimlich hervorblickte. Die Hitze war entsetzlich, denn die Öffnung, aus welcher die Strömung hervorkam, war nur noch hundert Schritte weiter oben. Da wir gern dahin wollten, und der Führer gesehen, dass meine Gefährtin Muth hatte, fasste er sie wieder unter den Arm, und der plump aussehende Mensch führte und hob sie geschickt und manierlich über die Schollen und Blöcke, die gar zackige Kanten haben. Wir mussten einen kleinen Umweg machen, der wieder durch grässliche Schwefeldünste führte, und kletterten dann an den warmen Rand-

schollen empor, bis wir dicht vor dem Ofen standen, welcher den Gluthstrom hervorspie. Die Lava kam ganz wie am steilen Bergabhang eine Wasserquelle, die ohne Grotte oder Höhle plötzlich hervorbricht und rasch abwärts fliesst. Beim Austritt aus dem Berge war die Masse rothglühend, an der Luft aber fing die Oberfläche gleich zu erstarren an und brach in schwarzen Schuppen und Stücken aus einander.

Niemals werde ich das Viertelstündchen vergessen, das ich an dieser Lavaquelle zubrachte. Der Auswurfskrater war jetzt gerade über uns und machte sein Geschäft höllisch prächtig. Alle zwei bis drei Minuten kam ein Schub durch die Dampfwolken, welche den Gipfel umhüllten. Vorher ging jedesmal ein dumpfes Gebrülle, gleichsam tief in der Erde, diese fing an leise zu zittern — dann folgte Zischen und Gurgeln — dann stiegen pfeifend, rasselnd, donnernd zahllose Steine und Blöcke in senkrechter Linie bis zum Himmel in unglaublicher Schnelligkeit, wirbelnde Wolken von Dampf und Asche dazwischen. Hoch in den Lüften breitete sich alles aus und fiel wie ein Regen zurück in den Krater. Öfter kam die Asche zu uns hergeweht, Tausende von Steinen fielen auch über die Kraterwände hinaus und tanzten und kollerten die Höhe hinunter, manchmal uns bis nahe vor die Füsse, gar ansehnliche Blöcke darunter. Das alles ging wie im Takt, ganz so regelmässig wie das Arbeiten eines kolossalen Dampfkessels, der freilich 4000 Fuss hoch und von entsprechender Grundbreite sein müsste. Es war als wenn auf Minute und Sekunde unten Wasser in den Feuerberg träte, in Dämpfe verwandelt und ausgeworfen würde mit allem Geröll, das sonst in der Esse. Wenn einmal ein paar schwächere Ausbrüche kamen, so folgte unzweifelhaft darauf einer, der um so gewaltiger war, und plötzlich wie ein riesiger schwarzer Strahlenbüschel in der Luft stand. Ich kann nicht sagen, wie mich dieser langsam feierliche Takt ergriff, in welchem die ungeheuersten Naturkräfte hier arbeiteten. Wie oft habe ich in stiller

Nacht, über Bord gelehnt, das regelmässige Auf- und Niederwogen des Ozeans betrachtet! Wie damals auf der See, überkam mich hier auf dem tosenden Vulkan eine Ahnung des nie gestörten Hin- und Herschwingens, des ewig rastlosen, ewig gleichen Pendelschlags, nach welchem das unermessliche Weltall arbeitet.

Der Wind, welcher bisher die Dampfwolken von uns weg trieb, wechselte etwas in seiner Richtung. Plötzlich athmeten wir in schwefeligen Dämpfen, kaum dass wir noch Boden sahen. Rascher als wir hergekommen, eilten wir auf den Ausgangspunkt zurück. Da war die Luft frei, und die wundervolle Aussicht unsäglich erquickend und wohlthuend.

Ich hatte beobachtet, dass die Auswürfe stets nur den einen Theil des Gipfels überschütteten, und dass die Wolken, welche den Krater oben umhüllten, doch auch wieder von längeren Zwischenräumen unterbrochen waren. Deshalb schlug ich dem Führer vor: wir wollten von der Stelle an, wo wir jetzt die Bewegung der Lava nur von weitem sahen, zur letzten Höhe hinauf. Er aber wehrte sich auf das Entschiedenste. »Es sei gar zu gefährlich, wenn der Berg so unruhig wie jetzt. Er übernehme die Verantwortung nicht. Ein Fremder, der vor drei Tagen oben gewesen, sei zurückgekommen mit zerschmettertem Arm, halbtodt, getroffen von einem fallenden Lavablock. Was wir auch auf dem Gipfel wollten? Vor einer halben Stunde kämen wir nicht hinauf, und oben sei vor Rauch und Wolken nicht das Mindeste zu sehen.«

Da der Führer auf seiner Weigerung bestand, blieb einstweilen nichts übrig, als zu frühstücken und ihn dabei nicht zu kurz kommen zu lassen. Auf der warmen Asche gelagert, liessen wir unsere Blicke weiden auf den Prachtgefilden da unten. Wie leuchtete der Golf! Wie ragten die Berggipfel so kräftig blau in den reinsten Äther hinein! Vor und unter uns wahre Himmelsluft, wie ein Meer von tiefer reiner Flut, so lockend und lieblich, dass man sich

Schwingen wünschen möchte, um in diesem köstlich reinen Element sich zu wiegen und zu schweben, — und dann plötzlich ein heisser Schwefelhauch aus der schwarzen Wüste hinter uns, die voll Rauch und Qualm und Wüthen. Vor uns schimmerte die Luft vor Glanz und Helligkeit, und wendeten wir uns, so konnten wir sie zittern sehen über dem höllischen Backofen, wie die Luft bei uns im Winter über dem heissen Ofen zittert.

Die ganze Lehne des Berges hinunter legten sich die verschiedenen Lavagüsse klar. Die Strömung, welche erst vor 14 Tagen nach dieser Seite hinunter kam, hatte sich noch auf halber Berghöhe gehalten, und wie ein breiter Fluss von schwarzen Stücken und Schollen über die grauen Aschenfelder gelagert. Tiefer unten hatte ältere Lava dunkle Seen im grünen Anger gebildet. Noch weiter unten lagen die Trümmer von Pompeji, das sich einst recht in die Mitte eines fruchtreichsten Halbrunds gebettet hatte, zierlich eingefasst von Berg und Meer.

Doch immer riss es wie nahe funkelnde Lichtmasse die Blicke vom Lande wieder weg auf den Golf und seine strahlende Fläche. Hier strebte tief unter uns die Steilhöhe des Vesuvs gerade herauf aus dem Meeresspiegel. Zu beiden Seiten die Felsküsten und drüben der Strand der Inseln waren von Dünsten umzogen wie mit leichtem Silberschleier, aber hoch darüber thronten in der Himmelsbläue scharf ausgezackt, links der hochgipfelige Mont' Angelo, in der Mitte das Felsenungeheuer von Capri, gerade vor den Golf gelagert, rechts das stolze königliche Berghaupt des Epomeo auf Ischia. Bei schärferem Hinschauen schimmerten weisse Punkte durch den weisslichen Küstendunst, die Kastelle St. Elmo, Nisita, Vivara, Procida, Ischia. Hier in dieser Wonne und Herrlichkeit der Erde fanden die Menschen es von jeher nöthig, ein Gefängniss an's andere zu setzen, um vulkanische Ausbrüche des leidenschaftlichen Volks zu fesseln. Weit hinter und zwischen den Inseln und Vorgebirgen, welche mit Forts und Gefängnissen gekrönt

sind, schimmerte das mittelländische Meer herüber. Aber selten strebte von dorther ein weisses Segel in den Golf hinein. Der schönste Meerbusen der Erde war vom Morgen bis zum Abend so öde und einsam, als wären seine Ufer mit armen Fischerdörfern besetzt, und nicht mit einer Hauptstadt von einer halben Million Menschen. Auf's Meer, auf's Meer! dahin rollen alle guten Loose Italiens. Soll dieses Land heilen und gesunden, so müssen seine Bewohner wieder auf dem Meer sich tummeln lernen, Schiffe bauen, Handels-Gesellschaften gründen und den Levantehandel wieder erobern. Aber woher sollen grosse Unternehmer unter diesem Volke kommen, das seinen kleinen Fressbeutel immer am Halse hängen hat, und den ganzen Tag nichts anderes denkt, als wie es ihn Morgens füllt und Abends leert? Soll man warten, bis noch mehr Rheder und Grosshändler aus andern Völkern sich an diesen Küsten ansiedeln, um Handelsflotten auf's Meer zu schicken? Da könnten die Italiener doch selbst von den Griechen überholt sein, deren lebhafte Thätigkeit zur See sie schon jetzt hinter sich lässt, trotz alten türkischen Drucks und neuen englischen Neides.

Doch auch in unserer nächsten Nähe gab es etwas zu betrachten. Es wimmelte an unserm Lagerplatz von kleinen schmalen Käfern schwarzbrauner Farbe, wie man sie bei uns unter jedem losen Stein findet. Wie kamen sie herauf? Wenn man mit dem Stock in die Asche ritzte, gleich stürzten ein paar todt hinein, wegen der heissen Ausdünstung. Also herauf gekrochen waren sie nicht. Ihre Eier hatten auch nicht etwa zwischen altem Geröll hier gelegen, denn die Asche, welche es überdeckt hatte, war noch zu frischer Herkunft aus dem Krater über uns. Die Käfer mussten also fliegend — denn sie hatten Flügeldecken — in ganzen Schwärmen von einem Windstrom, der aufwärts trieb, ergriffen worden sein. Räthselhaft aber blieb immer noch ihre grosse Menge. Dieses wimmelnde kleine Leben neben dem heissen Rachen der Verwüstung!

Als unser Frühstück verzehrt war, und der Führer aufgelegter schien, regte ich ihn nochmals an, die Kletterei zum Gipfel zu wagen. Wieder mit allen Mienen des Entsetzens wehrte er sich, und beschwor uns, lieber einen andern Tag, wo der Berg ruhiger sei, wieder zu kommen. Ich fragte ihn: was er thun würde, wenn wir ohne ihn hinaufstiegen? Dann würde er zwei Stunden warten, hiess es, und kämen wir nicht zurück, hinuntergehen und Anzeige machen. Da sich auch meine Frau längst überzeugt hatte, dass keine Gefahr vorhanden, so fingen wir an empor zu klimmen. Es war gar nicht so schwierig, weil der Boden zwar hin und wieder recht heiss, aber weniger aus loser Asche als aus Geröll und einer neuen Art Schwefelkuchen bestand. Bei einem Rückblick sah ich, dass unser guter Cunzo Dominica — so hiess der Führer — sich ruhig hingesetzt hatte. Als wir aber in die Wolken hineinstiegen, sprang er plötzlich auf, war mit wenigen Sätzen bei uns, und spielte wieder den flinksten und hülfreichsten Diener, der gewandt zwischen den gelben Schwefelstellen den Weg suchte. In weniger als zehn Minuten waren wir oben. Wie betäubt standen wir anfangs vor dem Heulen und Wüthen und Krachen vor uns und unter uns. Wir blickten wie vom scharfen Rand eines wild aufgerissenen Gebirgs hinab in einen ungeheuren schwarzen Schlund voll Dampfwolken, aus welchem kochende Luftströme und schwarze Massen emporgeschleudert wurden. Allmählich, wenn die Wolken sich etwas vertheilten, wurden die Umrisse klarer, und der Blick ruhiger zum Beobachten. Da war es die fürchterlichste und zugleich die erhabenste Szene, eines von den Schauspielen, die sich so gewaltig in's Gedächtniss hineinfügen und fortan unzerstörbar haften, wie wenn man zum erstenmal den grossen Ozean im wilden Sturm und Windesheulen gesehen.

Vor fünf Jahren befand sich, wie schon erwähnt, der Krater auf der ebenen Gipfelfläche des Bergs, in deren Mitte er ein schönes weites Eirund bildete. Seine innern Wände

prangten in allen Farben, berändert und behangen mit den zierlichsten Schwefelkrystallen, grün und roth und gelb und braun. Die Tiefe war ebener Boden von Asche und Schwefelschutt, hier und da zeigte sich darin ein kleiner Spalt, aus welchem Dampf emporkräuselte. Das Ganze war wie ein leerer Kessel von ungeheurem Durchmesser, eingelassen in das platte Berghaupt, gänzlich leer und mit glatten schönen Wänden.

Das war jetzt vollständig anders. Der Krater erschien viel kleiner, auch viel weniger tief, hatte aber zerklüftete schwarze Wände mit scharfen Riffen, ganz wie die Somma von unten aus gesehen. Ein tief und schwarz aufgerissener Berggipfel, das würde das ähnlichste Bild geben. Der Boden aber zeigte sich wie früher eben und mit Asche und Schwefel bedeckt. Im Kraterboden befand sich gerade unter uns ein grosses rundes Loch, recht in der Mitte, aus welchem es beständig hervorzischte und gurgelte. Eine gelb-braune Masse schien darin zu kochen und zu brodeln. Auf der andern Seite stand unten im Krater ein neuer Aschenberg von regelmässigen Formen, der fast schon die Höhe des obersten Riffs erreichte. Aus dem Schlunde auf der Höhe dieses Kegels, der nur von Asche gebildet schien, kamen die Auswürfe und das Donnern und Krachen, während die ganze Kratermündung fortwährend zu zittern schien.

So ganz in der Nähe den Vulkan arbeiten, ihm gleichsam in seine Esse hinein zu sehen, hatte seinen ganz eigenen Reiz. Es sah gar prächtig aus, wie die Tausende von Brocken und Blöcken hervorgestürzt kamen, wie eben so viele schwarze Raketen in die Luft gingen und hoch oben sich vertheilten, um entweder in den Schlund zurückzusinken oder über die Wände des Kraters fortgeschleudert zu werden. Es überschlich mich doch ein leiser Schauer, als ein paar Stücke nahe bei der Stelle niederschlugen, wo wir vorher am Abhang neben der Lavaquelle gestanden. Hier oben waren wir ausser dem Bereich des Steinregens. Gefahr wäre eigentlich nur dann vorhanden, wenn man ver-

wegen über die spitzen Klippen in den Krater steigen wollte. Da würde die Lava- und Aschenkruste brechen, und es ginge hinunter auf Nimmerwiedersehen. Denn man wäre in der heissen Schwefelluft im Augenblick todt. Auch wird sich Jeder wohl in Acht nehmen, dass er nicht die Windrichtung verliert, und dass er, wenn die Dämpfe ihn umwirbeln, draussen am Krater ein paar Fuss tiefer springt.

Auch uns wurde der Qualm zuletzt zu stark, und mit wenigen Schritten waren wir geborgen. Dann ging's springend und schurrend und gleitend rasch den Berg hinunter, die bekannte letzte Belohnung für das mühsame Hinaufsteigen. Die Leute am Haltplatze riefen uns ihre Glückwünsche entgegen, und unser Pferdeführer packte rasch frisches Schuhzeug aus; denn, was meine Gefährtin davon noch an den Füssen hatte, war nicht mehr viel. Die ausgeruhten Pferde brachten uns bald zum Frühstück und guten Capriwein im »Diomedes«, und drei Stunden später waren wir wieder in Neapel. Als wir um Mitternacht aus dem San Carlo-Theater kamen, und der Vesuv sein Bestes that zu feuern und zu blitzen, erschien er uns längst nicht mehr so drohend und schrecklich. Wir hatten den grossen Herrn in der Nähe gesehen.





IX. Russische Aussichten.

Der fürchterliche Bombenknall in Petersburg im März 1881 und die darauf folgende entsetzensvolle Hinrichtungsszene haben die gesittete Welt aufgeregt. Jeder fragt sich, wie ist das möglich? Aus welchen dunklen Unheilstiefen steigen solche Thaten empor? Solch ein dämonischer Hass, der, um seine Wuth zu kühlen, das eigene Dasein für nichts achtet? Um dies eine Leben auszulöschen, wie viel Menschen sind schon vernichtet, von Sibirien verschlungen, am Galgen verendet, durch Mordanschläge in den Tod mit hineingerissen! Es schaut da etwas unheimlich Finsteres hervor, wie ein Medusenblick, starr, versteinernd, unausweichlich.

Wurde der Antrieb zu solchen Thaten wirklich in Kreisen europäischer Gesittung geboren? Unwillkürlich fallen Einem die Assassinen ein, jene fanatischen Mörder im dreizehnten Jahrhundert, welche »der Alte vom Berge« aussendete, die heimlich wochen- und monatelang ihr Opfer umschlichen, bis es, vom tückischen Stahl plötzlich getroffen, am Boden lag. Waren sie doch felsenfest überzeugt, wenn sie selbst den Tod erlitten, dass Paradieseswonnen ihrer harrten. Man denkt auch an die russischen Altgläubigen, die im siebzehnten Jahrhundert wie Löwen kämpften einer

liturgischen Schrulle wegen. Um nicht zu sagen Jisus statt Jhsus, oder das Kreuz zu schlagen mit der Hand statt mit Zeige- und Mittelfinger, flohen sie in Waldöde und Elend, und wenn die Kriegsknechte ihnen nachsetzten, liessen sie sich bei lebendigem Leibe zerhacken oder in ihren Hütten verbrennen, voll des seligen Glaubens, die Märtyrerkrone zu erringen.

In der That, das ist Sinnesart des Asiaten, der sich seinem Götzen und seinem Despoten opfert. Es kommt die starke turanische Beimischung zum Vorschein, welche den Grossrussen oder Moskowiter vom Polen oder Kleinrussen, die reine Slaven sind, unterscheidet.

Der erschlagene Kaiser kannte diese Naturen und ahnte sein Schicksal. O wie gern wäre er vom Throne herabgestiegen! Er fühlte sich tief gekränkt durch all' die Verkennung seiner edelsten Absichten, und war müde und missmuthig über das Misslingen seiner bestgemeinten Reform. Er allein war es gewesen, der trotz der gehäuften Zweifel und Bedenken, die ihn umringten, die Aufhebung der Leibeigenschaft durchgesetzt hatte, jene Maßregel, welche den Wohlstand der Nation erschütterte und ihre althistorische Ordnung auflöste. Allein er hatte erkannt, dass dies der erste und unumgängliche Schritt zu allem Besseren sei, und hatte festgehalten. Bitterkeit im Herzen, drängte es ihn dennoch, zu versöhnen, gut zu machen und genug zu thun, wo und wie er konnte. Was ihn festhielt auf dem Throne, war nur sein angeborner Edelmuth, sein Pflichtgefühl, das unbesieglich bei all seiner weichen Schwäche. Immer stand ihm vor Augen die lichte Gestalt seines ehrwürdigen Oheims, des deutschen Kaisers, als ein hehres Beispiel. Es gab Vieles, was dem Kaiser die Abdankung empfindlich und persönlich nahe legte, allein er glaubte, es sei unedel, zur Zeit, wo das Reich am tiefsten erschüttert, zurückzutreten und wollte nicht, dass die Geschichte einst von ihm sage, er habe für sein Leben gezittert oder an seinen Reformen verzweifelt.

Doch warum gerade dieses Opfer? Warum nach so

vielen fehlgeschlagenen Mordplänen gingen die Verschwörer mit so fürchterlicher Beharrlichkeit immer wieder darauf aus, diesen Einen wegzuschaffen, der doch aus eigenem Antriebe zur Hebung des Volkes mehr gethan, als irgend ein Czar vor ihm? Was konnte sein Tod ihnen nützen? — Wir stehen hier vor einem Räthsel. Blos um neuen Schrecken zu verbreiten, war die That doch zu entsetzlich, für die Urheber auch zu gefährlich. Sollte etwa der zweite Alexander durch den dritten ersetzt werden, weil man bei Letzterem grössere Neigung für eine allgemeine Amnestie oder gar für die Nihilistenwünsche erwarten durfte? Doch wessen Herz war mehr zur Verzeihung geneigt, als das des Erschlagenen? Kein Czar und kein Staatsmann in Russland kann oder wird jemals den Nihilisten nur die Fingerspitzen reichen, schon der Gedanke daran streift an Wahnsinn. Denn sie wollen das Zersetzen des russischen Reichs- und Staatskörpers, das Zersetzen selbst der ersten Grundlagen aller bürgerlicher Gesellschaft überhaupt. »Schonungslose Zerstörung« ist ihr Schlagwort.

Oder sollten die Verschwörer im Ernst sich vorgesetzt haben, einen Czar nach dem andern wegzuräumen? Auch das wäre kindische Thorheit, das Haus Romanow ist reich an Prinzen und Erbfolgern, und wären sie Alle aus der Welt geschafft, was nach den bisherigen Erfahrungen, welche die Nihilisten mit ihren Anschlägen gemacht haben, doch wohl einige Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde, dann hätten sie nichts erreicht, als dass ein neues Czarengeschlecht von den höchsten Körperschaften des Reichs auf den Thron berufen würde.

Nun dachte sich Mancher vielleicht, der Knall der mörderischen Bomben werde über die Ebenen Russlands dröhnen wie der Hall von Sturmglocken, die zum Aufstand rufen. Wäre etwas der Art möglich, so müsste die Nihilistensaat schon merkwürdig weit ausgestreut und noch merkwürdiger rasch aufgegangen sein. Um solche Einbildungen zu zerstreuen, lese man Turgenjew's Novelle

»Neuland«, — darin liegt das vermessene Unterfangen, aber auch die nackte Machtlosigkeit der Nihilisten vor Augen. Im weiten Russengebiet lassen sich vielleicht hier und dort Bauern in den Aufstand hineinhetzen, weil sie mit der Freiheit nichts anzufangen wussten, als sich durch Trunk und Liederlichkeit vollends an den Bettelstab zu bringen. Wenn ihre Schaaren sich in den Wäldern verbergen würden, gleichwie die Freiheitskämpfer im letzten Polenaufstand, so möchte es den Offizieren und Generalen des Kaisers schwer werden, die Erhebung sogleich niederzuschlagen. Ganz unzweifelhaft aber würde nach wenigen Monaten dies Ziel erreicht werden. Immerhin könnten solche Aufstände nur ganz vereinzelte und vorübergehende Erscheinungen sein: die grosse Masse des russischen Volkes rührt und regt sich nicht. Sie ist einem grossen weiten Meere vergleichbar, auf dessen Oberfläche es sich wohl mal kräuselt, dessen schwere Starrheit sich aber niemals zu Sturmwellen erhebt. Gar zu winzig ist der Ideengehalt, der in dieser Masse lebt, zu tief eingewurzelt die Gewöhnung, sich befehlen zu lassen und durch Denken und neue Dinge sich keine Kopfarbeit zu machen. Das grosse graue Meer steht ewig still und trübe.

Es bleibt also zur Erklärung der gräulichen Unthat nur die Annahme übrig, dass es wirklich wahr sei, was die Nihilisten in ihren Veröffentlichungen stolz behaupteten: dass sie nämlich dem Czar Alexander II. sein Todesurtheil gesprochen hätten, und dass dieses Urtheil habe vollstreckt werden müssen. Irgendwo in einem Versteck hat die feierliche Verfehmung am 7. September 1879, wie sie angeben, stattgefunden, und nun gingen mit dem jugendlichen Trotz und Grössenwahn, der die ganze nihilistische Bewegung kennzeichnet, die Bundeshäupter hartnäckig darauf aus, trotz wiederholter vergeblicher Mordanschläge, endlich doch dies eine Ziel zu erreichen.

Das grässliche Ziel ist erreicht. Was nun? Wird die nihilistische Strömung verheerend sich in's Volk ergiessen?

— Ich schrieb vor vier Jahren[1]: »Möglich, dass noch ein- oder das anderemal eine Schreckensthat verübt wird, möglich auch, dass die ausgestreuete Nihilistensaat bei einigen Dorfgeistlichen, Bauern, Soldaten und niedern Beamten im Stillen fortwuchert und früher oder später in kleinen sozialen Aufständen zur Blüthe kommt. Eine Gefahr jedoch, dann aber eine grosse schreckliche Gefahr würde erst entstehen, wenn bei der stillen tiefen Erregung, die seit der Leibeigenschafts-Aufhebung im Innern des Volkes noch immer fortwühlt, sich nihilistische Ideen mit dem religiösen Fanatismus der Altgläubigen und Sektirer verbänden. Doch das ist nicht wahrscheinlich, höchstens eine entfernte Möglichkeit. Die Massen sind vom sozialistischen Gifte nicht angesteckt, die Regierung hat noch die Fülle der Macht für den offenen Kampf, und alle gebildeten Kreise durchzuckt immer wieder Erkenntniss und Wille, den traurigen Zuständen abzuhelfen.« Das hat sich bis jetzt bewahrheitet. Ausser der Schreckensthat, welche Alexander II. zerschmetterte, ausser vereinzelten Ermordungen von besonders verhassten Polizeimännern, haben die Nihilisten nichts Bedeutendes in's Werk gesetzt. Wie es scheint, sind sie »in's Volk gegangen«, gründen zahlreiche kleine Vereine und Schulen für ihre Ideen, hoffen mit ihnen den grössten Theil des Volkes zu durchdringen, und warten der Dinge, die da kommen sollen.

Möchten wir uns, so weit das überhaupt möglich ist, vorstellen, welches Gesicht die innere und äussere Politik Russlands im nächsten Jahrzehnt bekommen wird, so hätten wir zur Beantwortung dieser Frage nur die Fingerzeige, die in der Eigenart russischer Zustände, in Zielen und Stärkegrad der Parteien, im Charakter Alexander III. liegen. Russische Eigenart bleibt jedoch für uns West-Europäer schwierig zu verstehen; vom Getriebe der Parteien am

[1] Russlands Werden und Wollen. München, Th. Ackermann, 1881. III. 131.

Hofe und im Volke birgt sich Manches noch im Halbdunkel; und der Charakter, auf welchen es ankommt, könnte sich auch noch mehr ändern, als es jetzt den Anschein hat. Wann und wo ist denn bei einem solchen Fürsten zur vollen Wahrheit geworden, was man vom Kronprinzen glaubte? Auf dem Wege zum Throne gibt sich gar leicht und angenehm das freie Spiel der Ideen und Wünsche: von der Höhe des Thrones übersieht man der Wirklichkeiten schmale Gasse.

Die Reihen der Nihilisten haben sich wahrscheinlich mit allerlei Leuten voll unklarer Ideen und Wünsche verstärkt. Denn an einer geheimnissvollen Schreckensmacht theilzunehmen, hat für manches junge Gemüth unwiderstehlichen Reiz. Ach, die Zustände in Russland sind nur zu sehr danach, um ein edles Herz mit Verzweiflung, heisse Köpfe mit Grimm und tollen Phantasien zu erfüllen.

Eine fest eingewurzelte Despotenmacht, welcher im Volke ein Knechtssinn entspricht, der sich mit unglaublichem Leichtsinn und fröhlicher Leichtlebigkeit verbindet, der furchtbare Druck eines in Grund und Boden verderbten Beamtenthums, die schweren Hindernisse, welche ein breithin herrschendes, jedoch in Starrheit befangenes Kirchenwesen dem Fortschritt entgegenstellt, — daher die sofortige asiatische Vergröberung, die in Russland für europäische Gesetze und Staatseinrichtungen eintritt, welche dorthin verpflanzt werden, — daher das Missliche, das unsäglich langsame Gedeihen, der geringe Segen jeder guten Reform, — das sind schwere, trübe, unbezwingliche Thatsachen. Die grösste und ärgste Thatsache ist die beängstigende Gegenwart einer ungeheuren bildungslosen, gedankenlosen, fast möchte man sagen, empfindungslosen Volksmasse. Vom russischen Volke sind 94 Prozent sehr gutherzige, höchst genügsame, für jedes kleine Werk recht anstellige, — und doch im Ganzen und Grossen fast unmündige Leute, geistig, politisch, wirthschaftlich unmündig. Nur sechs Prozent darf man zu den Gebildeten rechnen, und diese sind von der

Volksmasse geschieden wie durch eine breite Kluft ohne Brücken. Diese sechs Prozent sind der kleine Theil, bei welchem allein Denken und Arbeiten zur Verbesserung der öffentlichen Zustände zu finden ist. Ausser dem guten Willen ihres Kaisers und seiner erleuchteten und redlichen Beamten, so viele oder so wenig deren zu finden, haben die redlichen Vaterlandsfreunde nur einen mächtigen Verbündeten, das ist der von Europa immer weiter in Russland vordringende Handel mit seinem Weckeruf für Ackerbau und Industrie, mit seinem beschleunigten Verkehr durch Banken und Wechsel, Telegraphen, Presse und Aktien-Unternehmungen, und dieser gute Verbündete arbeitet allerdings rasch und mit Erfolg.

Die Nihilisten haben das grosse Heilmittel darin gefunden, das russische Reich müsse in Stücke zerschlagen werden, es müsse sich in eine Menge kleiner Freistaaten verwandeln, die durch Kongress und Präsidenten mit einander verbunden seien gleichwie die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Diese Idee soll auch unter Gebildeten vielfach Anklang gefunden haben, — wohl möglich bei der eigenthümlichen Sprungweise, mit welcher russische Logik von einem Gegensatz zum andern hinfliegt. Kleine sich selbst regierende Gemeindestaaten — das sei, so wird gesagt, die Urform russischen Staatslebens, die selbst nach der germanischen Eroberung durch die Waräger sich in der Menge der Theilfürstenthümer geltend gemacht habe. Erst durch mongolische Beihülfe und durch den schrecklichen Iwan und dessen Vorfahr sei das Grossreich mit seinem Absolutismus geschaffen, welchen Peter der Grosse und seine Nachfolger mit ihren Civil- und Militärbeamten zwar europäisirt, aber auch zu einer fürchterlichen Despotie gemacht hätten. Aus jener Wurzel stamme die Leibeigenschaft, der Steuerdruck, die Branntweinpest, und all die anderen schrecklichen Übel, unter welchen das Land leide und seufze. Jetzt sei und bleibe der russische Volkskörper krank und ewig beengt und hungrig und unbefriedigt. Erst mit der

ihm natürlichen Staatsform, den freien Gemeindestaaten, werde Russland zur Ruhe und gesunden Entwickelung gelangen, während jetzt das Volk unaufhörlich gehetzt und ausgesogen werde durch seine betrügerischen und grausamen Lehr- und Zwangsmeister.

Wir West-Europäer könnten uns wohl gefallen lassen, wenn Russland sich in eine Menge von Freistaaten zersetzen würde, und jeder Russe an Kohl und Gurken genug hätte und in Ruhe seinen Wutki tränke. Unser Welttheil wäre dann von einem furchtbaren Alpdruck befreit, und seine Kultur würde in breiten Wellen ungehemmt nach Asien und Halbasien hineinströmen. Anders aber müssen der Czar, seine Staatsmänner, müssen Alle denken, denen nur das Geringste an Macht und Grösse des russischen Volkes gelegen. Für sie gibt es gar keine Anknüpfung mit Ideen, die ihnen ebenso verrucht als thöricht und heillos erscheinen müssen. Wohl mag man endlich daran denken, den unleidlichen Druck zu erleichtern, der den 15 Millionen Kleinrussen den Gebrauch ihrer Sprache in Gericht und Verwaltung vorenthält und den Polen auch die Befriedigung der einfachsten nationalen Rechte versagt. Sicher ist es an der Zeit, dem schändlichen System, wie Katholiken und unirte Griechen in die russische Staatskirche hineingenöthigt und hineinverführt werden, für immer den Abschied zu geben. Selbst eine freiere Stellung der Semstwos oder Provinzial-Landtage könnte sich wohl mit der Einheit des Reiches vertragen. Allein eine Zertheilung des Grossstaats und seiner allmächtigen Regierung in kleine Staatenfetzen, wo noch so wenig politische Stände und Stützen vorhanden, wäre gleichbedeutend mit Auflösung auf immerdar. Würde der Czar in dieser Richtung den Nihilisten nur einen halben Schritt entgegenkommen, so wäre es bald um ihn geschehen. Er würde in wilde Strudel hineingerissen und darin untersinken, und nicht einmal seines Vaters Nachruhm haben, dass er gelitten und geblutet, wie fast jeder edle Reformator.

Der jetzige russische Kaiser hat bisher klug und glücklich vor mörderischen Anschlägen sein Leben geschützt. Allein es ist wahrlich nicht angenehm, den dunkeln Grabesrand sich beständig zu Füssen schweben zu sehen. Auch ein weicher und romantischer Charakter wie Napoleon III. wollte sich durchaus nicht fürchten, dennoch sollen Orsinis Bomben nicht ganz ohne Nachwirkung für Italien geblieben sein. Ist Alexander III. von härterem Stahl geschmiedet? Ist er selbständig genug, um in dem wilden Kampfe der Parteien seine Richtung unabänderlich fest einzuhalten? Wird nicht die eine oder andere Partei auf den Kaiser zuletzt dauernden Einfluss gewinnen? Ausser der nihilistischen, die weitaus die kleinste, gibt es drei andere Parteien. Man kann die eine als die Anhänger der bestehenden Regierungsweise, die zweite als die vorwärts strebenden Liberalen, die dritte als die phantastischen Altrussen bezeichnen.

Die erste Partei umfasst einen bedeutenden Theil der Hof- Civil- und Militär-Beamten. Sie denken: unsere Arbeiten und Einrichtungen sind es, durch welche die Czaren das moderne Russland geschaffen und gross gemacht, — das wissen wir, alles Übrige ist ungewiss und nebelhaft. Insbesondere betrachten diese Männer eine konstitutionelle Verfassung nach europäischer Art mit freier Volkswahl, Parlament und freier Presse als sicheren Untergang des Staates, und weisen mit geschichtlicher Begründung darauf hin, dass in Russland nichts durch das Volk, alles durch den Czar und seine Minister geschaffen ist. Sie fürchten insbesondere den veränderlichen Sinn der Russen, ihre nicht auszurottende Abneigung gegen gleichmässiges, unverdrossenes, pünktliches Arbeiten, ihre unwiderstehliche Lust, durch Ränke und Raub am Staate sich Macht und Vermögen zu verschaffen.

Mit diesen Vertheidigern der russischen Staatseinrichtung, wie sie einmal geworden ist, liegen sich die Neuerer in den Haaren, die eine moderne Staatsverfassung wollen.

Sie fragen mit Recht, ob die Russen nicht verdienten, dessen man Rumänen und Bulgaren für würdig geachtet? Diese Konstitutionellen verlassen sich auf die »breite Natur« der Russen, die Alles ertragen, sich in Alles schicken könne. Zu ihrer Partei gehören die meisten Gutsbesitzer und Städter, so weit sie höherer Bildung sich erfreuen. Sie glauben, der giftige Sumpf, in welchem das Beamtenthum stecke, könne nicht anders ausgetrocknet werden, als durch die scharfe Luft der Öffentlichkeit, und die grossen Reformen des vorigen Kaisers in Gerichtseinrichtung, in Finanzen, in Militärwesen, in Handel und Industrie könnten erst durch konstitutionell geordnete Mitwirkung des Volkes zu gedeihlicher und lebensvoller Kraft gelangen.

Die dritte Partei zählt Anhänger in allen Ständen. Diese Altnationalen möchten, wenn es noch anginge, die ganze Geschichte Russlands seit Peter dem Grossen wie mit dem Schwamme wegwischen, um anzuknüpfen an das Urnationale, die Ur-Instinkte und Einrichtungen ihres gebenedeieten Russenvolks. Sie verschliessen ihre Augen vor der weiten Kulturleere, die sich ehemals über den russischen Ebenen ausdehnte. Religiös gesinnt, glauben sie an eine gewisse dunkle Naturheilkraft, die in der russischen Kirche und dem gemeinen Volke stecken soll. Sie wollen Raum schaffen für eine ächte, reine, ungetrübte, russisch-slavische Kultur, die sich entwickeln soll, und sie wollen als Panslavisten sämmtliche Slavenvölker des Glücks und der glorreichen Zukunft Russlands theilhaftig machen.

Die erste dieser Parteien hat den Vortheil, dass sie auf festem Grund und Boden steht; denn wahr ist es, in Russland ist Alles und Jedes in Staat und Gesellschaft und Kirche durch den Willen der Czaren geschaffen. Eben deshalb unternimmt die zweite Partei mit Einführung der Konstitution eine Kur auf Tod und Leben. Wie diese Kur dem Volkskörper anschlägt, müssen wir erst erleben. Bei der dritten Partei ist das Herz gesund, aber der Kopf voll Grössenwahn und unklarer Wünsche. Das Volksthümliche

ist ihr Ideal, »der verfaulte Westen« ihr drittes Wort, unersättlich ihr Hass gegen das deutsche Wesen. In aufgeregten Zeiten vermögen diese Männer, die sich für die ächten Russen halten und die Umgebung mit ihrer Leidenschaft erfüllen, ihre Hoffnungen und Träume und Schmerzen auch klügeren Leuten in Russland mitzutheilen, und dann denkt Alles nur an Krieg und Eroberung und wähnt, ein ungeheurer Volkssturm müsse gegen die Deutschen, die einzigen Zwingmeister der Slaven, losbrechen.

Der Charakter nun, auf welchen in Russland noch immer so viel ankommt, wie im römischen Kaiserreich auf des Cäsars Wissen und Wollen, hat sich allmählich wohl deutlich enthüllt. Der jetzige Czar wurde, so lange sein älterer Bruder — eine weiche, liebenswürdige, ideal angelegte Natur — noch lebte, blos militärisch erzogen. Stellt man sich eine tüchtige Soldatennatur vor, durchaus nichts Geniales darin, aber viel gesunder Menschenverstand, wenn auch mit langsamer Logik, so wird man Alexander III. vielleicht am richtigsten auffassen.

Vor vierzehn Jahren lebte er, so wurde vielfach berichtet, noch in russisch-nationalen und liberalen Ideen. Es war damals in Petersburg und Moskau an der Tagesordnung, dass man Zeter schrie über den Hochmuth und die Eroberungssucht der Deutschen, welche dem geliebten Frankreich, der Heimat russisch feiner Bildung, so unbarmherzig mitspielten. Popen und Hofdamen bekreuzigten sich vor der Abgötterei, welche der damalige Czar mit Kaiser Wilhelm und dessen erlauchtem Gefolge treiben sollte. Von Österreich aber wurde mit ungebührlicher Geringschätzung gesprochen. Viele Russen erblickten damals im Thronfolger bereits ihren rechten Nationalkaiser, und die Partei der Altrussen hoffte und fabelte sogar, er werde zu ihnen nach Moskau ziehen und die russische Macht zur Herrscherin der Welt erheben, welche den »verfaulten Westen« zerschlage und die Slavenvölker aus den Trümmern erlösend mit Russland vereinige.

In den letzten siebziger Jahren aber wurde der Thronfolger auffallend schweigsam. Man merkte es ihm an, dass er mit männlichem Ernst die Wirklichkeit der Dinge erwäge. Kein Wort liess er mehr fallen, das Deutschenhass oder Franzosenliebe athmete. Im türkischen Kriege zeigte er sich als einen guten und umsichtigen General, der sich militärische Achtung erwarb. Sein Wille aber machte sich mehr und mehr auch dem Vater auf dem Throne gegenüber geltend, man nannte ihn schon den Mitregenten; wenigstens schien der verstorbene Kaiser nichts mehr zu fürchten, als die Kritik, die man über sein Thun am Hofe des Thronfolgers übte. Von der Mitregentschaft kam wohl ein schönes Stück auf Rechnung der dänischen Gemahlin, der jetzigen Czarina, deren Intelligenz, Willenskraft und ruheloser Fleiss allgemein gerühmt wird. An hübschen Geschichtchen aber wussten die bösen Zungen, eine wahre Seltenheit in Petersburg, nichts vom Thronfolgerhofe zu melden. Im Ganzen genommen darf man wohl sagen, dass Russland jetzt ein Kaiserpaar von vorzüglichen Eigenschaften besitzt.

In den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung erliess der neue Czar zwei Kundgebungen, die eine so merkwürdig und bestimmt wie die andere, und doch beide von etwas verschiedener Natur.

Das Manifest, worin der Kaiser die Ermordung des Vaters und die eigene Thronbesteigung kund that, verbreitete sich nicht über die Thaten und Tugenden des Erschlagenen, sondern begnügte sich, ihn eine »reine Seele«, »Russlands Wohlthäter«, »Schirm und Hort für die Grösse Russlands und für das Wohlergehen des russischen Volkes« zu nennen. Musste schon diese Kürze und das bezeichnende Wort von der Grösse Russlands auffallen, so machte sich noch mehr das Gelübde bemerklich, der neue Czar wolle nach dem »Vermächtniss seiner Vorfahren«, die bekanntlich stets nach Ausdehnung der Reichsgränzen trachteten, sein Leben »der Wohlfahrt, Macht und Ehre Russlands« weihen.

Grösse — Macht — Ehre Russlands — so stark hervorgehoben in dieser kurzen Proklamation? Dagegen nichts über den Frieden des Welttheils, nichts über die Verhältnisse zu den Nachbarn? Offenbar wurde dieses Manifest, unter welchem kein Datum steht, im Drange des Augenblicks geschrieben, und man erkannte die Nothwendigkeit, der ersten Proklamation zwei Tage darauf eine Erläuterung folgen zu lassen, das Rundschreiben des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und dasselbe ebenfalls sofort zu veröffentlichen. Diese Kundmachung hinterliess den Eindruck eines gewissen barschen Ernstes.

Der russische Kaiser erklärte darin das »Vermächtniss seiner Vorfahren« als »Erbschaft von Traditionen, geweihet durch die Zeit und die Thaten seiner Vorfahren, die Mühen und Opfer von Generationen«. Dazu hiess es: »Russland habe seine volle Entwickelung erreicht«, d. h. also, das Reich habe die Ausdehnung bereits, so weit sie ihm nothwendig. »Gefühle des Neides und der Unzufriedenheit ständen ihm gleich fern«: — diese freundliche Beziehung konnte nur Deutschland, dem plötzlich zur Machthöhe emporgewachsenen, und Österreich, dem glücklichen Erwerber von Bosnien und der Herzegowina, gelten. Der Kaiser erklärt sodann, seine auswärtige Politik werde vollkommen friedlich sein; er werde sich ganz und gar der Sache der Aufgabe der inneren Staatsentwickelung widmen; nur die Pflicht, seine Ehre oder seine Sicherheit zu schützen, könne ihn von dieser Arbeit im Innern abwenden; nach der Kräftigung der Macht und Wohlfahrt Russlands werde er nur streben, ohne Anderen zu schaden.

Das Alles wurde so deutlich als möglich und in einer Weise vorgetragen, dass schon damals an der Aufrichtigkeit kein Zweifel erlaubt war. Und seitdem hat sich die hier dargelegte Richtung der innern und auswärtigen Politik Russlands mehr und mehr geklärt und befestigt. Die Altnationalen, denen zu Anfang etwas Spielraum gelassen wurde, hatten bald ausgespielt. Die Regierung wendete

sich um so entschiedener der Besserung der innern Zustände zu, der wirthschaftlichen, geistigen, sittlichen Hebung des Volkes, und im selben Grade näherte sich Russland wieder freundschaftlich den beiden deutschen Mächten, und das bedeutet für Russland Frieden nach Aussen.

Wenn sich also des Kaisers Regierung hauptsächlich den innern Reformen widmet, wird sich dann nicht eine mehr konstitutionelle Staatsentwickelung mit der Zeit als unabweisliche Nothwendigkeit ergeben? Das drängende Bedürfniss ist einmal in den Geistern vorhanden, es gibt auf die Länge keine andere Wahl mehr. Die Regierung muss wenigstens den gebildeten, zur Zeit allein stimmfähigen und maßgebenden Theil ihres Volkes befriedigen, und als der gegebene Weg dazu erscheint die grössere Belebung der Semstwo-Einrichtung und die Verbindung der Provinzial-Landtage zu einem Reichstage. Russland muss in den nächsten Jahren eine konstitutionelle Umbildung erfahren, und das wird auf alle Zweige der Staatsverwaltung einwirken.

Am wenigsten möchte dies nöthig sein für Gerichts- und Heeresverfassung. In beiden Beziehungen ist die Reform unter dem vorigen Kaiser noch am meisten gelungen, wenngleich gar viel zu thun und zu bessern übrig bleibt. Die schwächste Seite der vorigen Regierung war die finanzielle. Wie äusserst dürftig es um die Finanzkräfte des riesigen Russenreiches bestellt ist, gab sich wohl niemals schärfer zu erkennen, als bei dem plötzlichen Ereigniss vom 13. März. Die Nachricht berührte die europäischen Börsen kaum, gleich als wäre ein Fürst von Rumänien oder Montenegro ermordet. Russland spielt eben noch keine bedeutende Rolle im europäischen Gross- und Geldhandel.

Die Sorge für besseren Anbau des Bodens und seiner noch ungehobenen Schätze, für grössere Nutzbarmachung der Eisenbahnen und Kanäle, für eine dauerhafte und lohnende Industrie und, was wohl das Schwerste sein wird, für allmähliche Erlösung des Volkes von der Branntwein-

pest, von welcher der Staat ein Drittel seines Einkommens zieht, alles das sind volkswirthschaftliche Aufgaben, deren Erfüllung noch unendlich weit vom Ziele ist.

Eine religiöse, nicht blos kirchliche Erziehung der Massen, wahrhafte Volksbildung, Einprägen von Pflichtgefühl — das allein kann den Nihilismus ertödten; aber, o Himmel, wie dornig und mühsam ist jedes Streben in dieser Richtung! Beinahe Alles, was zur Heranbildung guter Landschulen gehört, muss erst geschaffen werden. Und woher sollen die Popen kommen, die an Stelle ihrer trägen und unwissenden, hab- und trunksüchtigen Amtsbrüder dem Volke ordentliche Predigten und seinen Kindern guten Katechismus halten? Wie will man mehr Professoren voll Lehrfreude und Begeisterung gewinnen, so lange die Katheder leer stehen, weil die dafür Vorgebildeten gut bezahlte Stellen von Branntweinaufsehern vorziehen? Und erst das Schwierigste: wie soll eine gründlich durchgreifende Besserung des Beamtenstandes erzielt, wie soll in vielen Tausenden dieses wichtigsten Standes strenge Redlichkeit und ernstes Pflichtgefühl hervorgerufen werden?

Kurz, Aufgaben in Hülle und Fülle, unerlässliche Aufgaben allerschwierigster Art, warten jeden Tag des Herrschers, der Russland wirklich auf höhere Stufen der Kultur und des Wohlstandes heben will. Gibt Alexander III. sich diesem Werke hin mit ganzer Seele, so wird er mit jedem Tage mehr darin verstrickt und gefesselt, so sehr, dass für auswärtige Unternehmungen weder Lust noch Zeit übrig ist.

Und dann eine Hauptfrage: woher das Geld zu so grossen Landesbesserungen nehmen? Mehr Steuern zu erpressen ist unmöglich. Russland hat kein anderes Mittel, seine Finanzen zu bessern, als an seinen Ausgaben zu sparen, und das kann nur durch Minderung der ungeheueren Kosten für Heer und Flotte geschehen. Da liegt der Prüfstein für die Ausführung der innern Reformen. Nirgends, als an den Heereskosten, kann gespart werden, an diesen aber ergiebig;

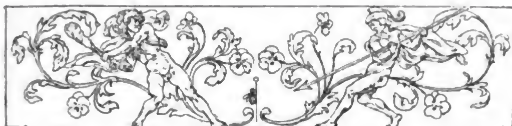
es ist ja Russland auf keiner Seite bedroht, gleichwie es Deutschland und Österreich sind. Denn Frankreich hauptsächlich ist die Ursache der Befürchtungen, die unsern Welttheil nicht zur Ruhe kommen lassen. Die freundliche Annäherung zwischen Russland und Frankreich, die gleiche Feindseligkeit beider Staaten gegen die deutschen Mächte — das war es, was bei Alexander III. Thronbesteigung in ganz Europa die Einen hofften, die Andern fürchteten. Er erklärte aber sofort bestimmt und deutlich: »Russland wird seinen Freunden treu bleiben, wird seine durch Traditionen geweihten Sympathieen unverändert bewahren, und gleichzeitig die freundschaftliche Haltung sämmtlicher Staaten mit Gegenseitigkeit beantworten; es wird die ihm unter den anderen Mächten gebührende Stellung festhalten und, für die Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichts, gemäß seinen Interessen, Sorge tragend, wird Russland von dem Beruf nicht abweichen, gemeinschaftlich mit den anderen Regierungen den allgemeinen Frieden zu schützen, gegründet auf Achtung des Rechts und der Verträge.« Hier werden zum zweiten Male die geweihten Traditionen betont und offen gesagt, dass Russland sich Deutschland und Österreich zur Seite halten und den Weltfrieden schützen werde. Nur die einzige Bedingung wird gemacht, dass das politische Gleichgewicht nicht wider das Interesse Russlands verletzt werde. Auch diesen deutlichen Wink können wir uns wohl gefallen lassen.

Also Frieden nach Aussen, ernste Reformarbeit im Innern auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, sorgfältige Sparsamkeit, wo sie erlaubt ist, ohne der Macht und Ehre des Reichs zu nahe zu treten — das ist es, was Russlands wahres Wohl verlangt, und sein Kaiser hat bisher gezeigt, dass nur dies und nichts Anderes ihm die Richtschnur gebe.

Freilich dürfen wir uns keinen Augenblick ein Hehl daraus machen, dass an der Stelle, an welcher die deutschen

Mächte früher von vornherein auf Theilnahme und Freundschaft rechnen konnten, jetzt lediglich die kalte Berechnung des eigenen Vortheils entscheidet. Das wissen wir, und möchten nach den Erfahrungen der letzten Jahre keinen Deut mehr um den Weltfrieden geben, sobald sich zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn das brüderliche Band auflöste. Mögen sie nicht blos fest verbunden bleiben, sondern sich mit einander verbürgern!





X. Neugriechen.

Zu ihrem Unglück — oder doch vielleicht zu ihrem Glück? — haben die jetzigen Griechen keinen Namen bekommen, der sie, wie Spanier, Italiener, Schweden, Levantiner, als eine Nation der Neuzeit bezeichnete. Das Völklein muss den schweren altgriechischen Kaisermantel tragen, obwohl es von jüngerem Ursprunge ist, als die andern Europäer. Byzantiner — das wäre das Wort, das seiner Volksart und Geschichte entsprechen würde. Da dieser gelehrte Name aber sich nicht einbürgern wollte, nennt man sie Neugriechen, was eigentlich neue alte Griechen besagt. Spräche man von Neugalliern, würde das nicht bedeuten, dass in den Franzosen der starke germanische Zusatz vergohren und verloren und sie wieder alte Gallier geworden? Würde man nun sagen »die jetzigen Bewohner Griechenlands«, so wäre das ein Landes- und kein Volksbegriff. Die Hellenen aber — denn so nennen sie sich selbst — möchten sich beschweren, dass man ihnen bitteres Unrecht thue, weil ihre Sprache, wenn auch kein klassisches Griechisch, doch in der Hauptsache hellenisch, und weil ihre Zukunft ihnen als nationale klar vorgezeichnet sei.

Sie haben recht: auf Geist und Sprache kommt es an. Wie ich an einem andern Orte sagte, nicht Blut und Nieren, nicht Knochen und Sehnen, nicht Leibes- und Schädel-

bildung ergeben den Volkscharakter, sondern der Geist thut es, jenes Unfassbare in uns, welches denkt, Antrieb und Entschlüsse gibt, und die Energie und Farbe der sittlichen Eigenschaften bestimmt. Diese geheimnissvolle Macht ändert leise auch den körperlichen Menschen um, indem sie in jeden Nerv, jede Hirnfaser, jedes Blutkügelchen eindringt. Vor Allem ist es die Sprache, von welcher die Volksseele genährt und gezogen, geätzt und geschliffen wird, welche sie durchdringt und beherrscht. Die Sprache ist nicht Kleid oder Rüstung, die man an- und ablegt, sondern die seelische Eigenschaft und das logische Gesetz, welches sich mit den sinnlichen Lauten zur Sprache verschmolzen hat, theilt sich Jedem mit, der sie annimmt.

Nun geht aber unter unsern Augen die Neubildung und zugleich das rasche Wachsthum des neugriechischen Volkskörpers vor sich, und was noch wunderbarer, die hellenische Sprache hat, seit Griechenlands Herrlichkeit in Asche und Trümmer sank, sich wohl verändert und mit Fremdartigem vermischt, sie ist aber all die langen Jahrhunderte hindurch nicht untergegangen, sondern belebt und veredelt sich zusehends mit frischer Kraft. Wenn der dreissigjährige Krieg nicht ein, sondern ein paar Menschenalter gedauert hätte, wie viel würde wohl von ächtem Deutschthum übrig geblieben sein? Wie oft aber hat das griechische Land von jener Zeit an, als Römerheere zuerst es plündernd durchzogen, unsägliche Verwüstungen erduldet! Wiederholt schien allerorten, was griechisches Blut war, ausgerottet auf immer.

Vom siebenten bis elften Jahrhundert war die fürchterlichste Zeit. Umbrandet von einer wilden Völkerflut, konnte das byzantinische Kaiserthum sie zuletzt nicht mehr zurückdämmen. Slaven, Bulgaren, Avaren strömten ein; besonders waren es Slaven, die fast das ganze alte Griechenland überzogen. In jenen Gegenden, wo man noch vor fünfzig Jahren blos slavische Ortsnamen antraf, muss vollständige Einöde gewesen sein, weil ja das eingewanderte

Volk, wenn noch einheimisches da gewesen wäre, die Ortsnamen von diesem angenommen hätte. Und heutzutage? Die ganze slavische Bevölkerung ist vollständig von der griechischen zersetzt, aufgesogen, umgebildet. Schon seit den letzten sechs Jahrhunderten spricht und denkt in Hellas alles, was vordem slavisch war, griechisch.

Allein noch eine andre Volksart breitete sich, namentlich unter der langen schrecklichen Türkenherrschaft, mehr und mehr über Griechenland aus, bis sie Hydra und Spezia besetzte. Das waren die Albanesen, deren Mundart vor einem Menschenalter noch in Dörfern nicht weit von Athen vorherrschte. Und jetzt? Alle Albanesen im Königreich sprechen griechisch, die Kinder lernen es gerne, höchstens alte Frauen verstehen es noch nicht. Mehr aber, die Albanesen sind auch äusserlich Hellenen geworden vom Kopf bis zum Scheitel.

Drei Volksarten sind es also, die sich zur neugriechischen verschmolzen haben — die ackerbauenden Slaven, von Natur weich, schmiegsam, unzuverlässig, — die Krieg und Raub liebenden Albanesen, hart und kühn, zäh und eigensinnig, — die Hellenen, das rührigste, geschickteste, pfiffigste Handels- und Schiffervolk der Erde. Sie alle sind von den paar Tröpfchen ächten Griechenblutes, das nach der Römer- Byzantiner- und Türkenzeit noch übrig geblieben, wie von einem belebenden Äther durchdrungen. Sie sind wirklich ein gleichartiges Volk geworden, in welchem gleiche nationale Tugenden und gleiche nationale Laster verbreitet sind, — Leute voll Tücken und Untreue, voll Geiz und Raubsucht, voll kindischer Eitelkeit und elender Parteisucht, aber auch Leute, die glühender Ehrgeiz, hochherzige Vaterlandsliebe, ein Lern- und Bildungstrieb ohnegleichen, lebhafte Freude an Geselligkeit, Kunst und Literatur auszeichnen.

Gegenwärtig nehmen die Neugriechen eine vierte Volksart in Bearbeitung, die Walachen, die weite Gebiete in Epirus und Thessalien besetzt haben. Auch diese werden

dem scharfen und eindringenden und doch so geschmeidigen Wesen der Neugriechen auf die Länge nicht widerstehen, wohl oder übel werden auch sie deren Sprache und Sitte annehmen. Und dann? Ja dann werden sich die Neugriechen noch weiter und weiter ausdehnen. Mit ihrem ausbündigen Kolonisations- und Geldsammel-Talent, mit ihrer durchtriebenen Findigkeit, mit ihrer rastlosen, raubsüchtigen Thätigkeit in Handel und Gewerbe werden sie nach und nach alles wieder gewinnen, was jemals zu den Hellenen gehörte. Dann aber sind auch sie, sie allein die natürlichen Erben der zerfallenden Türkenherrschaft, der Herrschaft am Bosporus, in Thrakien, Hellas und im vordern Kleinasien.

Vielleicht haben Wenige so viele Küsten und Inseln, an und auf denen Neugriechen wohnen, im ganzen Bereich des griechischen Meeres besucht, als der Verfasser dieser Zeilen[1]. Überall in den entlegensten Ortschaften und Klöstern traf ich auf das eine gleichartige Nationalgefühl, überall lebte in den Bewohnern nur der Gedanke, dass sie lebendige Theile des Volkskörpers der Neugriechen seien, dass in diesem das edelste Blut des Morgenlandes fliesse, dass ihm die Zukunft des Orients gehöre. Noch viele dunkle Sturmwolken werden sich vielleicht über jene zauberhaft schönen Gefilde wälzen, schwere Verwickelungen können sich noch vorbereiten, unabsehbar: — diese Griechen werden ausdauern, fort und fort an Zahl und Menschen und Vermögen zunehmen, werden endlich als die Letzten und die Stärksten auf dem Platze sein.

Die Türken werden es ihnen sicherlich nicht wehren. Wo Türken wohnen, ist ihr Niedergang ersichtlich: sie werden Tag für Tag ärmer an Geld und Gut, aber auch an Volk und Kraft. Griechen aber sind es, die ihnen den Grundbesitz abkaufen und die abgehausten weiter schicken.

---

[1] Vergl. Franz von Löher, Griechische Küstenfahrten, Leipzig 1876. Kretische Gestade, Leipzig 1877. Cypern, 3. Auflage, Stuttgart 1880.

Wo zehn türkische Familien im Wohlstand leben und zwei oder drei griechische in Armuth, kehrt sich das Verhältniss in zwanzig, oft in zehn Jahren um. Zur Zeit sind die Türken noch die Stärkeren. Möchten die Griechen so unvorsichtig sein, dass sie auf eigne Hand die Türken angriffen, würden sie von ihnen erdrückt werden. Denn die neugriechische Kriegsmacht steht noch immer auf schwachen Füssen, dem Heere fehlt es an Geld und Gehorsam. Deshalb würde Griechenland selbst dann in schwere Noth gerathen, wenn Kurden oder Afghanen, gleichwie einst die Araber unter Mohamed, sich in fanatischen zahllosen Haufen darüber herwürfen. So wenig aber dergleichen — und andre nationale Kräfte gibt es im Morgenlande nicht mehr — zu fürchten, eben so gewiss stände den Griechen wider all ihre Feinde ausreichende Hilfe von Westen her zur Seite.

Die Neugriechen sind die Schützlinge des gebildeten Europas; in dieser Stellung fühlen sie sich sicher, und dürfen zuversichtlich erwarten, dass ihnen bei der nächsten grossen Verwickelung im Orient Kreta, ein weiteres Stück Festland im Norden, und noch einige von ihrem Volke bewohnte Inseln zufallen. Es geht ihnen, wie den Italienern: weil sie früher so viel verloren haben, gewinnen sie jetzt von selbst bei jeder Wendung der europäischen Geschicke.

Freilich ist ihre Lage gerade deshalb eine abhängige und gedrückte. Da sie noch eine gar zu kleine Macht bilden, dürfen sie nur mit höherer Erlaubniss den Arm ausstrecken über ihre dermaligen Gränzen. Bei der übermächtigen Stellung, welche jetzt europäische Mächte im Morgenland einnehmen, ist es wahrscheinlich, dass bei dem Zusammenbruch des türkischen Reiches die Herrschaft am Bosporus wie in Syrien und Ägypten zunächst Europa zufällt, nicht aber den Griechen allein. Jedoch eben so möglich ist, dass dies nur eine Übergangszeit wäre, ähnlich wie im dreizehnten Jahrhundert, als die Franken Konstantinopel besetzten, um nach sechszig Jahren wieder vertrieben zu werden. Damals nahmen den

Kaiserthron wieder die Byzantiner ein, jetzt würden schliesslich doch wieder die Neugriechen obenauf kommen, jedoch nicht wie jene mit abnehmenden, sondern mit frischen wachsenden Kräften.

Ein berühmter Künstler, der aus Hellas hervorgegangen und jetzt in München wohnt, der Historienmaler Gysis, hat mit dem glücklichsten graphischen Talent uns ein paar Charakterköpfe seines Volks gezeichnet.

Da stellt sich zuerst dar der Kapitän auf gefahrvoller See, der Häuptling im Gebirgskriege, der Parteiführer im Parlament — wie er leibt und lebt — der Mann mit behaarter Brust, dem steifen harten Nacken, dem scharfen Adlerblicke, dem stolz aufgerichteten, jedoch etwas vorgebeugten Kopfe, der allem, was da kommen kann, kühn entgegenschaut. Ist nicht der ganze Mann erfüllt von Frohsinn, Zuversicht, Eigensinn und unversieglicher Stärke? Spielt nicht etwas wie wilde Eitelkeit über dieses Antlitz? O, in diese harten Köpfe muss noch viel hinein, ehe sie lernen, dass die parlamentarische Verfassung zu bessern Dingen dienen soll, als um tagelang politisches Geschwätz zu verführen und den Staat auszubeuten.

Neben dieser nationalen Art, die wir die albanesische nennen müssen, gibt es bei den Neugriechen noch eine zweite, die levantinische, — die Gestalt etwas breit, ja in's Dicke und Schwammige gehend, in dem rundlichen Gesicht nur die Stirn- und Nasenbildung von edlerer Form, hervorleuchtend auch hier die klugen Augen. Jene albanesische Art ist wie lauter Sehnen und Knochen, die Levantiner dagegen sind fleischig, weichlich, überhaupt mehr slavischer Natur.

Aber wo bleibt da, fragt vielleicht Mancher, die ideal schöne griechische Gestalt? Nun, auf Thasos, Samothrake, Lesbos, im cyprischen Berglande und andern Inseln findet man noch die schlanken, biegsamen und doch kräftigen Leute, vor allem unter den Sphakioten auf Kreta: im Ganzen genommen ist bei den jetzigen Griechen die männliche Schön-

heit keineswegs überwiegend. Einen Trost dafür wüssten wir wohl, doch wir dürfen ihn nur flüsternd sagen, damit es die Meister der klassischen Philologie nicht hören. Es will uns nämlich bedünken, als wäre es auch bei den alten Griechen mit der idealisch schönen Leibesgestalt nicht gerade so weit her gewesen. Wir wissen wie Äsop und Sokrates aussahen, und wenn wir die Büsten von manchem im Alterthum berühmten Griechen schärfer betrachten, so können wir uns kaum verhehlen, dass an dem geistvollen Haupte unmöglich ein schlanker Heldenleib gesessen hat.

Wenden wir uns nun zur schöneren Hälfte des Volkes! Weil das Weib zarter ist von Leib, edler im Denken und Dulden, wankelmüthiger die Willenskraft, dabei abhängiger vom Naturleben, als der Mann, so kommt es bei Völkern auf niederer Bildungsstufe niemals zu seinem vollen Recht und Adel. Die alten Griechen ahnten dies wohl, Weibesadel und Frauenrecht: da aber ihre Haussitte sich niemals von den Einflüssen Asiens befreien konnte, so wussten sie die Sache nicht anders zu machen, als das weibliche Geschlecht in zwei Theile zu scheiden. Der eine Theil war zur Verschleierung und Haussitte verurtheilt: das waren die Ehefrauen, deren Bestimmung sich darauf beschränkte, dem Manne Vermögen und eheliche Kinder zu bringen und sein Hauswesen zu führen. Der kleinere Theil des weiblichen Geschlechts nahm Stellung ausser der Ehe: dies waren Mädchen, die durch Geist und Schönheit glänzten wie durch unabhängigen Sinn und sich der Kunst, Literatur und freien Liebe ergaben. So sehr das öffentliche Leben dem Griechen Hauptsache war, gleichsam die helle Blüthe auf dem dunkeln Untergrunde der Haussitte, so wenig konnte er der Hetären entrathen.

Das hat sich bei den Landesnachfolgern entschieden geändert. Die Schwester ist dem Bruder, die Frau dem Manne ebenbürtige Lebensgenossin. Im Haushalt, in der Kindererziehung, in der Pflege ihrer Angehörigen haben sie ihren nächsten Beruf, im Familienrathe in der Regel die

erste Stimme und in der Gesellschaft bewegen sie sich in voller Ehre und Freiheit. Wiederholt kämpften und eiferten neugriechische Frauen in den vordersten Reihen, wo es des Volkes Heil und Bestehen galt. Ihr Fleiss ist unermüdlich, ihre Sparsamkeit werthvoll wie ein Schatzbrunnen, ihre Keuschheit erhaben über Anfechtung.

Die neugriechischen Frauen sind es vor allem, welche den schönen Familiensinn nähren und pflegen, welcher ihr Volk adelt und auszeichnet. Es ist rührend und fast unglaublich, wie die Familienglieder für einander arbeiten, dulden und sparen, wie die Brüder nicht heirathen, ehe die Schwestern versorgt sind, und wie die Ehre des einen Glück und Noth der andern.

Hier aber löst sich auch das historische Räthsel, weßhalb dieses Volk nach zweitausend Jahren der Unterdrückung und Zerstreuung noch immer da ist, und mehr, noch immer frisch und zeugungskräftig ist.

Wo das Familienleben nach aussen fest und gediegen im Innern lauter und lebensvoll, da gleicht es einer unzerstörbaren Burg, in deren Schutz und Wärme das Volk sich stets wieder erneuert.

Mag dieses noch so arg in Krieg und Noth zusammenschwinden, mögen noch so mächtig fremde Sitten und Sprachen sich eindrängen, — im Schooße des Hauses wachsen immer wieder genug Buben und Mädchen auf voll nationalen Sinnes, stärkt sich immer wieder die nationale Sitte und Sage. Hierin liegt das Geheimniss, weßhalb dieses Griechenvolk, trotz vielfacher Verheerung und Bedrängniss, wie sie kaum ein anderes erduldet hat, sich gleich den Deutschen jedesmal in kurzer Zeit wieder erholte und in seinem nationalen Wesen wieder aufblühte.

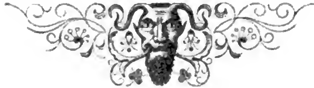
Unser Künstler hat uns drei schöne Typen der Frauen seiner Heimath gezeichnet.

Da ist die Vornehme im reichgestickten Gewande, welche das Haupt fast orientalisch verhüllt, sie schaut uns an mit schönen weichen Zügen, mit grossem stillen Auge, wie

ihres Volkes Schicksal, das voll uralter Noth und Klage, aber auch voll Schönheit und Erhebung der Gemüther.

Die zweite mit dem Kopfputz von Münzketten ist aus dem Mittelstand, eine immerfort fleissige, welche nie das Strickzeug beiseite legt, den Keller mit Speisvorrath und den Koffer mit Leinen füllt. Nur die Freude am Spielen ihrer Kleinen, auf welche sie voll herziger Mutterfreude niederblickt, lässt einen Augenblick die geschäftigen Hände ruhen.

Endlich das Mädchen aus dem Volke, das sein schwarzes, üppiges Haar flicht, ist die Schalkheit, der Muth und Witz, die siegende Fröhlichkeit selbst. Gern möchten wir ein Viertelstündchen mit ihr plaudern, wäre nur ihre Mundart — jedes Thal in Griechenland hat seine Eigenthümlichkeit darin — nicht etwas schwer zu verstehen.





XI. Die Armenier.

Wie unter den Menschen gibt es unter den Völkern Unglückliche, die bei guter Herkunft und Erziehung, bei reichen Gaben des Geistes und Gemüthes doch niemals etwas Rechtes vor sich bringen. Gewöhnlich liegt der Grund darin, dass es ihnen an irgend einer männlichen Eigenschaft fehlt, sei es am gemeinen bürgerlichen Verstande, oder an Fleiss und Ausdauer, an Muth und Unternehmungssinn. Es kann nicht ausbleiben, dass sie mit der Zeit etwas vom Wesen der stillen Sonderlinge annehmen, und wenn ihnen nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe kommt, der sie herausreisst, so vertiefen sie sich mehr und mehr in ihr Innerliches, werden sehr alt, und hoffen noch immer auf eine Wendung der Dinge, die sie zu Ehren und Ansehen bringt, indem sie Gelegenheit darbietet, ihren inneren Reichthum zu offenbaren.

Ein solcher stiller Sonderling unter den Völkern sind die Armenier, und zwar einer der merkwürdigsten. Kommt man in ihre alte Heimat, die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegt, im Norden vom Kaukasus, im Süden von Persien und Klein-Asien begränzt, so haben sie da ein nationales Mekka, welches jeder ächte Armenier einmal im Leben besuchen soll. Der Ort heisst »Er stieg herab«, in ihrer Sprache Etschmiasin, das soll sagen: auf

dieser Stelle stieg Christus herab in der hellen Gestalt eines Lichtstrahls, welcher plötzlich den Geist des National-heiligen beseligend erfüllte, damit Dieser seine heidnischen Landesgenossen erleuchte und bekehre. Ein Volk also voll tiefer innerer Würde, dass es sich so hehren Wunders werth hielt.

Aber die Armenier weisen auch auf ihren Hauptberg hin: den Ararat, der aller Berge vornehmster sei. Denn in den reinen Lüften auf seinen grünen Abhängen sei das Paradies gewesen, und als das Menschengeschlecht in der Sündfluth seine Schuld gebüsst, sei die Arche mit ihrem Inhalte nach diesem Berge zurückgekehrt. Hier sei sie stehen geblieben und ihre Trümmer sollen noch oben auf dem Berge liegen. Die alte Hauptstadt des Landes heisst Eriwan, das bedeutet die Sichtbare; denn dort erblickte Noah wieder das erste trockene Plätzchen, und als er »aus dem Kasten trat«, pflanzte er am Ararat den ersten Weinstock. So dienten wiederum zur Wiege des Menschengeschlechtes diese lichten Berghöhen, von denen es später niederstieg, die Erde zu bevölkern. Damit stimmt nicht blos, was die Bibel vom Ararat-Berge erzählt, überein, sondern auch der Bericht, welchen der Baalspriester Berosos zur Zeit Alexanders des Grossen über die Fluthsage schrieb. Auch darin wird Armenien als das Land bezeichnet, in welchem die Arche stehen geblieben. Von dort seien die Überlebenden nach Babylon gewandert, um alte Schriften auszugraben. Das alte Holz der Arche liege aber noch oben auf dem Ararat, und von dem Harze, mit welchem es bestrichen sei, holten sich die Leute und brauchten es als Mittel gegen schwere Krankheiten.

Eigenthümlich fasst es Einen an, wenn für solche Geschichten urgrauer Vorzeit noch heute gläubig Ort und Stelle nachgewiesen wird, wo sie sich zugetragen. Viele Thatsachen aber, welche die ethnographische Wissenschaft hat feststellen können, lassen es als möglich zu, dass Armenien die Heimath der kaukasischen oder, wie man auch

sagt, mittelländischen Rasse in jener Urzeit gewesen, wo ihre Hauptstämme noch ungetheilt zusammen sassen [1].

Nun wird auch in alten Schriften der Armenier behauptet: ihr Land sei der Mittelpunkt der Welt und der Ararat der Nabel darin. Und in der That steht der Ararat mitten in der längsten Landlinie, mag man sie messen vom Senegal bis nach Peking oder vom Kap bis zur Behring-Strasse. Gerade in der Mitte steht der fabelhafte Berg zwischen den beiden grössten Ozeanen und den beiden grössten Wüsten. Wir brauchen jetzt nur auf einen Globus zu blicken, um das zu erkennen: aber woher wussten es die alten Gelehrten der Armenier?

Wohl war es natürlich, dass an den Ararat, den höchsten und schönsten Berg, welchen damals die Menschen kannten, der in einem einzigen prachtvollen Schwunge aufsteigt und wie eine gewaltige Himmelssäule von 16,000 Fuss Höhe dasteht, sich allerlei erhabene Vorstellungen und Sagen anknüpften. Durch all dies Gewebe blickt aber eine klare historische Wahrheit: Armenien war schon in den Anfängen unserer Geschichte ein Kulturland, von welchem aus die Völker Vorderasiens befruchtet wurden. Das wird auch bestätigt durch die assyrischen Denktafeln, die in unseren Tagen aufgegraben worden am unteren Euphrat. Nicht aus einem eingebornen Volke, den Chaldäern, ist dort die erste Kultur entsprungen, sondern die Chaldäer selbst sind erst hervorgegangen aus der Verschmelzung mit einem höher gebildeten Volke, das von den Höhen Armeniens, von denen Euphrat und Tigris niederströmen, erobernd herabzog.

Sicherlich muss nun ein Volk, das von jeher diese hochberühmten Ursitze der Menschheit innehatte, das vom Anfange der Weltgeschichte an all ihre Zeitläufte hindurch sich dort behauptete, ein begabtes Volk sein, eine Nation

[1] Vergleiche das treffliche Werk: Allgemeine Ethnographie von Friedr. Müller. Wien, 1873, Seite 68 bis 71, 438, 439.

ganz besonderer edler Art. Sollte diesem Volke nicht noch eine hohe Bestimmung erblühen? Die Armenier sagen das nicht laut, aber wenn ihr Geist sich mit jenen Sagen beschäftigt, müssen sie es nicht im Stillen denken?

Freilich, die Thatsachen der Geschichte und Gegenwart schlagen kläglich diesem hohen Völkeradel ins Gesicht: sie zerreissen und zerfetzen der Armenier Ruhm, dass gar wenig mehr davon übrig.

Sie sind nicht mehr ein zusammenhängendes Volk, sondern nur der Hauptheil wohnt noch im alten Lande, zertheilt unter türkische, persische, russische Herrschaft, und dieser Hauptheil lebt arm, roh und elend. Die sich Geld und Bildung erwarben, wohnen fast alle durch weite Länder zerstreut. Diese sind reiche Handelsherren in Geld und anderer Waare, Wirthe und Köche, Kürschner, Goldarbeiter, Fuhrleute, Bediente höherer und niederer Art, Ärzte, Gelehrte, Offiziere und Beamte. Jene Hauptmasse, die in Armenien zurückgeblieben, treibt durchgehends Hirtenwerk und Ackerbau, wohnt mit dem Vieh zusammen in nackten Stein- und Erdhütten, und führt ein jämmerliches Leben in ewiger Furcht vor Plünderung durch Kurden und andere Räuber. Ihre Städte sind Ruinen, ihre Häuser voll Gestank und Unrath.

Rechnet man nun die armenischen Volkstheile zusammen, die dort zwischen Kleinasien, Persien und dem Kaukasus noch einigermaßen zusammenhängen, so werden etwa drei Millionen herauskommen. Einige meinen zwar, es seien nicht viel mehr als eine einzige Million, während die Armenier selbst fünf Millionen annehmen. Überschlägt man aber die grosse Anzahl armenischer Wohnungen, das weite Gebiet, über welches sie zerstreut, und die Menge von Erwachsenen, Kindern und alten Leuten, — denn Armenier pflegen alt zu werden, — die in einer einzigen Hütte beisammen wohnen, so darf man wohl bei der Annahme von drei Millionen stehen bleiben.

Der Glanz Armeniens zeigt sich in und um Konstan-

tinopel. Dort stellen sie, die Zuwanderer, selbst die alten griechischen Besitzer in Schatten. Am Bosporus liegt ja für ganz Vorderasien und die Länder am Balkan und an der unteren Donau der grosse Geldplatz, auf welchem alle Münze einströmt, und in Geld- und Wechselgeschäften schwimmt der Armenier wie ein Fisch im Wasser. In Konstantinopel wohnen 200,000 Armenier, die als Steuerpächter, Banquiers und Kaufleute, als Mäkler und Dollmetscher, als Berather und Hausverwalter türkischer Grossen, als Juweliere, Schneider und Pelzhändler, als Köche, Bediente und Lastträger sich rührig umthun, und wo ein jeder sein kleines oder grosses Vermögen macht. Viele besitzen in der herrlichen Umgegend die schönsten Landhäuser, angefüllt mit allem orientalischen Luxus. Der Türke hat viel lieber, als mit Griechen und Europäern, mit dem schmiegsamen und verschwiegenen Armenier zu thun, und es gibt kein vermögliches türkisches Haus, das nicht seinen armenischen Bedienten oder Unterhändler hätte. Dasselbe ist der Fall in allen grösseren Handelsstädten der Türkei: in Adrianopel, Philippopel und Salonich, in Smyrna, Brussa, Trebisonde, Beyrut, Damaskus, Jerusalem und Bagdad, überall ist der Armenier der vielkundige und bedächtige Geschäftsmann, der sich niemals einen Augenblick aus dem ruhigen Gleichgewichte bringen lässt, insgeheim aber in Aller Taschen und Herzen Bescheid weiss. Im Ganzen darf man auf die europäische Türkei ausser Konstantinopel noch hunderttausend Armenier rechnen und auf die asiatische, ausser Armenien selbst, ebensoviel.

Nächst der Türkei ist Russland der Boden, auf welchem sie am besten gedeihen, und hier wissen sie nicht blos im Handel und Wandel, als Baumeister und Unternehmer gewerblicher Anlagen, sondern auch als Ärzte, Professoren, Offiziere und Beamte ihren Weg zu machen. In Odessa, Astrachan, Charkow, Moskau, St. Petersburg und Warschau gibt es nicht wenige der ersten Häuser, die armenischen Ursprunges sind. Im diesseitigen Kaukasus oder dem Gou-

vernement Stawropol, ferner rings um das schwarze Meer in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Taurien, der Krim, aber auch in Polen haben sich armenische Ansiedler zahlreich ausgebreitet. Im Ganzen darf man auf das europäische Russland gut eine halbe Million Armenier rechnen.

Auch im übrigen Europa, namentlich in Siebenbürgen, Ungarn und Galizien, gibt es ihrer nicht wenige, in Österreich-Ungarn zusammen gegen zwanzigtausend. Wohlbekannt sind die armenischen Handelshäuser in Wien, Triest, Venedig, Marseille, London und Amsterdam.

In Persien wohnen mindestens noch hunderttausend Armenier, von dort zogen sich an fünftausend nach Ostindien. Auch an der Nordküste von Afrika liessen sie sich nieder in der Zahl von einigen Tausenden. Nur nach Amerika sind sie nicht gewandert, oder, kamen sie hin, hielten sie nicht aus: die fliegende Hast des amerikanischen Geschäftslebens wollte ihnen nicht behagen.

Also mehr als der vierte Theil des armenischen Volkes, weit über eine Million, ist in aller Welt zerstreut. Jedermann denkt dabei an die Juden und Zigeuner, allein es besteht doch ein grosser Unterschied. Von zigeunerischer Wandersucht ist im Armenier kein Funken, im Gegentheile ist er schwerfällig und klebt an der Scholle, auf welcher er sich einmal angesiedelt hat. Gewaltige Schicksalsschläge, wie sie das jüdische Volk in seiner Heimath ausmerzten und vertrieben, haben die Armenier nicht getroffen. In ihrem Hauptbestande wohnen sie noch in ihrer uralten Heimath, und ihre Auswanderer zogen freiwillig fort, entweder weil Noth und Druck in der Heimath unerträglich wurden, oder weil Landsleute, denen es in der Fremde gut ging, sie herriefen.

Vom Grosshandel in der Türkei und in ganz Vorder-Asien gehört den Armeniern ein so mächtiger Antheil, dass er ausser allem Verhältnisse zu ihrer Anzahl steht, und noch zehn Mal grösser ist ihr Besitz an gemünztem Golde. Wo all das Geld bleibt, das sie am Bosporus fort

und fort einnehmen, wer weiss es? Fast könnte man denken, sie speicherten es auf für eine künftige hohe Bestimmung ihres Volkes. Denn von den ungeheuren Summen, die in ihre Truhen fliessen, kommt nur ein Theil wieder zum Vorscheine, nämlich was sie für Wohlleben, Frauenschmuck und Juwelen — Perlen und Edelsteine lieben sie sehr — ausgeben oder für ihre Schulen und nationalen Stiftungen. Von der Wage- und Unternehmungslust, welche den Juden anreizt, sein Kapital wieder aufs Spiel zu setzen, lässt kein Armenier sich Ruhe und Behagen rauben. Höchst vorsichtig in Allem, was er beginnt, lässt er sich auf kein Geschäft ein, das nicht klar überschaulich ist und sich sicher berechnen lässt.

Doch das führt uns auf den Charakter der Armenier, der in der Türkei, besonders im Spiegel der vornehmeren Kreise, nicht gerade rosig gefärbt erscheint. Mit Unrecht, denn des Armeniers Tugenden wiegen leicht seine Schwächen auf.

Die Natur gab dem Armenier auf den schweren Lebensweg einen grossen Vortheil mit: einen starkknochigen Körper mit breiten gedrungenen Muskeln und eisernen Nerven. Wer einmal mit Armeniern zu thun hatte, kennt sie auch anderswo leicht heraus: so eigenthümlich sind das schwarze Gebüsch in Haar, Brauen und Bart, das dunkle halbverschleierte Auge, die breite Stirne, der sinnliche Mund mit fast thierischem Gebisse, das Stierartige, Kraftvolle und doch so Glanzlose in der ganzen Gestalt. Äusserlich erscheint der Armenier wie geschaffen zum ausdauernden Lastthiere.

Fleiss, Mässigkeit, Ordnungsliebe und Sparsinn, kurz eine gute verständige Lebensführung wird Niemand dem Armenier absprechen. Sein Hauswesen hat einen streng patriarchalischen Zuschnitt. Die Armenier ehren Vater und Mutter, halten ihre Frauen gut, und für Weib und Kind ist der Hausvater eine Art Halbgott. In seinem Daheim verlebt der Armenier seine himmlischen Stunden.

Er schmückt Frau und Töchter mit den kostbarsten Gewändern und sorgt väterlich, dass Alle im Hause viel zu essen haben und sich warm kleiden. Dafür will er aber auch sein Haus für sich allein haben und kann sich gar nicht darein finden, die haremartige Abgeschlossenheit nur ein wenig zu lüften.

Einem Familiengliede, dem Landsmanne, dem Geburtsorte mit gutem Rathe und offener Hand zu helfen, erscheint den meisten Armeniern als Gewissenspflicht. Sie alle bindet fest zusammen die gleiche religiöse Überlieferung mit ihren heiligen Sagen und Gebräuchen, und keinen Augenblick verlässt sie das lebhafte Bewusstsein, dass die Armenier eine besondere Kirche bilden. Volk und Kirche sind wie Ein Pulsschlag und Ein Gedanke. Deshalb ist ihr Nationalgefühl so tief, so zähe, so empfindlich. Die Gebildeteren sind in ihrer Geschichte wohl zu Hause, verweilen beständig bei deren Glanzpunkten, und sprechen von Assyriern und Römern, von Persern und Arabern, als hätte mit diesen ihr Volk nicht vor tausend, sondern vor hundert Jahren gekämpft. Deshalb lassen sie auch in der Fremde, wo immer sie sich ansiedeln, selbst wenn sie zu hohen Ehrenämtern emporsteigen, auf ihrem Heerde das nationale Feuer niemals ausgehen, und wenn die Griechen viel thun für ihre Lehranstalten, ihre Spitäler und Genossenschaften, die Armenier thun für die ihrigen noch viel mehr, nur machen sie nicht so viel Redens davon.

Hervorstechend ist ihr Lerntrieb, ihre Achtung vor der Wissenschaft, ihre Freude an geistiger Beschäftigung. Wo immer sich eine Handvoll Armenier niederlässt, gleich haben sie neben der Kirche auch eine Schule und lassen Zeitungen kommen. Kein anderes Volk hat sich in der Fremde so viele geistige Mittelpunkte seines nationalen Lebens geschaffen. Ihr Bildungstrieb umfasst aber weniger das Grosse und Weite, als das Viele und Kleine. Sie zeigen sich nicht besonders schöpferisch, halten sich vielmehr gern an dasjenige, was ihnen von den Vorfahren an Wissen und Büchern überliefert ist.

Jedoch nicht blos auf den Gebieten des Wissens, in jeder Laufbahn bekundet der Armenier gewöhnlich eben so viel Intelligenz als praktischen Sinn. Ackerbau und Handel sind die Lieblingsbeschäftigung. Als Landwirth verwerthet er seine körperliche Stärke, die das Vieh und das Werkzeug und den Boden bezwingt. Als Kaufmann oder Mäkler oder Unternehmer macht er keine grossen Sprünge, ruhig und bedächtig fasst er ein Ziel nach dem anderen ins Auge und verfolgt es hartnäckig und gleichmüthig. Im ganzen Orient sind die Armenier gefürchtet wegen ihres Handelsgeistes oder vielmehr wegen der unwiderstehlichen Schärfe und Rührigkeit dieses Geistes, der zugleich eine wunderbare Geschicklichkeit besitzt, seine Schneide zu verbergen. Es ist, als könnte ein Armenier durch Holz und Eisen hindurch sehen, wieviel Geld in des Geschäftsfreundes Kasse liegt, und ihm seine Pläne von der Nasenspitze ablesen, während das eigene Gesicht in marmorner Ruhe bleibt und Lippe und Auge nur das ewig gleiche verbindliche Lächeln bekunden. Was auch ein Armenier betreiben möge, jeder macht endlich seinen Weg. Das taktmässige Uhrwerk in seinem Geiste steht niemals still. Auch der arme Lastträger in den Seestädten, während er gebückt unter einer Last daherschreitet, die uns für einen Menschen ungeheuer dünkt, berechnet im Gehen, wieviel Geld er am Abend übrig hat, wieviel das im Monat ausmacht, wie er es sicher verwahrt, und ob er nicht über's Jahr ein kleines Kapital verdient habe, um ein Geschäft anzufangen. Der armenische Diplomat, der sein Talent weit hinten in Tunis oder Marokko verwerthet, scheint, wenn man ihn Abends unter seinem Dache sitzen sieht, das herzlichste Behagen selber zu sein, und doch erwägt er fortwährend, was er des anderen Tages thue, um diesen oder jenen Gegner zu schlagen oder zu gewinnen, damit seine Stelle noch einträglicher werde.

Eine nationale Kunst muss man es nennen, wie jeder Armenier sich zu schicken und zu drücken, zu krümmen

und zu schmiegen weiss, damit er an harten Ecken vorbeikomme. Trifft ihn ein Stoss, ein Schicksal, das jedem Andern ans Leben ginge, sein Gleichmuth verlässt ihn keinen Augenblick. In Leib und Seele steckt ihm eine gewisse grobe Härte und Zähigkeit, etwas Unverwüstliches, das jede Erschütterung verwindet.

Das alles sind vielleicht nicht liebenswürdige Eigenschaften, aber für Bestand und Fortkommen eines Volkes doch gewiss höchst schätzenswerth. Auch die starke Kehrseite fehlt nicht. Welches Volk hätte nicht seine Schwächen? Bei dem Armenier treten zwei grosse Schwächen hervor: die eine hat er mit dem Türken gemein, die andere mit dem Kleinrussen.

Bekanntlich ist der Türke niederen Standes ein biederer und redlicher Mensch, und so lange sein Nationalgefühl oder sein Glaubensstolz nicht beleidigt werden, gerecht und gütig gegen alle Welt, friedsam und geduldig. Seinen Gast ehrt er von Herzen, und auf sein Wort kann man sich verlassen. Ziemlich dasselbe gilt vom gemeinen Armenier, und dadurch zeichnet sich dieses Volk höchst vortheilhaft vor den Griechen aus, denen leichter Wankelmuth, Untreue und behende Raublust in allen Adern sitzt. Wehe aber dem, der einem gebildeten Armenier in die Hände fällt! Er ist in einen dunklen Abgrund von Listen und Ränken gefallen; ein Netz umgibt ihn, das unsichtbar, unentwirrbar, unzerreissbar; er kommt nicht wieder hinaus, ehe ihm die letzte Habe genommen ist. Kein Anderer betreibt dies Geschäft der Plünderung nur entfernt mit solcher entsetzlichen Kälte und Unbarmherzigkeit, als der Armenier. Das ist das allgemeine Urtheil im Orient, und damit stimmt zusammen, dass dort zum geschmeidigen und tückischen Ausspioniren, zum spitzbübischen Geldbeschaffen, Niemand geschickter ist, als ein halbwegs gebildeter Armenier. Der Türke hasst den Armenier aus Leibeskräften, kann aber doch nicht ohne ihn fertig werden. Dieser ewig Unterthänige, dieser feine Schmeichler wird erst sein er-

gebener Diener, und dann sein Vertrauter in allen Geld- und Familienangelegenheiten, und dann der Schwamm, der ihm das Lebensblut wegsaugt. Die Lügen und Ränke in den türkischen Zeitungen kommen grossentheils auf Rechnung der Armenier. Auch auf die Politik der Pforte üben sie einen viel grösseren Einfluss, als er zu Tage tritt.

Eine ähnliche Veränderung wie mit dem Armenier geht gewöhnlich mit dem Türken vor sich, wenn er Sitten und Ideen der höheren Stände annimmt. Er verliert seine Rechtschaffenheit, weil er seinen inneren religiösen Halt verliert. Des Türken geistige Fähigkeiten werden aber nur mässig gesteigert: anders bei dem Armenier. Erleuchtet einen armenischen Kopf durch ein paar Funken europäischer Bildung, und sofort fängt es darin an zu sieden und zu sprühen. Er wird sofort ein feiner Kopf, kundig in Finten und Hülfsmitteln, und nicht zu fassen und entschlüpfend wie ein glatter Aal.

Ein Volk von warmem Gemüthe und geistiger Begabung sind die Kleinrussen, und doch ein armes missachtetes Volk. Es scheint kein rechter Kern und Trieb darin zu stecken; sie bleiben beständig eine weiche Masse, die jedem Drucke sich fügt und formt. Eine ähnliche Schwäche hängt den Armeniern an. Sie sind schmiegsam und diensam, weichlich und eindrucksfähig. Im russischen Heere geht der Armenier auf Kommando blind darauf los, auf deutschem Boden ist er der feine Wiener, und in Konstantinopel umgibt er sich mit all dem weichlichen Luxus und Dienertross eines Pascha. Kein Anderer schmiegt sich türkischen Sitten so sehr an, als der gebildete Armenier. Das Volk aber nennt ihn feige, und der Türke verachtet ihn wegen seines weichen und unterwürfigen Wesens.

Gleichwohl bleibt ein Unterschied zwischen dem Kleinrussen und Armenier bestehen. Während Jener, unter Grossrussen versetzt ein Russe wird, unter Deutschen oder Magyaren in diesen aufgeht, bleibt der Armenier stets Armenier. Ein letztes scheues Stück seines Volksgefühles sitzt immer

noch, das sich in den Tiefen des Gemüthes versteckt und niemals sich vertreiben lässt. Alle Völker stellen ihre Leute zu den türkischen Renegaten, am meisten Griechen und Juden, sodann Franzosen und Italiener, am wenigsten Deutsche und Engländer, aber niemals Armenier. Keinem wäre der Übertritt zum Islam so leicht gemacht, keinem böte er so viel Reizmittel als dem Armenier, — aber vergebens, der Armenier verleugnet nicht Volk und Glauben. Das ist eine schöne nationale Ehre des vielgeschmähten Volkes.

Sollte man nun wohl etwas von den letzten Fibern und Wurzeln dieses Volkscharakters entdecken können? Der Versuch erscheint eben so lohnend als anziehend. Vielleicht liesse sich dabei ein tieferer Einblick in die Natur und Leistungsfähigkeit, vielleicht sogar in die Zukunft der Armenier gewinnen.

Es nimmt aber ein Volkscharakter seine Grundfärbung an von der Stammesart. Er bildet sich gemäss seiner Landesnatur. Er empfängt tiefe Eindrücke durch historische Schicksale. Wie steht es nun in diesen drei Richtungen mit den Armeniern?

Ja, wie steht es damit? Wer weiss es genau, ob der Armenier mehr Semite oder mehr Arier ist? Seine Gesichtsbildung, seine Sitten und Neigungen, sein sammelnder und zersetzender Geist, seine Rechts- und Staatsverfassung, seine gesammte überlieferte Kultur weisen auf die eine wie die andere nationale Verwandtschaft. Noch vor nicht langer Zeit war man geneigt, den Armenier den Semiten zuzuschieben, jetzt zieht man ihn zu den Ariern herüber. In der That theilt das Armenische die Natur der Sprachen des nahen Kaukasus, besonders der Osseten, es entnahm Wörter und Bildungen aus den verschiedensten Sprachstämmen. Nicht aber ist ihm eigen das knapp Logische, nicht der Naturlaut des Semitischen, dafür hat es grösseren Reichthum und mehr Geschmeidigkeit, und was besonders in die Waagschale fällt, man entdeckte darin die einsilbigen

Wurzelwörter. Deshalb rechnet man jetzt das Armenische zu den iranischen Sprachen. Auch mit der Lehre des Zoroaster zeigt die älteste religiöse Anschauung des Volkes entschiedene Verwandtschaft. In Klein-Armenien stand dagegen ein Heiligthum der syrischen Astarte, und in ihrem Tempel lebten die edelsten und schönsten Jungfrauen unter priesterlicher Weihe als Buhlerinnen: sie brauchten jedoch nur einem Manne sich zu nähern, der ihnen gleich an Rang und Stand.

Wir dürfen annehmen, dass die Armenier schon in sehr früher Zeit vom arischen Stamme abgedrängt und zwischen andere Völker gestossen worden, mit denen sie schwer zu thun hatten. Die Grundlage ist arisch, jedoch mannigfach zersetzt durch semitische und turanische Einschmelzung. Wahrscheinlich bestand in ältester Zeit auf den armenischen Hochebenen ein Volk gleicher Art wie die Kaukasusvölker, dann wanderten Phrygier ein, endlich Assyrier und Babylonier, Meder und Perser, Tataren und Mongolen. Nach den alten Schriften und Überlieferungen der Armenier kamen auch Inder, Chinesen und unbekannte scythische Völker. Zuletzt sind Griechen, Araber, Kurden und Türken bei ihnen eingedrungen.

Ihr Land aber ist ein einförmiges Alpenland voll düsterer Erhabenheit, ohne das Schöne und Liebliche, das den Fuss unseres Hochgebirges umkleidet. Es besitzt grosse Alpenseen, die ein salziger Dunst umwittert. Das eigentliche Armenien besteht aus breiten Hochebenen, die in Höhe wechselnd von 2000 bis 6000 Fuss sich um den Ararat über einander schichten, zerrissen von tiefen Flussthälern, die schluchtartigen Durchbrüchen gleichen, und überragt von Hochbergen, die ernst und grau daher schauen. Die Nacktheit des Ganzen wird dem Fremden auf die Länge unerträglich. Grünen wogenden Bergwald gibt es nicht. Hier und da findet man unten noch etwas Nadelholz, mehr oben ist Berg und Ebene nur mit dünn gesäeten Pappeln, Weiden und Platanen besetzt.

Während auf den Bergen der Schnee im Sommer erst bei 12,000 Fuss Höhe liegen bleibt, geniesst fast das ganze Land nur einen viermonatlichen Sommer, steckt dagegen jedes Jahr doppelt so lange im Schneewinter. Und trotz der so lange lastenden hohen Schneedecke fehlt es im Sommer an Bewässerung; denn auf einen kurzen Frühling von drei Wochen bricht gleich dörrende Sonnenglut herein, die alle Feuchtigkeit verzehrt. Athmen Pflanzen und Thiere im Herbste wieder auf, so ist auch diese gemässigte Jahreszeit nach drei Wochen wieder verflogen; es schneit Tag und Nacht und hört acht Monate lang nicht wieder auf. Haben also wirklich die ersten Menschen in Hoch-Armenien gewohnt, so muss das Land damals noch nicht so hoch über dem Meere gestanden sein und mehr Frische und Anmuth, vor Allem mehr Waldung besessen haben. Die heutigen Armenier kommen aus dem Katarrh niemals heraus, so kräftiger Gesundheit sie sich sonst erfreuen. Ein Volk aber, das Jahr für Jahr armenische Winter durchmacht, muss nothwendig in seinem Charakter ebensoviel Härte und Zähigkeit als einförmigen Duldersinn aufnehmen.

Vergleicht man Armenien mit anderen Alpenländern, so macht es mit seiner Kahlheit einen Eindruck, als wäre das Land verbraucht, als hätten vor Zeiten sich allerlei wilde Völker hier getummelt, die es seines Schmucks und seiner Blüthe beraubten. Uralte Wasserleitungen, welche das nährende Element für die dürre Zeit herbeiführten, sind zerstört. Auf grauem verwitterndem Gemäuer sind Wohnungen aufgesetzt, die selbst schon lange Zeit im Verfalle. Nur das köstliche, duftende Obst — unsere Kirsche, armenisch Keras, stammt ja auch daher — und die Blumen, die im armenischen Gebirge eine wunderbare Pracht und Würze erreichen, erinnern noch an paradiesische, längst verschwundene Zeitalter.

Überhaupt zeigt die Geschichte des armenischen Volkes wenige glänzende, umsomehr blutige Blätter. Seit achthundert Jahren ist sie eine ununterbrochene Leidensgeschichte.

Die Armenier leiten ihren Ursprung her von Thog-Arma, der in der Bibel unter den Enkeln Japhets genannt wird. Sie haben einen Geschichtsschreiber, Moses von Khorene, der im fünften Jahrhunderte nach Christus zwar nicht so anmuthig und körnig wie Herodot, aber doch klar und anziehend die Geschichte seines Volkes schrieb, von dessen Anfang an bis auf seine Zeit. Wie der jüdische Moses schöpfte er über die älteste Zeit nicht blos aus Sagen, sondern hatte offenbar schriftliche Aufzeichnungen vor sich, und in den Grundzügen darf man seinem höchst verdienstlichen Geschichtsbuche den Glauben nicht versagen. Nach diesem war unter Thog-Armas Söhnen Hai, d. i. Herr, ihr Stammvater, und sie selbst nennen sich nach ihm auch Haikh und ihr Land Haiastan. Als das Geschlecht der Haikh sich vermehrt hatte, zog ihr Oberhaupt Arma, der zu gleicher Zeit mit Ninos, dem Assyrier-Könige, lebte, auf glückliche Eroberungen aus und begründete das Reich der Armenier. Aber schon sein Sohn fiel im Kampfe gegen Semiramis; die Assyrier, hierauf die Babylonier und dann die Perser waren fast beständig Oberherren des Landes. Nur vorübergehend, wenn ein tüchtiger Herrscher an der Spitze steht, riss es sich los, um alsbald seine Unabhängigkeit wieder zu verlieren.

Als Alexander der Grosse Vorderasien erobert hatte, gerieth Armenien unter die Herrschaft der Seleuciden, die Statthalter hinschickten. Etwa um 200 Jahre vor Christus machen sich zwei dieser Statthalter unabhängig; der eine nimmt das Land zwischen Euphrat und Taurus, das fortan Klein-Armenien hiess, der andere das Übrige oder Gross-Armenien. Aber fünfzig Jahre später kommt ein Prinz der persischen Arsaciden herangeritten, wirft sich zum Könige auf, und das Volk gehorcht ihm. Er und seine Nachfolger, unter denen Tigranes der Grosse hervorleuchtet, machen Eroberungen bis an den persischen Meerbusen und bis nach Syrien hin. Armeniens Namen steht auf seiner Höhe. Tigranes' Sohn aber muss das Reich den Römern

überlassen und sich ins Gebirge zurückziehen. Armenien wird ein Zankapfel zwischen Römern und Parthern, die abwechselnd eindringen.

Zu Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus kommt wieder ein Prinz des arsacidischen Königshauses, Terdat oder Tiridaty der Grosse, zur Herrschaft. Dieser nimmt das Christenthum an, und alle seine Unterthanen folgen seinem Beispiele. Wiederum kurze Blüthezeit, dann zerfällt das Reich wieder, vom Westen her reissen die Byzantiner Stücke ab, von Südosten her die Perser; im Jahre 428 wird es den Sassaniden botmässig. Die Perser suchten jetzt das Christenthum auszurotten, konnten ihm aber durch die grimmigsten Verfolgungen nichts anhaben. Zweihundert Jahre später eroberten die Khalifen das Land, und als deren Macht bald zu sinken anfing, wurde es der Zankapfel zwischen Arabern und Byzantinern und erlitt bald von diesen, bald von jenen schreckliche Verheerungen.

Der Khalif erlaubte im Jahre 885, dass das Haupt der Bagrations sich mit der armenischen Königskrone schmücke. Diese Bagrations, die noch jetzt unter dem russischen Fürstenadel glänzen, stammten von einer vornehmen Judenfamilie Schambat, welche der armenische König, als er im Gefolge von Nebukadnezar Jerusalem belagerte, als Gefangene nach Armenien mitbrachte, der Sohn Schambats hiess nämlich Bagration, — gewiss, wenn alles wahr ist, der älteste Adel in Europa. Unter diesen Bagrations, welche die Armenier als ihr drittes Königshaus rechnen, erlebten sie noch einmal anderthalbhundert Jahre voll Glück und Gedeihen. Dann aber gerieth Land und Volk unter die Herrschaft der Byzantiner, darauf der Seldschucken, darauf der Mongolen, darauf der Perser, darauf der Türken, und jeder Herrscher und jeder Statthalter dachte niemals an etwas Anderes, als wie er, so rasch und so gründlich sich es nur machen liess, das arme Land ausplündere. In den letzten Jahrhunderten machten kurdische Stämme weite Einbrüche und liessen ihre Eroberungen nur zum Theile wieder fahren.

Gegenwärtig ist Gross-Armenien wiederum Zankapfel. Die Russen besitzen davon ein gutes Drittel, die Perser etwa ein Sechstel, alles Übrige haben die Türken noch behauptet. Klein-Armenien, in welchem von altersher die Kurden festsassen, ist ganz türkisch. Auch Klein-Armenien hielt sich trotz aller Schicksalswechsel als ein eigenes Reich zusammen, bis es römische, später byzantinische Provinz wurde. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts aber erstand es wieder als unabhängiges Fürstenthum, dessen Gränzen unter seinem Herrscher, ebenfalls einem Bagratiden, bis nach Kappadozien und über das burg- und hafenreiche Cilizien ausgedehnt wurden. Cilizien hatte Schaaren von Armeniern aufgenommen, die vor den Türken flüchteten. Jetzt nahm Klein-Armenien in den Kreuzzügen eine bedeutende Stellung ein, die sich noch lange nachher im Kampfe gegen die Ungläubigen geltend machte. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. liess den Fürsten von Klein-Armenien im Jahre 1198 durch seinen Gesandten, der Szepter und Krone überbrachte, zu Tarsus, der Vaterstadt des Apostels Paulus, zum Könige krönen. Erst 1375 fiel Klein-Armenien unter die Herrschaft der Muselmänner, welche auf seinem Gebiete alsbald sich zahlreicher niederliessen, als im hochgelegenen kalten Gross-Armenien.

Das ist wahrlich ein Abriss einer langen Geschichte, — bald zählt sie viertausend Jahre. Welches Volk kann sich einer so langen und doch ziemlich beurkundeten Geschichte rühmen? Von den europäischen keines, von den asiatischen nur die Juden, Perser, Indier und Chinesen, von den afrikanischen nur die Kopten. Allein in diesen vier Jahrtausenden — wie unverhältnissmässig kurz die Zeiträume, in welchen Armenien sich des Glückes und der Unabhängigkeit erfreute! Wie leicht wurde es Fremden, sich die alte armenische Königskrone zu erringen! Und wieviel schreckliche Stürme, wieviel blutige Kriege und Verheerungen hat Armenien ausgehalten! Kein Wunder, wenn seinem Volke das vorsichtige, schmiegsame, fürchtige

Wesen zur anderen Natur geworden. Wohl aber scheint es wunderbar, dass Armenien sich als Volk und Reich immer wieder zusammenfasste, immer wieder herstellte. Wiederholt haben die Armenier das Joch der Fremden von sich abgeworfen und sind selbst wieder zu Eroberungen von ihren Hochebenen herabgestiegen. Aber noch immer bewohnt dieses Volk eigenartig und ungebrochen sein uraltes vielverheertes Land. Ein Duldersinn, eine Zähigkeit ohne Ende! Auch die letzten achthundert Jahre hat es, obwohl an Händen und Füssen geknebelt, überdauert. Darf dieses Volk nicht Hoffnungen, nicht Ansprüche an die Zukunft hegen? Unerschütterlich fest ist sein Glaube, dass es wieder frei und mächtig werde.

Doch ehe wir Berechtigung und Umfang dieser stillen und unvertilglichen Hoffnungen prüfen, werfen wir noch einen Blick auf die Kulturgeschichte der Armenier.

Im Alterthum hatten sie Theil an der Bildung, welche die Assyrier, die Perser, die Griechen, die Römer Vorder-Asien gegeben. Um das Jahr 300 nahmen sie das Christenthum an, und schon vier Menschenalter später war es bei ihnen so stark und eingewurzelt, dass auch die blutigsten Gewaltthaten der Perser und die ränkevollsten Maßregeln den Christenglauben nicht mehr ausrotten konnten. Zur selben Zeit, wo diese Verfolgung wüthete, verfochten die armenischen Gelehrten standhaft die Meinung, Christus, um welchen sie so Vieles litten, sei rein Gott und von der menschlichen Natur nichts mehr in ihm vorhanden gewesen. In diese Lehre des übernatürlichen Gottessohns hatten sie sich so vertieft, dass ihre Trennung von der byzantinischen Kirche nicht mehr ausbleiben konnte. Noch heutzutage sind die Armenier diesem Bekenntnisse treu geblieben, noch heutzutage glauben sie an kein Fegefeuer, feiern die Messe gern des Nachts, und brauchen zum Abendmahl gesäuertes Brod und unvermischten Wein. Noch heutzutage sitzt der Katholikos, d. h. der allgemeine Bischof, nicht in einer grossen Hauptstadt, sondern im Bergkloster

Etschmiasin bei ihrer alten Hauptstadt Eriwan und stellt die armenischen Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe an, in sehr vorsichtiger Weise immer nur auf drei Jahre. Die Priester aber müssen in die heilige Ehe treten, jedoch, wenn die Frau stirbt, Wittwer bleiben. Nur ein sehr kleiner Theil ist zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als die persische Verfolgung sich erneuerte und nur zwischen Tod und Islam die Wahl liess, zu diesem übergetreten. Ein noch viel kleinerer Bruchtheil und zwar blos von denen, die in Europa und in Syrien leben, hat sich durch die Anstrengungen der römischen Kurie dazu bringen lassen, sich mit der katholischen Kirche zu uniren; und gerade diese bestritten lebhaft die päpstliche Unfehlbarkeit und brachen auf dem vatikanischen Konzile zum zweiten Male mit dem Papste.

Bei dieser Stellung in der Kirchengeschichte war es natürlich, dass die Religion die Schöpferin und das Leben der nationalen armenischen Literatur wurde. Der erste Apostel der Armenier, Gregor der Erleuchter, begann die armenische Literatur mit seinen Predigten. Schon im folgenden Jahrhundert wurde die Bibel übersetzt, ein Werk des grossen Katholikos Sahab und des gelehrten Mesrob, und um dieses Werk reihte sich sofort eine Menge von theologischen und philosophischen, von historischen und geographischen Schriften, Hymnen, Elegien, Reden, Fabeln und Übersetzungen aus griechischen und syrischen Werken, die uns zum Theile nur durch armenisches Verdienst erhalten worden. Diese literarische Strömung gerieth in der Folgezeit zwar hin und wieder in Stockung, ihr Versiegen aber trat erst am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts ein, während gleich das fünfte Jahrhundert den Armeniern ihre Klassiker gegeben. Der Grund der Abnahme lag theils in den fürchterlichen Verwüstungen, die Land und Volk durch Türken, Mongolen und Perser erlitt, theils aber auch in dem Aufkommen einer neuen Verkehrssprache, des Neu-Armenischen, welche das Alt-Armenische als eine blose

Büchersprache zurückdrängte. Jedoch entstanden auch in den folgenden Jahrhunderten noch einige tüchtige Werke historischen oder geographischen Inhaltes.

Die Schriften der Armenier zeichnen sich aus durch geschmackvollen Stil und durch eine gewisse klare Verständigkeit. Für die Geschichte gehören sie zu unsern besten Quellen. Die armenischen Päpste standen fast beständig an der Spitze der literarischen Thätigkeit, und gewiss war die enge Verbindung der Literatur mit der Kirche die Ursache, dass das armenische Geistesleben sich niemals zu origineller, kraftvoller Poesie oder zu tüchtiger naturwissenschaftlicher Forschung erhob. Auch heute noch trägt die Literatur dieses Volkes ein etwas mittelalterliches Gesicht und kann, wie es scheint, nur schwierig sich aus kirchlichen Fesseln losreissen zu freiem, fröhlichem Schaffen.

Bei alldem flössen die Geisteswerke der Armenier seit dem vierten Jahrhunderte alle Achtung ein, und was erblicken wir heute? Nicht todt, sondern frisch aufgelebt sind die literarische Rührigkeit und der Eifer für höhere Ausbildung, wie sie nur edleren Nationen eigen. Wo immer sich ein Bruchtheil dieses Völkchens ansiedelt, gleich haben diese Leute Zeit und Lust für Lesen und Lernen. Die Armenier besitzen ihre eignen höheren Schulen und Druckereien in Etschmiasin, Tiflis, Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem, Madras, Calcutta, Wien, Moskau, Petersburg, Venedig, Paris, Amsterdam. Aber auch in ihrem alten Heimathlande werden fleissig besucht die Schulen in Wan, Erzerum, Ersingian, Baiburt, Charput, Musch, Diarbekir. Die Zeitungen in armenischer Sprache werden mit jedem Jahre zahlreicher und besser. Das Beste und Geistreichste, was in türkischen Zeitungen erscheint, ist von Armeniern geschrieben, denen für Journalistik ein besonderes Talent angeboren scheint. Nach den deutschen und französischen Universitäten schickt verhältnissmässig kein anderes Volk so viele Studenten als die Armenier.

Diese geistige Thätigkeit, welche den Armeniern nicht

aufgedrängt worden, sondern aus eigenem Antriebe entstand und unter Leiden und Opfern bis auf den heutigen Tag eifrig genährt worden, ist gewiss ein Beweis, dass die Geschichte mit diesem Volke noch nicht abgeschlossen hat. Nimmt man hiezu die tiefe, unzerstörbare Kraft ihres Nationalgefühls, die Reinheit und Wärme ihres Familienlebens, ihren Fleiss und Sparsinn, ihre Arbeitslust und Betriebsamkeit, ihre Abneigung gegen jede Art verzehrender Unsittlichkeit, so sind das Tugenden, auf deren Grundlage ein Volk, wie es eben die armenische Geschichte beweist, lange andauern und noch in später Zukunft wieder erblühen kann. Längst aber haben die Armenier nicht nur in Ackerbau, Handel und Gewerbe, in Literatur und Wissenschaft ihre Talente bewährt, sondern auch durch eine Menge ausgezeichneter Staatsmänner und Generale, wie Nubar Pascha, Dadian Bey und Odian Effendi oder wie Lazarew, Loris Melikow und Tergukassow, bewiesen, welch ein politisches, diplomatisches und militärisches Geschick in den Armeniern steckt. Bedeutender noch für eines Volkes geschichtliches Leben sind andere Güter, deren sich vorzugsweise die Armenier erfreuen, als da sind: eine reiche, bildsame Sprache, eine bedeutende nationale Literatur, eine eigene nationale Kirche, ein Land uralten Besitzes, und zu all dem grosse Geldmittel, nebst einer Opferfähigkeit, die stets bereit und ausgiebig ist für nationale Zwecke. Nicht hoch genug ist der Vortheil anzuschlagen, dass sie mit ihrem Namen und dem Hauptheile ihres Volkes noch die alte Heimath festhalten, und dass dieses Land wohlgelegen, fruchtbar und gesund ist und bis auf ungewöhnliche Berghöhen hinauf sich vortheilhaft bebauen lässt. Wein gedeiht z. B. auch bei 4000 Fuss Höhe über dem Meere.

Nun hat in den letzten fünfzig Jahren ganz in der Stille, wie ein leise anschwellendes Gewässer, unter den Armeniern eine Bewegung stattgefunden, welche die nationale Verbindung kräftigte, die Volksgeschichte und das Alt-Armenische in die Schulen einführte, und alle Glieder des Volkes mit

dem energischen Willen erfüllte, sich allmählich eine glücklichere Zukunft zu bereiten. Wie regsam und bildsam aber der Armenier ist, wie leicht er zu neuen nationalen Schöpfungen übergeht, liess sich aus den Vorgängen in der armenischen Kirche zu Konstantinopel entnehmen. Auf türkischem Gebiete ist die Kirche die einzige nationale Freude und Stütze christlicher Rajah. Die trägen Türken überliessen den Bischöfen gern die Mühe, für sie die Steuern zu veranlagen und zu sammeln und die Händel unter ihren Volks- und Religionsgenossen zu schlichten. So kam in die geistlichen Hände auch weltliche Gesetzgebung, Rechtsentscheidung, Verwaltung, und der armenische Patriarch zu Konstantinopel übt auch eine ansehnliche politische Macht. Die Armenier aber fühlten den Zug der Zeit und beschlossen Trennung zwischen Kirche und Staat. Sie setzten ihrem Patriarchen so lange zu, bis er seine rein politischen Rechte an einen freigewählten Nationalrath von zwölf weltlichen Mitgliedern abtrat, eine Art Volksregierung, die sehr bald auch den kirchlichen Machtsprüchen Willkür und Schärfe benahm, und jene Rechte, welche in Europa der Staat in kirchlichen Dingen ausübt, auf das reichlichste sich zulegte. Es war dieser Hergang gleichsam eine Vorübung für Einrichtung eines Staates. Hinzuzufügen ist noch, dass die armenische Hierarchie nicht entfernt eine Anstalt ist, um, wie bei den Griechen, dem armen Volke das wenige Geld zu entziehen, welches der Pascha übrig lässt.

Wie sich nun die Zukunft der Armenier gestalten wird? Möglicher Weise die allernächste sehr traurig, wenn sich nämlich die fanatische Aufregung, welche sich der Bosnier und Albanesen bemächtigt hat, auch den rohen Horden mittheilen sollte, die raub- und mordlustig das armenische Volk in Asien umringen und hin und wieder durchsetzen. Die Armenier würden mit ihrem unverwüstlichen Duldersinne auch dieses neue Elend überdauern, und dann würde es nur darauf ankommen, was mit den Türken geschieht.

Bleiben diese noch ein Menschenalter oder länger am

Bosporus sitzen, so werden die Armenier in der europäischen Türkei fortfahren, ihre Zahl und ihr Gut zu vermehren. Sie werden fortfahren, in ihrer alten Heimath wohlhabende Familien anzusiedeln und den Schulen aufzuhelfen. Wahrscheinlich werden sie auch dazu übergehen, planmässig, wo in Armenien noch türkische Güter vorhanden, sie aufzukaufen, zu zerstückeln und mit Volksgenossen zu besiedeln. Endlich werden sie auch daran denken müssen, nicht immerfort blos ihre alten Schriften neu aufzulegen, sondern sich ein wenig von ihrer kirchlichen Literatur freizumachen und das Beste aus allen neueren Sprachen ins Armenische zu übersetzen und ihrem Volke zuzuführen.

Unausbleiblich aber sind jetzt in der Türkei Verbesserungen in Verwaltung und Rechtspflege, und diese wird von allen Völkern in Asien keines sich mehr zu Nutze machen, als der arme, verachtete Landbauer und Viehzüchter in Armenien. Artikel 61 des Berliner Vertrages lautet: »Die hohe Pforte verpflichtet sich, ohne weitere Zögerung die Verbesserungen und Reformen durchzuführen, welche die örtlichen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erheischen, und ihre Sicherheit gegen die Kurden und die Tscherkessen zu verbürgen. Sie wird periodisch von den genommenen Maaßregeln den Mächten Kenntniss geben, welche über die Ausführung wachen werden«. Hierdurch ist allen sechs Mächten das Recht gegeben, nicht nur Vorschläge zu machen, sondern auch sich einzumischen. Diese Pflicht fällt hauptsächlich auf England, welches durch seine Konvention mit der Türkei deren Schutzherrin geworden. Es müssen also zunächst Anstalten getroffen werden, die Raubvölker im Zaume zu halten. Da aber eine Polizeimacht nicht genügend, ein bewaffnetes Heer zu kostspielig, so wird man früher oder später eine Landwehr errichten und die Armenier in Reih und Glied stellen müssen. Das wird Diesen sehr nützlich sein: mit den Waffen in der Hand werden sie wieder lernen, wie

Männer zu kämpfen und zu sterben. Um aber die verheissene bürgerliche Gleichberechtigung der Christen mit den Mohammedanern, eine gerechte Steuervertheilung, eine wahrhafte Justiz durchzuführen, werden sich wohl Maaßregeln wie die folgenden an die Hand geben. Untergerichte müssen durch vom Volke freigewählte Richter besetzt werden, in das Obergericht aber auch Europäer eintreten. Die Finanzverwaltung wäre einem Engländer anzuvertrauen. Als Statthalter sollte die Pforte nur einen Mann anstellen, welcher den Engländern genehm wäre, und Diese sollten achthaben, dass die Unterbeamten nicht aus notorischen Gelderpressern, Wucherern und Betrügern genommen werden. Die grosse Noth wird noch lange Zeit darin bestehen, unter den Türken Beamte zu finden, die bei Verstand und Rührigkeit auch rechtlichen Sinn besitzen. Um so unerlässlicher wäre es, eine Volksvertretung einzurichten, welche mit den niederen Behörden für die örtlichen, mit den obersten für die öffentlichen Angelegenheiten regelmässig verkehren und regelmässige Bewässerung des Landes durch Kanäle, Wege und Brückenbau und gesicherte Abfuhr der Erzeugnisse fördern müsste. Träten Maaßregeln dieser Art wirklich in's Leben, so würde nächst den reichbegabten Inseln und Küstengeländen des Mittelmeers unter allen Ländern der Türkei Armenien zuerst und am nachhaltigsten aufblühen.

Fügt sich jedoch in den nächsten Jahrzehnten eine neue Wendung der Dinge, welche die Türken gewaltsam nach Kleinasien hineinwirft, so kann das armenische Volk nur zum Himmel um Gnade flehen. Weder russische, noch englische Waffen werden es hinlänglich beschützen, seine Zuflucht wird blos das Gebirge sein. Dort aber möchten die Armenier sich behaupten.

Werden dagegen die Türken vor der Zeit zersetzt und ohnmächtig, so droht den Armeniern die andere Gefahr, dass ganz Armenien russisch wird. Aber auch für diesen Fall lassen die Armenier den Muth nicht sinken. Es er-

öffnet sich ihnen alsdann eine noch grössere Menge von Stellen als Offiziere und Generale, als Ärzte, Professoren und Journalisten, als Diplomaten und Banquiers, Kauf- und Gewerbsleute: jedoch nur die Gebildeteren würden sich unter die höheren russischen Kreise verlieren, für die Anderen aber der uralte nationale und kirchliche Zusammenhang seine Kraft bewahren. Sie würden sich unterdessen in den Gebieten rings um das schwarze Meer, in denen sie jetzt schon so zahlreich sind, sowie in Armenien selbst an Volksmenge und Wohlstand nur verstärken und endlich, — so kühn sind die Armenier, so lebhaft fühlen sie die zähe Macht ihres Nationalgeistes, so eisenfest ist der Glaube an ihre Zukunft, — endlich könnten sie auch noch das russische Reich und Regiment überdauern. Mit dem stillen Selbstbewusstsein eines uralten Kulturvolkes, das noch immer sich frisch und kräftig fühlt, weisen sie darauf hin, dass Russland seine militärische und politische Organisation erst im vorigen Jahrhundert erhalten habe, und zwar gleichwie auf Kommando und vornehmlich durch deutsche Kräfte, und sie wagen sogar zu denken, dass seitdem sich keine gesunde und kraftvolle Entwickelung aus dem russischen Volke ergeben habe, vielmehr und vornehmlich im Schooße des weiten Reiches sich bereits manche ungesunden Symptome offenbaren.





XII. Die Albanesen.

In der Geschichte wiederholen sich unaufhaltsam gewisse Gesetze. Die gebildeten Völker unterwerfen sich, wenn sie nicht grundverderbt sind, die rohen und drängen ihnen ihre Kultur auf, mögen diese noch so grimmig sich dagegen wehren. Allein es kommen auch seltsame historische Stockungen vor, lange Unterbrechungen. In Folge der glorreichen Siege des Prinzen Eugenius hatte Österreich im Passarowitzer Frieden Belgrad und zum grossen Theil Bosnien und Serbien erworben, Sofia war türkische Gränzfestung geworden. Wären jene Lande all' die Zeit her unter deutsch-österreichischer Herrschaft, Regierung und Fürsorge geblieben, welchen Abstich würden sie bilden gegen heute! Auch die benachbarten Gebirgsländer hätten sich der Einwirkung der Kultur an ihren Gränzen nicht entziehen können. Der Handel wäre nach und nach in die Hochthäler eingedrungen, hätte Gewinn gebracht, zu lohnender Arbeit angereizt. Etwas besserer Anbau, einige Milderung der Sitten, ein wenig Licht in den Geistern wäre die Folge gewesen. Jedenfalls wäre jenes Gebiet uns näher gerückt und von den Strahlen europäischer Kultur etwas angeschienen. Allein Österreich verlor Bosnien schon nach zwanzig Jahren wieder, dieses und sein albanisches Hinterland traten wieder zurück wie hinter dunkeln asiatischen Schleier,

der sich nur gelegentlich etwas lüftete, wenn die bosnischen Begs gar zu unbändig wurden, oder wenn ein blutiger Gewaltsmensch wie Ali Pascha von Jannina auftrat.

Jetzt haben wir drüben noch etwas vor uns wie ein Stück Urzeit, eine kleine Völkerwelt finstern störrigen Sinnes, abgewendet von höherer Gesittung, Männer und Weiber kriegerisch wild und grausam, Geist und Körper fest wie Stahl, und wie Stahl schneidig und funkensprühend. Unsere Zeit muss nun das Kulturwerk auf's Neue beginnen, das unerbittliche historische Gesetz schreitet voran. Jene Völker wittern das und erheben ein Gebrüll und schlagen um sich wie aufgestörte Löwen des Waldgebirgs.

Diese eigenthümliche Volks- und Sinnesart finden wir verbreitet, stärker oder schwächer, über das ganze Ländergebiet zwischen dem adriatischen auf der einen und dem schwarzen und ägäischen Meere auf der andern Seite, soweit Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen sich dort nicht angesiedelt haben. Bei den Albanesen zeigt sich die Kraft und Ausdauer in Leib und Seele, aber auch alles Kulturfeindliche am stärksten ausgeprägt: sie erscheinen als der reinste ungebrochene Ausdruck, als das eigenthümliche Ideal dieses illyrischen Völkerkreises.

Es hat schon viel Kopfzerbrechens gekostet, um ihre Herkunft zu erforschen. Sie selbst nennen sich bekanntlich Schkjipetari, ihr Land Schkjiperia: es ist möglich, dass dies Felsbewohner und Felsland heisst, das erklärende Wort dafür ist aber in ihrer Sprache noch nicht aufgefunden. Der Name Albanesen kommt bei ihnen vor, und zwar höchst wahrscheinlich als Bezeichnung eines Stammes, welche die Griechen auf das ganze Volk übertrugen. Das griechische Ἀλβανῖται wurde durch die gewöhnliche Umlautung der liquiden Buchstaben zu Ἀρβανῖται, dann zu Ἀρναβῖται, und aus dem letzteren das türkische »Arnauten«.

Unverkennbar haben die Albanesen mit den Ariern, und ganz insbesondere mit den Germanen, wie sie vor der Völkerwanderung bestanden, viel gemein: so in Sprache,

Freiheitsliebe, Wandertrieb, Stammesverfassung, Fehderecht und Blutrache, und in jenem lebhaften und empfindlichen Naturgefühl, das sich in tausend Formen von Glauben und Aberglauben kundgibt. Mit arischer Verwandtschaft stimmt aber nicht das störrische, selbstsüchtige und treulose Wesen, die Härte gegen Frauen und Kinder, der enge geistige Horizont, die todte Gleichgültigkeit gegen edlere Gesittung. Erinnert diese Gemüthskälte, dieser Dickschädel an Mongolen, so weisen noch mehr darauf hin die Kurzköpfigkeit und von Ohr zu Ohr gemessen die Schädelbreite, die grösser sind als gewöhnlich bei Ariern, der untersetzte gedrungene Körperbau, das Stiernackige, die Augenschwärze, das dunkle straffe Haar, und eine Hautfarbe, die entschieden in's Halbbräunliche spielt.

Es drängt sich daher die Vermuthung auf, dass einst eine Verschmelzung von Ariern und Turaniern auf der ganzen Breite der illyrischen Halbinsel stattgefunden. Es mahnt ja so Manches, wobei man nicht einmal auf Pfahlbauten zurückzugehen braucht, auch in der europäischen Mitte daran, als hätte dort in grauer Urzeit sich finnisch-mongolisches Volk ausgebreitet. Auf der grossen Wanderung gelangte wohl ein Zweig der Arier auf die illyrische Halbinsel und unterwarf sich die hier ansässigen finnischen Völkerschaften. So entstand, was wir den thrazisch-illyrischen Stamm der Arier nennen, zu welchem die Mazedonier, Dazier und Geten ebenso gehörten, wie die Thrazier und Albanesen. Die Letzteren aber nahmen das westliche Gebirge in Epirus und dem nordöstlichen Illyrien ein. Hierher, in das unwegsamste Gebirge hatten sich nämlich am meisten Turanier geflüchtet, in seinen Schluchten hatten sie sich gesammelt, und als die arischen Eroberer ihnen hierher nachfolgten, die Männer in's Grab legten und die Weiber auf's Lager nahmen, entstand hier jene arisch-turanische Volksart, die Albanesen heisst. Diese Erscheinung steht auch nicht allein. Wo immer auf der illyrischen Halbinsel es ein unwegsames und verwickeltes Gebirge gibt, da ähnelt

seine Bevölkerung in der Regel mehr oder weniger den Albanesen, und zwar nicht blos im Charakter, den ja auch die Gebirgsnatur mit ihrer freien Luft und Gesichertheit geben könnte, sondern auch im äusseren Auftreten. Und sodann überschaue man sämmtliche Südslaven — haben sie nicht in Gestalt und Sinnesart Vieles mit Albanesen gemein, während ihnen von dem wetterwendischen und leicht veränderlichen, weichlichen und bildsamen Wesen der übrigen Slaven weniger anhängt?

Natürlich haben auch die Albanesen, seit diese Volksart in ihrem Gebirge sich bildete, im langen Laufe der Geschichte Vieles von Fremden angenommen, die in ihr Land eingedrungen. Schon ihre Sprache gibt untrügliche Beweise dafür. Das Albanesische war lange Zeit ein fast unbekanntes Gebiet, bis deutscher Fleiss und Scharfsinn auch dieses uns erschloss. Xylander zog aus einer albanesischen Übersetzung des Neuen Testaments die Wörter heraus und sammelte sie zu einem Lexikon. Hahn verbesserte und vervollständigte dasselbe aus dem Munde gebildeter Albanesen, indem er zugleich den Bau dieser Sprache erörterte. Bopp, der grosse Meister vergleichender Sprachforschung, legte auch diese Sprache erklärend aus [1].

Es finden sich aber unter 4000 albanesischen Wörtern

etwa 400 griechische,
650 lateinische,
500 germanische,
60 slavische,
200 türkische
und 2190 albanesische

Also fast die Hälfte des Wortschatzes ist fremden Ursprungs, ein Beweis, welche Menge von ihm unbekannten Dingen und Begriffen der Albanese andern Kulturvölkern

[1] R. v. Xylander: Sprache der Albanesen oder Schkipetaren, Frankfurt 1835. — I. G. v. Hahn: Albanesische Studien, Wien 1853. — Bopp: Über das Albanesische, Berlin 1855.

entnahm. Das deutet auf einen gewissen rohen Sinn, der ohne weiteres Fremdes sich aneignete, statt sich die Mühe zu geben, aus den eigenen Sprachwurzeln das richtige Wort zu bilden. Die Musterkarte zeigt uns aber auch an, welche Völker auf die Albanesen einwirkten und in welchem Grade dies geschah.

Von zuwandernden Griechen werden sie wenig überkommen haben. Fürchteten diese doch schon den Thrazier als Barbaren und wagten nur, an wohlgelegenen Küstenpunkten, die sich leicht vertheidigen und die Zuflucht auf's Meer offen liessen, ihre Kolonien anzulegen. Erst der Mazedonier Philipp und der Römerkaiser Hadrian erbaueten die Städte ihres Namens im Innern Thraziens. Wohl aber trugen die vielen Reisläufer, die in den hellenischen und mazedonischen Heeren dienten, und die rührigen griechischen Händler, die sich in die Gebirgsthäler hinein und bis auf die Randebenen der Seen wagten, etwas griechische Kultur nach Albanien hinein. Noch mehr bürgerten sich dort griechische Ausdrücke ein, als die byzantinischen Staatsmänner sich bemühten, die Albanesen unter leichter Herrschaft zu behalten, damit sie von dort tapferes Kriegsvolk bezögen.

Die Behandlung des albanesischen Volkes war den byzantinischen Kaisern erleichtert durch die furchtbare Lehre, welche die Römer ihm gegeben. Drittehalbhundert Jahre hindurch erneuerten die Albanesen beständig ihre Aufstände und Empörungen und wollten nicht gehorchen. Da glaubten die Römer, dass sie, was nicht Gehorsam leisten wollte, erschlagen müssten. Wie fürchterlich sie in der Ausrottung verfuhren, wird aus Strabo deutlich, der im ersten Jahrhundert nach Christus berichtete: »Früher sei ganz Epirus und Illyrien, obwohl rauh und voll von Gebirgen, dennoch stark bevölkert gewesen. Jetzt sei der grösste Theil dieser Länder in Folge unaufhörlicher Empörungen und Kriege eine Wüste, und wo eine Gegend noch bewohnt sei, da stosse man nur auf kleine Ortschaften und Trümmer.

Ganze Völkerschaften, in's Gebirge zurückgedrängt und zum Ackerbau gezwungen, seien zu Grunde gegangen. Schon Polybius erzähle, dass Paulus Ämilius den Epiroten siebenzig Städte zerstört und 150,000 Menschen zu Sklaven gemacht.« Die Überlebenden mussten nun wohl thun, was die römischen Beamten und Offiziere ihnen vorschrieben, und da man an der Tiber den Grundsatz hegte, den Unterworfenen die Staatssprache aufzuzwingen, so erklärt sich, warum lateinische Wörter in der Albanesensprache so zahlreich hafteten.

Auffallend ist aber die Menge der germanischen Wörter, denn von den Germanen sind nur die Gothen in's Land eingedrungen und haben dasselbe nur 130 Jahre lang besessen. Wahrscheinlich blieben, als sie wieder fortzogen, in liebgewordenen Hochthälern gothische Ortschaften bestehen, deren Volk sich allmählich mit den Albanesen verschmolzen. Insbesondere war das in den südlichen Gegenden der Fall, unter deren Bewohnern weissere Hautfarbe und blaue Augen nicht selten sind.

Dass aber so wenige slavische Wörter aufgenommen wurden, ist ein Beweis, dass die Slaven selbst wenig Kultur zu bringen hatten, und dass ihre Herrschaft, so lange sie auch dauerte und so oft auch mordend und plündernd serbische und bulgarische Massen anstürmten, doch in's Leben des Volkes nicht eindrang. Nur einige bulgarische Kolonien blieben haften.

Im Jahre 1383 begannen, nachdem die Albanesen sich fünfzehn Jahre vorher von aller serbischen Botmässigkeit losgerissen, ihre Kämpfe mit den Türken. Glorreich, dreissig Jahre lang, mit einem Heldenmuth wie ihn jemals ein Volk auf Erden bewährt hat, kämpften die Albanesen unter ihrem grossen Skanderbeg, dessen Thaten sie noch heute in Liedern und Sagen feiern. Als sie endlich sich dem Sultan unterwarfen, musste er sich begnügen, ihnen Statthalter zu schicken, die sie dem Namen nach regierten. Von durchgreifender Verwaltung, Rechtspflege, Steuererhebung

war bei Albanesen niemals die Rede. Man nahm in Konstantinopel stets Bedacht darauf, sie bei guter Laune zu erhalten; denn sie stellten die tapfern arnautischen Sturmhaufen, gleichwie sie einst zu den Phalanxen des Pyrrhus und Alexander des Grossen und zu den illyrischen Legionen der Römer den besten Theil gestellt hatten.

So blieben die Albanesen auch unter der türkischen Herrschaft stecken in Zuständen, wie sie im frühesten Mittelalter bei Franken und Sachsen herkömmlich. Das ganze Volk zerfiel in unabhängige Bestandtheile, gleichwie Gaugemeinden oder schottische Klans, die aus ihren Fürstenfamilien bald sich einen Herzog wählten und bald ihn todtschlugen, stets aber einander in blutigen Fehden zerrissen. Blutrache, Raub von Vieh oder schönen Knaben und Mädchen, hochmüthige Beleidigung, unbändige Streitlust gab unaufhörlichen Anlass zu Fehde und Überfall.

Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein grosser Theil des Volkes zu einer Art Staatswesen zusammengepresst. Dies geschah durch einen Albanesen, Ali Pascha von Jannina, einen Mann von ungewöhnlicher Stärke und Ergiebigkeit des Geistes, bald Tiger bald Löwe, immer aber ein listiger unbarmherziger Teufel. Sein Werk hatte ein Menschenalter hindurch Bestand, und weil er strenge auf Sicherheit der Felder und der Strassen hielt, so blüheten Gewerbe und Ackerbau ein wenig auf. Solche Geister sind dann und wann unter den Albanesen aufgetaucht, im Alterthum Pyrrhus, der glänzende Gefolgsführer, dann der König Teres, der Odryse, welcher auch ein Staatswesen zu bilden versuchte, und Skanderbeg, der heldenmüthige Volksherzog. Aber spärlich war ihr Auftreten, und wenn sie untergingen, ihr Wirken wie verschollen.

Das ist albanesische Geschichte. Oder darf man es vielleicht nicht Geschichte nennen? Hat denn ein Volk Geschichte, das Jahrtausende lang in Anfängen der Kultur stehen bleibt? Ein Volk, bei welchem es sich ewig blos darum handelt, sich zu wehren, um zu bleiben, was man

ist, oder wenn zeitweise ein Theil vernichtet worden, langsam wieder zu werden, was man war? Niemals ging aus der Mitte des albanesischen Volkes eine Bewegung hervor, man müsste denn ihre Neigung dazu rechnen, auszuwandern und fremde Landstriche sich anzueignen.

Die Albanesen sind also neben Lappen, Finnen und Basken dasjenige Volk in Europa, welches am längsten seine uralten Sitze behauptet hat. Dass ihm dies möglich wurde, lag weniger an der geographischen Stellung als an der Natur seines Landes.

Albanien ist gleichwie von ungeheueren Bastionen aufgebaut, hinter denen in der Höhe kleine Ebenen und Seen liegen. Die Thore, welche durch die Bastionen führen, sind Engpässe. Durch das Vorgebirge, welches Albanien nach Italien hin streckt und welches deshalb die Zunge (Glossa, Linguetta) heisst, nähert sich das Land dem edlen Lieblingslande der Herrschaft wie der Gesittung auf zwanzig Stunden: hier müsste es also den Durchgang nach dem ägäischen und dem schwarzen Meere bieten. Diesen Durchgang aber verschliesst unwegsames Gebirge, das seltsam verwickelt und verknotet ist. Da nun ohnehin von diesen nackten Steinbergen wenig Gutes zu holen, so liess die Verkehrsströmung Albanien abseits liegen.

Vom Pindusgebirge aber, das in der Mitte zwischen Albanien auf der einen und Bulgarien, Mazedonien und Thessalien auf der andern Seite von Norden nach Süden streicht, in einer Höhe von vier- bis achttausend Fuss, ziehen und stürzen sich fast in gleicher Höhe die albanischen Berge in's adriatische Meer. Das Land von Montenegro bis zum Glossakap hat eine flache sumpfige ungesunde Küste, hinter welcher die Berge steil und drohend sich erheben. Auf der Strecke zwischen der Glossa und Griechenland treten dagegen die Berge bis dicht an's Meer und sind hier so finster und zerrissen und ausgezackt, und dazwischen gähnen so tiefe äussere Kessel und Gumpen, dass die alten Griechen meinten, hier müsse der Eingang in die Unterwelt sein.

Es ergibt sich aber durch diese Verschiedenheit des Landes eine natürliche Theilung desselben, die nördliche Hälfte wird jetzt Nord-Albanien und wurde im Alterthum Illyrien genannt, während der südlichen Hälfte die Namen Süd-Albanien und Epyrus zu Theil geworden.

Demgemäss scheidet sich auch das Volk in zwei Haupttheile: Gegiden im Norden, Toskiden im Süden. Jene sind dunkler, diese heller gefärbt; jene mehr untergesetzt, diese schlanker und schöner. Die Nördlichen verharren in schmutziger Rohheit, die Südlichen zeigen sich etwas bildsamer. Neben dieser Haupteintheilung zeichnen sich nun noch einzelne Stämme aus, die wieder ihre Sondernatur haben: so die Dzahmi an der griechischen Gränze, die noch am fleissigsten dem Feldbau obliegen; die hässlichen Liapiden, welche das Thal des Deropuli und die Landschaft von Debinaki bewohnen; die mehr als hunderttausend Köpfe zählenden Mirditen im Norden, die einen erblichen Fürsten haben, steuerfrei sind, und für die edelsten des albanesischen Volkes gelten.

Im Ganzen begreift das jetzt sogenannte Albanien ein Gebiet von 44,000 Quadratkilometern und etwa anderthalb Millionen Menschen, etwas darüber oder darunter. Rechnet man aber hinzu, was von Rechts wegen durch gleichartige Natur von Land und Volk dazu gehört, so wird das Doppelte beider Zahlen kaum reichen.

Die Albanesen betreiben mit Vorliebe Jagd und Viehzucht, und wenn einer, um sein bischen Feld zu bestellen, hinter dem Pfluge gehen muss, so hält er mit der einen Hand die lange Flinte über die Schulter, und mit der anderen regiert er Pflug und Ochsen. Nach Konstantinopel wandern Tausende von fetten Berghämmeln, um den Türken ihren Nationalbraten zu liefern, und die Begleiter der Hämmel tragen auch einige Päcke duftenden Tabaks. Nach Triest schicken die Albanesen etwas Olivenöl und Wachs, und viele Schildkröten und Blutegel. Darin besteht so ziemlich ihre ganze Ausfuhr. Die herrliche Waldung, welche ihnen

von ihren Vorfahren überliefert worden, haben sie ausgeholzt und niedergeschlagen, soweit sich die Stämme zur Küste und zum Verkauf auf europäische Schiffswerften abführen liessen.

Es könnten aber Thäler und Auen und Bergwälder viel mehr liefern, wären sie mit nur geringem Fleiss und Verstande angebauet. Allein den Männern liegt der Hang zum Umherschweifen in den Gliedern, und wenn sie zu Hause sind, machen sie Pulver und putzen ihre Waffen. Die Weiber aber müssen fast alle häuslichen Dienste verrichten, Holz holen, Feld und Weinberg besorgen, und das grobe Wollenzeug weben, aus welchem die gemeinsame Tracht besteht. Selten erblickt man ein schönes weibliches Gesicht, die rauhe Arbeit härtet und vergröbert die Züge vor der Zeit. Dafür wissen aber Frauen und Töchter mit den Waffen umzugehen, und suchen es ihren Männern und Brüdern nachzuthun, die gefürchtete Bergschützen sind.

Sehr gern wandern die Albanesen aus, um auf dem weiten Gebiete der Türkei Dienste zu thun als Soldaten, noch lieber als Zaptiehs oder Gensdarmen, am liebsten als Aufseher über Gesinde und Werkleute. Haben sie ihrem Herrn einmal das Wort gegeben, so sind sie treu und fest in der Ausübung ihrer Pflicht, werden sogar anhänglich und lassen, wenn es sein muss, für ihn das Leben, als ihre verfluchte Schuldigkeit. Eine zahlreiche Menge treibt sich auch umher als Knechte, Schäfer, Maurer und Zimmerleute. Diese erscheinen im Herbst und kehren mit ihrem Lohn im Frühjahr in die Heimath zurück. Meist kommen diese Letzteren aus bulgarischen Ansiedlungen, die in den Gränzlanden bestehen geblieben, jedoch befinden sich unter ihnen auch viele eigentliche Albanesen.

Die Häuser der Vornehmeren sind viereckige Steinkasten von dicken Mauern mit wenigen Löchern, eingerichtet zur Vertheidigung, weshalb auch selten ein Thurm fehlt. Das gemeine Volk wohnt in Hütten von Erde und Stein; die Wände bestehen aus Flechtwerk, das mit Lehm

und Kuhmist ausgeschmiert ist. An einem Ende der Hütte brennt auf dem Lehmboden das Feuer; daneben steht in einer Ecke der Webstuhl, in der anderen liegen die Decken, die Abends auf der Erde zum Schlafen ausgerollt werden; eine Bank von Stein und Lehm dient zum Sitzen, der übrige Theil des Hauses zum Aufbewahren von Vorräthen.

Ihre Kleidung tragen Männer und Weiber gewöhnlich solange, bis sie vor Schmutz und Alter zerreisst und hier und dort ein Fetzen hängen bleibt. Vor Sichwaschen und Baden tragen sie eine heilige Scheu. Da sie aber, wie alle Halbwilde, sich zu putzen lieben, so wendet ein Jedes viel daran, ein buntes Feiertagskleid zu bekommen. Das werfen sie an Sonn- und Feiertagen über die Alltagskleidung und treten mit grossem Selbstbewusstsein daher. Dann fehlen auch den Männern zu der langen Flinte nicht der Säbel an der Seite und zwei oder drei Pistolen im Gürtel.

Mit der Religion haben Albanesen es niemals genau genommen. Im Mittelalter gehörten sie zu den orientalischen Christen, jedoch hielten die Erzbisthümer in Antivari und Durazzo von jeher zur katholischen Kirche des benachbarten Italiens. Zur Zeit des Papstes Innozenz IV. wurde auch im inneren Lande vieles Volk auf einmal katholisch, man weiss nicht recht warum. Bei den katholischen Albanesen, zu denen auch die Mirditen gehören, wird in Ackerbau und Gewerben viel mehr geleistet, als bei den übrigen, die mit dem Islam auch die Trägheit der Türken annahmen. Wollte nur einer aus einem Hause sich zur mohamedanischen Religion bekennen, so liessen die Türken der Familie ihren Grundbesitz. Jedoch bis auf den heutigen Tag machen sich die Albanesen gar wenig aus dem Islam. Die Männer gehen in die Moschee, die Frauen noch gar häufig zur Kirche. Die vorgeschriebenen Waschungen und Gebete der Mohammedaner zuhalten, fällt Niemand ein. Ein Arnaute ist daher bei den Türken fast gleichbedeutend mit einem Ungläubigen. Alle Albanesen aber, einerlei wessen Glaubens sie sind, stecken in einem dicken Walde von Aber-

glauben. Der böse Blick, die Besprechung der Naturkräfte durch Zauberformeln, Unglückstage, Vorbedeutungen, Hausgeister und Gespenster spielen eine grosse Rolle in ihrem Leben von der Geburt bis zum Tode.

Das eheliche und das Familienleben ist voll strenger Pflichten, aber von wenig Wärme und Innigkeit beseelt. Die Kinder werden von den Eltern schon in der Wiege verlobt. Wenn der Bräutigam bei der Hochzeit zum Tanze mit der Braut antritt, singen die Gäste:

Der Rabe raubte ein Rebhuhn.
Was will er mit dem Rebhuhn?
Mit ihr will er spielen und scherzen,
Mit ihr das Leben verbringen.

Das Rebhuhn aber muss, so lange es in des Mannes Hütte lebt, sich ducken und schmiegen vom Morgen bis zum Abend. Der Mann ist unbeschränkter Herr der Frau, jeder seiner Verwandten Gegenstand ihrer Ehrfurcht. Ein junges Weib ohne böse Schwiegermutter gilt als ein wahres Glückskind. Mehr Frauen zu nehmen als eine, kommt gar nicht vor. Gefällt Jemand aber seine Frau nicht mehr, so zahlt er ihr eine herkömmliche Summe und schickt sie fort: das ist die Ehescheidung.

Als das einzige, aber auch als das festeste Band, welches unter Albanesen ausser ihrer Familie Gemeinschaft gründet, erscheint die Blutsverwandtschaft. Sie geht nur von Männern aus: alle, die denselben Stammvater haben, bilden ein eng zusammenhängendes Geschlecht, gleichsam nur einen Leib. Ehre und Schande des Einen geht auch die Andern an, und wird einer von ihnen erschlagen, so fühlen es Alle als wäre ihr eigen Blut vergossen, und dann ist Blutrache grimme Pflicht.

Fragt man nun, was der Albanesen eigenstes Wesen ist, so wird man wohl wildes Selbstgefühl, Gleichgültigkeit gegen alles Andere, und geringe Lust zum Denken und Schaffen sich müssen als eine Dreiheit vorstellen. Verglichen mit dem Türken hat der Albanese statt ruhiger

Würde kühne Unbändigkeit bei derbem Kraftgefühl, statt redlichen Sinnes eine gewisse grobe Ehrlichkeit. An Dünkel und Unwissenheit steht er dem Türken gleich, dessen Barmherzigkeit ist ihm unverständlich. Bringt es der Lauf der Dinge mit sich, so lässt er Blut in Bächen fliessen mit nicht mehr und nicht weniger Empfindung, als der Jäger hat, der Rehe und Hirsche erlegt. Rachedurst ist für den Albanesen glühende Pein, den er nur löschen kann durch kalte Grausamkeit. Der Türke verfällt gern in eine Art Seelenschlaf: des Albanesen Geist ist immer rege, aber er bewegt sich nur in altgewohnten Geleisen. Sein Ideenschatz ist arm, sein Ausdruck wird leicht gemein. Höheres versteht er nicht und Neues reizt ihn nicht. Es sind ihm eben keine Schwingen gewachsen, und die Poesie hat nur im Vorbeifliegen seine Stirne geküsst.

Ein Volk dieser Art, das eine schwer zugängliche Gebirgsfestung bewohnt, für modernes Staatsleben zu erobern, ist ein verzweifeltes Ding. Allein auch sein Schicksal wird sich über kurz oder lang erfüllen. Durch die ganze Weite des türkischen Reichs zittert eigenthümliche Bewegung, eine Ahnung, wie sie dem Erdbeben vorher geht. Auch die Europäer beschleicht ein dunkles Gefühl, als ständen sie neben einem ungeheuren Sturz in den Abgrund, der Unvorsichtige mit hinabreisst. Die Völkerschaften aber des Halbmonds sind innerlich ausser Rand und Band gerathen, weil die alte Herrschaft gelockert, die neue nicht recht da ist.

Wessen Herrschaft wird Albanien zufallen? Weil es nicht unabhängig ist wie Montenegro, wird man ihm schwerlich erlauben, eine Art wilden Freistaats auf rauhen Berghöhen zu bilden, deren Fuss allmählich die Kultur umzöge. Sollte das Loos Österreich zufallen, so würde es die albanesische Bergfestung stürmen, und nach unendlichen Mühen sich wahrscheinlich auf russische Mittel angewiesen sehen. Die Italiener würden dagegen, wenn sie den Besitz von Albanien erhandelten, blos die Küstenplätze und das Hinter-

land, soweit es leicht zugänglich, besetzen, im übrigen die Albanesen durch Unterhandlungen bearbeiten. Am leichtesten möchten die Griechen mit den Albanesen fertig werden. Sie würden sie nämlich ungestört lassen in ihrer alten Sitte und Freiheit, jedoch langsam durch Handel und politische Schliche umgarnen. Sehr möglich aber, dass man keinen Ausweg sieht, als Epirus den Griechen zu geben und Nord-Albanien mit Montenegro zu verbinden. Noch aber sind die Türken Herren, und die Albanesen wissen recht wohl, dass sie bei Türken sich noch am besten stehn. Wer aber schliesslich die derbe Albanesenbraut heimführt, dem bringt sie, wenn sie anders zur Hochzeit noch tanzen kann, ein stattliches kriegerisches Gut in den Haushalt.





XIII. Die Insel Chios.

Garten Griechenlands — so hiess die Insel im Alterthum, und die Türken führten den Namen fort und gaben ihr noch den andern: »Paradies des Meeres«. In der That ist Chios ein wahres Frühlingsland, dessen Winter nur kurz ist und blos etwas Nässe bringt. Die Blumen, welche fast das ganze Jahr hindurch die Insel mit ihrem Schimmer bedecken, und die ausserordentliche Menge balsamischer Kräuter hauchen einen Wohlgeruch, den man schon mehrere Stunden von der Küste auf dem Meere wahrnimmt, wenn der Wind vom Lande her weht. Die Luft wird als sehr gesund gerühmt: sie vereinigt Seefrische mit der Reinheit und Heiterkeit, die den griechischen Inseln und Küsten so eigenthümlich ist.

Im Alterthum, als es noch mehr Wáld und in Folge dessen mehr Bach- und Flussgeriesel gab, muss der Aufenthalt köstlich gewesen sein. Heutzutage macht sich auch auf Chios im Sommer und Herbst die Hitze öfter recht unangenehm bemerklich. Der nördliche Theil der Insel ist voll nackter steiler Kalkberge, ihr höchster Gipfel hiess im Alterthum Pelinäos, im Mittelalter St. Eliasberg, und jetzt nennen die Inselbewohner ihn einfach »den Berg«. Da der Bäche nur mehr wenige sind und sie in der heissen Jahreszeit wohl einmal ganz versiegen, so muss das Wasser

sorgsam geleitet und benützt werden. Wo dies aber geschieht, lohnt die fruchtbare Erde auf's Reichlichste den angewendeten Fleiss, wie in der Prachtebene rings um die Hauptstadt, wo die Bäume mit Goldfrüchten bedeckt sind und jeder Ölbaum fetten Ertrag liefert. Unter den Quellen war im Alterthum eine, die in einem weiten Gesteinbecken emporsprudelte. Im kühlen Schatten laubiger Platanen war die Fülle des flüssigen blinkenden Krystalls so tief und lockend, dass die Sage ging, die schöne Helena habe hier zu baden beliebt. Jetzt sucht den Born der Helena der Eine im Norden, der Andere im Süden der Insel. Auch von den fünf Häfen, welche diese im Alterthum hatte, ist einer, »der Hafen der Greise«, verloren gegangen, — ein Schicksal, das am ägäischen Meer schon mehreren altberühmten Häfen begegnet ist. Ist doch auch der Hafen der Hauptstadt fast mit jedem Jahre mehr versandet.

Nur von der Stadt Chios weiss man noch, dass sie gewiss auf dem alten Flecke liegt. Von den übrigen sieben Städten weiss man wohl noch die Namen, nämlich Kardamyle, Bolissos, Leukonion, Delphinion, Kaukasa, Köla und Polichne, jedoch von keiner einzigen mehr die Stelle, wo sie einst gestanden. Wer möchte sich auch getrauen, mit Bestimmtheit anzugeben, wo andere berühmte Denkmäler des Alterthums ehemals sich erhoben!

Auf Chios bestand eine blühende Genossenschaft von Homeriden, die ihren Ursprung an den grossen Sänger der Ilias anknüpfte. Noch heutzutage würde der gebildete Chiote Jeden für einen dreifachen Verräther erklären, der einen Zweifel daran äussern wollte, dass Homer auf Chios geboren sei und nur hier gelebt und gesungen habe. Als des edlen Dichters Lieblingssitz gilt die sogenannte Schule des Homer. Dort soll er im Angesicht der lachenden Herrlichkeit von See und Land einst seine Schüler um sich versammelt haben. Es ist ein einzeln stehender Felsen von Kalkstein, zwei Stunden nördlich von der Stadt Chios, nicht weit vom Meere. Der Gipfel ist durch Kunst abgeplattet und hat

etwa zwanzig Fuss im Durchmesser. Auf dieser Höhe ist in den Felsen rings herum eine Bank eingehauen und mitten darin erhebt sich ein viereckiger Stein, der einen halben Meter hoch ist und gleichsam auf vier roh gearbeiteten und verwitterten Thiergestalten ruht, die Löwen oder auch Sphinxe vorstellen. Dieser Stein nun soll Homers Kathedra gewesen sein, als er seine Jünger, die um ihn her auf der Bank sassen, das Dichten lehrte. Es ist aber viel wahrscheinlicher, dass der Ort das Heiligthum irgend eines Gottes und der Stein in der Mitte der Altar gewesen.

Die Frauen von Chios zeichnen sich noch jetzt durch edle Schönheit aus: wo es aber viele bezaubernde Frauenaugen gibt, das Land fruchtbar und anmuthig ist und nach jeder Richtung edle Formen zeigt, da wird das Dichten leicht. Wägt man die Vorzüge der sechs anderen Städte, die alle wollten Homer's Geburtsort sein, gegen einander ab, so möchte Chios wohl das grösste Anrecht auf diesen Ruhm haben. Auch später war die Insel niemals arm an Dichtern, Schriftstellern und Künstlern. Auf ihr entstand eine der ältesten Sammlungen von Homers Werken: »ἡ Χία ἔκδοσις«. Leider ist uns von den poetischen und prosaischen Schriften des Dramatikers Ion eben so wenig erhalten als vom Geschichtsschreiber Theopompos, der sich Mannes genug hielt, um den Thukydides fortzusetzen. Unter den Philosophen auf Chios machte sich Ariston, der eine besondere Schule stiftete, und der Sophist Theokritos einen Namen. Auch die Geographie fand in der lebhaften Handelsstadt eifrige Anbauer. Unter den Künstlern aber erhob sich der Ruhm des Glaukos und des Melas mit Sohn Enkel und Urenkel.

Die Alten wussten aber noch etwas Anderes von Chios zu rühmen: das waren seine Tafeln und sein Wein. Bei den Griechen stand auf gleicher Höhe des Neides eine chiische Tafel wie bei den Römern eine lucullische. Der Wein war roth, man versendete einen süssen und einen saueren und dann noch einen, welcher der beste gewesen

zu sein scheint, denn er wurde Selbstherrscher, αὐτόκρατος, genannt. Die beiden anderen Sorten vermischte man in Rom, wo Chierwein hoch bezahlt wurde, mit Falerner und meinte, dass es nichts geben könnte, was köstlicher zu schlürfen wäre. Thukydides nannte die Chier die reichsten Leute unter den Griechen. Freilich gab es unter den Kaufleuten auf Chios nicht wenige, die ihre Schätze aus dem schmählichen Gewerbe des Sklavenhandels gezogen hatten. Man gab den Chiern Schuld, dass sie Sklaven nach Orten gebracht hätten, wo man bisher keine kannte, und dass sie, blos um gewinnreiche Geschäfte zu machen, in aller Welt Sklaven ankauften und die Leute zu verführen wüssten, ihnen die Menschenwaare abzunehmen. Jedenfalls gab es auf der Insel selbst eine ausserordentliche Menge von Sklaven, die zu scharfer Arbeit in den Minen und auf der Werfte, in Gewerben und auf dem Felde angehalten wurden. Nach Allem, was uns über den Charakter der alten Chier und ihr Leben und Treiben berichtet wird, scheinen sie viele Ähnlichkeit mit den Venezianern, noch mehr mit den Genuesen gehabt zu haben.

Bekanntlich gründeten die weichredenden und rührigen Jonier um die Mitte des eilften Jahrhunderts vor Christus in den Küstenlanden des vorderen Kleinasiens zwölf blühende Städte, welche die gewöhnliche politische Laufbahn der Hellenen zurücklegten. Erst wurden sie von Königen beherrscht, dann verwandelten sie sich in Aristokratien, und endlich gewann die Volksherrschaft die Oberhand. Letztere aber wurde öfter unterbrochen von Tyrannen, deren Amt auf Chios, wie es scheint, besonders in der vornehmen Familie der Stratis beliebt war. Wiederholt schwingt sich ein Stratis zur Alleinherrschaft empor, und wenn er sich nicht halten kann, sucht er Schutz und Anhalt bei den Königen des Festlandes. Als der Lydier-König Krösus die jonischen Städte in Kleinasien unter seine Herrschaft brachte, wurde ihre Verbindung, die Dodekapolis, zerrissen, Chios aber behielt noch seine Unabhängigkeit. Als sich jedoch

des Cyrus gewaltige Macht entfaltete, beeilten sich die klugen Bewohner dieser Insel, ihn als König anzuerkennen und bewahrten sich dadurch ihre alte Selbstregierung. Erst der Grossneffe des Cyrus, Darius Hystaspis, machte der Freiheit der Chier ein Ende und nun mussten auch sie unter der persischen Steuerpresse seufzen und ungeheuere Schätze abliefern, welche dann von den reizenden Sultaninnen am Hofe des Grosskönigs mit Geschwindigkeit verthan wurden.

Voll Empörung über diese Sklaverei waren die Chier unter den Ersten, welche die Waffen wider die Perser erhoben. In der Seeschlacht bei Lade hatten sie nicht weniger als hundert wohlbemannte Schiffe auf dem Meere und fochten mit einer Tapferkeit, die ihnen zu ewigem Ruhm gereichte. Nun aber kam eine Zeit der Trübsal. Sie schickten hundert edle Jünglinge nach Delos, dem strahlenden Apollo zu opfern. Allein es war nur eine dem Tode geweihte Hekatombe, blos zwei kehrten zurück, die Anderen alle waren der Pest erlegen. Gleich darauf stürzte in der Hauptstadt das Schulgebäude zusammen, wahrscheinlich in Folge eines Erdbebens. Von den darin versammelten hundertzwanzig Knaben konnte nur ein einziger flüchten. Jetzt aber brach vollends das Unglück herein. Die Chier-Flotte wurde geschlagen und die Rache der Perser fiel über die Insel her; zu Tausenden wurden die Bewohner ermordet oder in die Sklaverei verkauft. Trotzdem sehen wir die Schiffe von Chios bei Salamis schon wieder tapfer mitkämpfen, und nach der glorreichen Schlacht bei Mykalä war die Freiheit wiedergewonnen.

Chios trat nun ein in die Bundesgenossenschaft der Athener. Als diese aber zur drückenden Fessel wurde, warfen die Chier sie ab und verbündeten sich mit den Spartanern, und als auch diese Fremdherrschaft und Ausbeutung brachten, trat Chios bald wieder zu den Athenern, bald zu den Thebanern. Dann aber war es für immer vorbei mit der alten Unabhängigkeit. Die Insel wurde eingefügt in das Reich erst der Mazedonier, dann der Römer, dann der Byzan-

tiner. Immer aber behielt Chios seinen Ruhm und Reichthum, gestützt auf die glückliche Lage der Insel, die Handelsschiffe von allen Weltgegenden hier ankern und Waaren umsetzen liess, und auf die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, welche der Landbau und Gewerbefleiss der Bewohner wohl zu verwerthen wusste. Aus dieser langen Zeit sticht nur hervor die zweite furchtbare Verheerung, die Chios durch Mythridates, den König von Pontus, erlitt. Als dieser grosse Römerfeind noch einmal versuchte, das Morgenland den Lateinern zu entreissen, konnten die Chier ihm nicht genug Freude darüber bezeugen und liessen ihre Schlachtschiffe zu seiner Flotte stossen. Insgeheim aber hielten sie, weil sie der Dauer seiner Macht misstrauten, gute Freundschaft mit den Römern. Mythridates erhielt davon sichere Kunde; er ergrimmte nun über das stolze, tückische Handelsvolk und schickte seinen Feldherrn Zenobios mit einem starken Heere. Dieser verlangte und erhielt von dieser einen Insel 2000 Talente, und als die ungeheure Buße bezahlt war und die Chier nun dachten, sie hätten sich Frieden erkauft, da brachen die Soldaten in die Städte und Ortschaften ein, trieben die Bewohner zusammen und auf ihre Schiffe, die von dannen segelten, um die Unglücklichen fern von der Heimat auf die Sklavenmärkte zu bringen.

Im späteren Mittelalter, als das byzantinische Reich aus allen Fugen ging, kamen die Lateiner wieder und setzten sich auf der Insel fest. Eine Zeitlang wurde sie von den Venezianern und zweihundert Jahre lang von den Genuesen beherrscht. Die Letzteren betrachteten Chios als ihr bestes Besitzthum im Morgenland und bauten die Citadelle, verbesserten den Kriegshafen, legten Arsenale an und machten Chios eben so wie Famagusta auf Cypern zum Hauptstützpunkte ihrer Herrschaft und Handelsunternehmungen im Osten.

Das Jahr 1566 traf auch die schöne Insel mit dem Fluche, welchen das turanische Steppenvolk über die einst

so lebensvollen Gefilde brachte, die das liebenswürdigste und kunstreichste Volk der Erde mit so viel herrlichen Denkmalen geschmückt hatte. Der Anfang der Türkenherrschaft kündigte sich an durch eine grässliche Verwüstung der ganzen Insel, die dritte grosse Verheerung, welche ihr lebenslustiges Volk tödlich in den Nacken traf. Männer, Weiber und Kinder wurden zusammengerafft, und hierhin und dorthin auf das Festland gebracht, um das traurige Brod der Sklaverei zu essen. Nur auf Bitten der französischen Regierung, die ehemals so viel beigetragen hat, den blutigen Türken zu stärken, wurde ein Theil der Einwohner wieder freigegeben und in die zerstörte Heimat zurückgeführt. Es gehörte der ganze Duldermuth der Griechen und die auf der Insel einheimische Betriebsamkeit dazu, um nur überhaupt wieder etwas emporzukommen. Ein Erzeugniss der Insel, nämlich der Mastix, sollte die Ursache werden, dass Chios bei dem allgemeinen Verderben, welches alle Christenländer überfiel, sobald der Türke seinen Fuss darauf setzte, sich oben hielt.

Chios heisst bei den Türken auch Sakis Adassi oder Mastix-Insel. Mastix ist ein sehr grosser Strauch (Pistacia lentiscus), in dessen Rinde man Einschnitte macht, worauf sich kleine Körnchen eines gelblich-weissen Harzes hervordrängen, das durchsichtig und wohlriechend ist und zu Räucherpulver, Firniss und allerlei Lacken dient. Die Türkinnen machen noch anderen Gebrauch davon: die meisten glauben, sie könnten ohne Mastix gar nicht bestehen. Unaufhörlich haben sie davon etwas im Munde, indem sie leise daran kauen und drücken; dann löst das Harz sich auf, stärkt das Zahnfleisch, reinigt die Zähne und macht den Athem wohlriechend. Sie behaupten auch, es stärke den Magen und mache einen vollen Busen. Nun waren die Türken so artig, die Mastix-Insel der Mutter ihres Sultans zu widmen: sie mit ihren zahllosen Dienerinnen und Gesellschafterinnen, kurz der ganze Harem des Grossherrn sollte Mastix aus der ersten Quelle beziehen. Auch war das Nadel-

geld nicht zu verachten, welches von den übrigen Einkünften der Insel in die Kasse der Sultanin floss. Die Chioten hatten nun manches Vorrecht, sie durften durch ihre fünf Archonten, von denen anfangs drei griechisch und zwei katholisch waren, sich einigermaßen selbst regieren. Diese Archonten bildeten auch das Gericht für Rechtsstreitigkeiten und die Steuerbehörde. Sanitätsbeamten durften die Bewohner sich ebenfalls selbst wählen und ihre Notare konnten Urkunden ausfertigen, die selbst bei türkischen Gerichten vollen Glauben genossen. Freilich legten auch der Mutselim oder Statthalter sowie der Aga, der noch besonders über die Mastixdörfer gesetzt war, ihre Privat-Steuerschrauben an, und kam der Kapudan-Pascha, der Grossadmiral, mit seiner Flotte bei der reichen Insel vorbei, so pflegte er einen kleinen Raubgriff zu machen. Die Chioten aber hatten immer etwas Geld übrig; denn der Mastix, die unübertrefflichen Feigen, Öl, Wein, Baumwolle, eingemachte Früchte, aber auch die einheimische Industrie in schönen Seiden- und Baumwollwaaren, endlich der immer rege Handelsgeist — das Alles brachte immer wieder Geld in's Land. Dabei waren die Bewohner der Insel von guten Sitten, mäßig in allen Dingen und die Sparsamkeit, welche bei fast allen Griechen Noth zur Tugend machte, fand auf Chios ihre Meister.

Die Insel wurde deshalb weit und breit beneidet; da sollte das Jahr 1822 ihr die vierte grosse Verwüstung bringen, die grässlicher und blutiger war, als alle früheren. Man rechnete damals die Bewohner von Chios auf 120,000 Menschen: in den sechs Tagen vom 14. bis 20. April schlachteten die Türken davon 40,000. Es hatten nämlich das Jahr zuvor die Chioten, als ihre Landsleute bei dem nahen Mytilenä einen Sieg über die türkische Flotte erfochten, geglaubt, sie könnten jetzt auch ihr Haupt erheben und die türkische Besatzung angegriffen. Diese flüchtete in die Forts und scharmützelte monatelang mit den Aufständischen. Dann aber kam der Kapudan-Pascha Kara Ali, ein Bluthund von alttürkischem Schlage. Er landete, ein heftiger Kampf

begann, Tausende der Freiheitskämpfer fielen, und als ihr Widerstand zu Boden geschlagen war, begann sofort das Gemetzel. Wir haben ja vor ein paar Jahren in den Bulgarendörfern Ähnliches erlebt: wurden dort Hunderte abgethan, so waren es hier Tausende und zum grossen Theil unter schauderhaften Martern. Als die grässliche Nachricht zur griechischen Flotte kam, erhob sich ihre Mannschaft vor Wuth und Rache zu der äussersten Anstrengung. Die Türken wurden überfallen, ein grosser Theil ihrer Schiffe durch Brander vernichtet, und der Kapudan-Pascha musste selbst sich an den Strand retten, den er mit Christenblut übergossen. Hier fand auch er einen qualvollen Tod. Unglücklicherweise hatten die Griechen nicht Leute genug, die ganze Insel zu schützen. Die Türken warfen sich jetzt racheschnaubend auf die Mastixdörfer, welche der Sultanin-Mutter gehörten und noch verschont waren. Auf diesen durften die Christen sogar mit ihren Glocken läuten, ein Schall, für türkische Ohren höchst empfindlich. Am 19. Juni zog Mord und Brand in diese bisher so glücklichen Ortschaften, 30,000 Menschen wurden erschlagen, ihre Wohnungen in Asche gelegt. Darauf machten sich die türkischen Soldaten noch das Vergnügen einer Hetzjagd auf die Flüchtigen, die in den Bergen steckten, bis zuletzt auf der ganzen Insel das Schweigen des Todes herrschte.

Als Friede wurde, kamen Diejenigen, die sich glücklich versteckt oder über's Wasser hatten retten können, zurück und die Insel hatte wiederum 16,000 Einwohner. Diese sind dann langsam wieder angewachsen bis zu 38,000, von denen aber nur tausend Lateiner, jedoch über zweitausend Türken sind, oder vielmehr — waren. Denn welches Jammerschicksal die Bevölkerung in unseren Tagen erlitten, wie sie diesmal durch einen grauenhaften unterirdischen Feind verstümmelt, zerquetscht und getödtet worden, davon vernahmen wir wochenlang eine grässliche Szene nach der andern. Die lieblichen Kinder, die grossäugigen, vollbusigen Frauen, die schön gewachsenen Männer, welche

des Fremdlings Auge entzückten, wenn er im halb versandeten Hafen der Stadt Chios landete, — wo sind sie? Wie Viele lagen elend von Mauertrümmern erschlagen und ihre Leichname verpesteten die Luft! Man hoffte, wenn die armen zitternden Menschen, die am Leben geblieben, wieder etwas Muth fassten, würde die türkische Regierung sich beeilen, den längst gehegten Plan auszuführen, den Hafen der Stadt Chios wieder auszubaggern und zum Freihafen zu erklären. Allein, Türkenwirthschaft und Christenhoffnungen — wie weit liegen die aus einander!





XIV. Die Engländer auf Cypern.

Wenn ein Engländer über fremde Völker und Landschaften schreibt, so bringt er regelmäßig eine Menge von Thatsachen und verständigen Bemerkungen, sowohl über Land und Leute als über Volkswirthschaft und Alterthum, lauter praktisch-brauchbare Einzelheiten. Ein liebevolles Eingehen aber auf Anschauungen und Bedürfnisse, eine gründliche Untersuchung der natürlichen Beschaffenheit des Landes ist eben so wenig zu erwarten, als ein tieferes Verständniss der Geschichte. Dergleichen lässt der gewöhnliche Engländer bei Seite liegen, und kommt er deshalb in Verlegenheit, so greift er nach Büchern der Deutschen und Franzosen, nimmt aber aus diesen auch nur, was auf der Stelle zu verwerthen: das Übrige ist ihm gleichgültig, vielleicht auch unverständlich.

Als den Engländern sehr daran lag, ihren Sikhs, durch deren Treue sie im indischen Aufstande gerettet wurden, die alten heiligen Bücher dieses Volks gesammelt, erläutert und übersetzt in die Hände zu geben, damit sich die nationale wie die religiöse Selbständigkeit der Sikhs gegenüber den Brahmanen, Hindis und Mohammedanern noch mehr kräftige und befestige, da fand sich in der ganzen Welt kein Gelehrter, der das Werk so gut machen konnte, als der Münchener Orientalist Professor Trumpp, ja vielleicht

hätte es überhaupt kein Anderer machen können. Aus dem Buche von Professor Oskar Fraas in Tübingen »Aus dem Orient« konnten sie für die Anlage der Eisenbahnen in Syrien erwünschte geologische Kenntnisse schöpfen. Über Cypern aber gab es, ausser den tüchtigen Arbeiten der Franzosen, allgemein belehrende Bücher nur von Deutschen. Allen voran steht das gründliche, namentlich in botanischer und geologischer Hinsicht ausgezeichnete Werk »die Insel Cypern« von den Wienern Unger und Kotschy, das vor bald zwanzig Jahren verfasst wurde. Julius Seiff, Civil-Ingenieur, gab in seinen »Reisen in der asiatischen Türkei« auch ausgiebige Belehrung über Cypern. Endlich mussten gerade zur selben Zeit, als Beaconsfield die Welt mit seiner cyprischen Erwerbung überraschte, von dem baierischen Reichsarchivdirektor »Reiseberichte über Cyperns Natur und Landschaft, Volk und Geschichte« erscheinen, ein kleines Buch, welches den Engländern aber über die verschiedenen Nationalitäten auf der Insel, ihre Bewirthschaftung und Staatseinkünfte, und die politische und Vegetationsgeschichte ein klar übersehbares Material unterbreitete. Kein Wunder, dass dieses kleine Buch in England sofort vielfach benutzt und bearbeitet wurde. Die »Daily News« sagten, es sei das Unglück vieler guten Tanten und Schwestern geworden, die Hals über Kopf ihre Neffen und Brüder nach Cypern schickten, weil sie superficial readers — oberflächliche Leser — gewesen und dort ein Paradies erträumt hätten.

In Frankreich kennt Keiner Cypern gründlicher, als De Mas Latrie, der auch ein Archivar ist, nämlich Abtheilungsdirektor im Staatsarchiv zu Paris. Sein dreibändiges Werk über die Geschichte Cyperns unter den Lusignans ist eine vorzügliche Frucht langjähriger Studien, dem sich eine Reihe verdienstlicher Arbeiten über Cyperns spätere Geschichte anschliesst und alsbald eine Geschichte der lateinischen Kirche auf der Insel folgen soll. Eine zuletzt erschienene kleinere Schrift verbreitet sich neben Erinnerungen aus dem Mittelalter über Cyperns Gegenwart.

Da der Verfasser unter unseren westlichen Nachbarn der Besten einer ist und viel über der Völker Geschicke und deren Ursachen nachgedacht hat, so interessirt uns zunächst, was seine Meinung bezüglich Frankreichs Aussichten auf dem Mittelmeer, welche durch die englische Besitznahme Cyperns so plötzlich und unvermuthet verdunkelt worden, und was seine Hoffnung auf Frankreichs Zukunft überhaupt, die jedem tüchtigen Franzosen stets am wärmsten am Herzen und am nächsten auf der Lippe liegt, die aber auch uns selbst verzweifelt nahe angeht. Frankreichs Ansehen im Orient hängt enge zusammen mit seiner Machtstellung uns gegenüber, und es wäre eine gefährliche Täuschung, wollten wir annehmen, der Nationalhass und die Absichten, wie sie seit 1870 in Frankreich gegen uns bestanden, wären seitdem gerade bei den Führern dieses Volkes bedeutend abgeschwächt. In der Masse des Volkes ist solche Abschwächung des Ingrimms wohl eingetreten, aber nicht bei seinen Staatsmännern, Deputirten, Schriftstellern und Gelehrten, also nicht bei der geistigen Elite. Diese Elite aber könnte im gegebenen Augenblick wieder das ganze Volk entflammen und zu halb wahnsinnigen Thaten fortreissen. Auch der bescheidenste und vorurtheilsloseste Franzose lebt der festen Überzeugung: der grosse Entscheidungskampf könne höchstens noch zehn Jahre sich verschieben lassen, werde aber sofort ausbrechen, sobald man in Frankreich entweder die Gewissheit eines Alliirten oder des wirthschaftlichen Verderbens der Deutschen habe: eines oder das andere werde binnen den zehn Jahren sicher eintreten. Offenbar hegte De Mas Latrie bei Abfassung seines jüngsten Buches ähnliche Gedanken. Er widmete es dem englischen Gesandten zu Konstantinopel, Sir Austen Henry Layard, und konnte sich selbst in der Widmung nicht enthalten zu sagen: »Frankreich, resignirt in die Ereignisse, die es überwälzen, ohne es zu erdrücken, fühlt sich lebensvoll und rechnet auf eine Zukunft voll Genugthuung.« Was anders aber soll der avenir réparateur Frankreich wieder bringen,

als Metz und Strassburg und die alte politische und militärische Übermacht? Dass wir Deutschen jene Festungen bedürfen, um uns selbst und den Welttheil vor neuen unaufhörlichen Kriegsbränden zu schützen, dass wir auf jene Gränzlande ein nationales und historisches Recht haben, fällt auch einem Geschichtsforcher wie De Mas Latrie niemals ein.

An einer anderen Stelle heisst es: »Möge Frankreich, durch die Umstände zur strengsten Neutralität verbannt, keine unfruchtbaren Gegenbeschuldigungen versuchen, um zu erfahren, ob es ihm möglich gewesen wäre, vorahnend das Geheimniss der englischen Unterhandlungen (um Cyperns Erwerbung), sie zu ändern oder ihr Ergebniss zu lähmen. Möge es dasselbe annehmen und selbst es begünstigen! Es bedroht nicht die Rechte, an welchen Frankreich festhält und die man ihm zuerkannt im Orient, im heiligen Lande, ebensogut als in Ägypten. Die lebhafte und berechtigte Aufregung, die bei uns die Nachricht von der Konvention vom 4. Juni hervorrief, darf sich beruhigen. Ohne aufzuhören wachsam zu sein, können wir vertrauensvoll sein. Die loyalen Erklärungen des Marquis von Salisbury, wie die öffentlichen Depeschen sie konstatiren, lassen uns glauben, dass selbst bei einem Wechsel in der Leitung der inneren Politik, England in der Besitznahme Cyperns nichts suchen würde, als ein Mittel zur Vertheidigung der Interessen, die ihm und uns gemeinsam sind gegenüber der Türkei. Möge Frankreich sich schonen und an nichts denken, als sich für die Zukunft vorzubereiten in Frieden und Arbeit! Nichts Endgültiges kann im Mittelmeer ohne sein Zuthun geschehen; Freunde und Gegner wissen das; und endlich erkennen auch in England die verschiedenen Parteien es an, dass die Wiederherstellung von Frankreichs Militärmacht und Einfluss nicht gleichgültig ist in Bezug auf die eigene Sicherheit ihres Landes.« Dieser gedämpfte Schmerzensschrei des französischen Archivars um den Verlust cyprischer Aussichten bestätigt uns die Angabe seines

baierischen Kollegen, dass noch vor einigen Jahren, ehe den Franzosen bei Metz und Sedan die Flügel gestutzt wurden, sie insgeheim sich Hoffnung gemacht hätten, ein günstiges Geschick könne ihnen die edle Inselperle, die mehr werth sei als ganz Algier und dabei keine wilden Kabylen habe, wieder in den Schooß werfen.

Die Rathschläge, welche De Mas Latrie in Bezug auf Cypern den Engländern gab, liessen deutlich etwas von der Annäherung an England merken, welche sich in maßgebenden Kreisen Frankreichs vollzog, gerade in denen, welche nicht von Parteisucht, sondern von reiner Vaterlandsliebe erfüllt sind. Nicht am slavischen Russland, nicht an Österreich, das durch seinen Dualismus gelähmt ist, nicht am selbstsüchtigen, schlüpfrigen Italien suchten sie ihre Anlehnung und Allianz für die Zukunft. Das undankbare England — wie grausam hat es den Franzosen mitgespielt! Sie suchten für Cyperns Entschlüpfen Ersatz in Tunis und Tripolis, ihr Thatendrang warf sich auf Madagaskar und Tonking: sie mussten sich aber gefallen lassen, dass die Engländer sie aus dem Mitbesitz von Ägypten, das zehnmal mehr werth, als alle jene Eroberungen, einfach hinaus stiessen. Seitdem denken viele Franzosen anders über England, allein sie unterdrücken das bittere Gefühl, weil sie den Glauben nicht fahren lassen, die beiden »Westmächte« seien doch die natürlichen Alliirten.

De Mas Latrie ist entschieden der Ansicht, dass die englische Besitznahme Cyperns eine dauernde und nicht vorübergehende sei. Gerade um zu dauern, habe der Vertrag vom 4. Juni den Schein gelassen, die Engländer würden Cypern zurückgeben, wenn Russland den Türken all' seine Eroberungen in Asien herausgebe. Die Engländer wissen zu gut, was sie an Cypern haben. »Man erzählt sich, dass Joseph Nassi, ein portugiesischer Jude und Günstling von Soliman II., um den Sultan zur Ausführung des Eroberungsplanes zu stimmen, diesem sagte: Wenn Du Cypern nimmst, bist Du Herr von Kleinasien, Syrien und Ägypten. Nach Arrian nahm Alexander der Grosse aus gleicher Rücksicht

Besitz von einem so gut gelegenen Lande, es sollte ihm bei der Verwirklichung der Unternehmungen dienlich sein, die er gegen die Provinzen des Perserreichs, hauptsächlich gegen Ägypten und Syrien, plante. In der That, die Vortheile der Lage Cyperns müssen zu jeder Zeit geschätzt worden sein; denn sie sind von grosser Wichtigkeit für Krieg, Politik und Handel, für alles was Kraft und Leben der Völker ausmacht.«

Die Einrichtungen, welche die Engländer auf Cypern getroffen, erscheinen dem französischen Berichterstatter ebenso von Klugheit als von Rechtsgefühl eingegeben zu sein. Der oberste Befehlshaber (High Commissioner and commander en chief) übt im Grunde alle Gewalt und eine beständige Aufsicht, und um ihn dabei zu unterstützen, wurde die Insel in sechs Bezirke eingetheilt, deren jedem ein General oder Offizier, gleichsam als Adjutant des Gewalthabers vorgesetzt ist. Ein gesetzgebender Rath steht ihm zur Seite, ähnlich eingerichtet wie die türkische Schurah, die früher in der Hauptstadt Nikosia ihren Sitz hatte. Der Mitglieder dieses Rathes sind nur sieben, und zwar vier englische Beamte, und drei Andere, welche sie aus den Bewohnern ausgewählt haben. Letztere sind der grösste Grundbesitzer, der Katholik ist, ein reicher Grieche zu Nikosia, und ein türkischer angesehener Aga. Auch ein Vollziehungsrath soll dem Gouverneur die Last der Geschäfte erleichtern, welche die Engländer sich je nach Gutbefinden gross oder klein machen können. Sie befolgten den gewiss einzig richtigen Grundsatz, für den Anfang nicht zuviel zu regieren, und liessen die türkischen Kaimakams und Mudirs, die früheren Unterbeamten des Pascha, sowie die Muhktars und Agas oder Bürgermeister und Ortsvorsteher einstweilen noch im Amte, hielten sie aber unter scharfer Aufsicht.

Selbstverständlich blieben auch die bisherigen Gerichte bestehen, da sie bei Griechen wie bei Türken mit ihrem Ansehen und Beruf eben so sehr im kirchlichen als im

bürgerlichen Rechte wurzeln. Jedoch in allen Kriminalsachen und Zivilprozessen hat der englische Beamte die Befugniss, der Gerichtssitzung als Assessor beizuwohnen. In Polizei- und kleinen Strafsachen kann er, wenn das Urtheil ihm nicht gefällt, seine Verkündigung verhindern und sofort selbst ein anderes fällen und in Ausführung setzen. Handelt es sich um ein schweres Verbrechen, so verweist er die Sache vor den Gouverneur und seinen Beirath. Auch in Prozessen über Vermögensrechte kann der englische Beamte den Lauf eines jeden Urtheils hemmen und befehlen, dass die Sache in seiner Gegenwart noch einmal verhandelt und sodann mit seinem Berichte dem Gouverneur zur letzten Entscheidung vorgelegt werde.

England muss bekanntlich an den Sultan jährlich mindesten 2½ Millionen Francs herausgeben, als das Regierungs-Einkommen von Cypern, welches übrig bleibt nach Abzug der Verwaltungskosten. Die letzteren können natürlich gesteigert oder vermindert werden, je nachdem die neue Regierung viel oder wenig auf die Landesbesserung verwendet. Soviel aber ist schon jetzt zweifellos, dass die Engländer »sich mit Cypern keine Geissel aufbanden, sondern in eine Ärnte eintraten.« De Mas Latrie berechnet, dass die türkische Regierung von Cypern an Einkünften 4,350,000 Francs bezog, sodass also nach Abrechnung von 600,000 Francs Kosten, die sie für die Verwaltung der Insel ausgab, noch 3,750,000 übrig blieben. Ein früherer englischer Konsul auf Cypern, R. Hamilton Lang, stellte die Einkünfte in seinem Buche — »Cyprus, its history, its present resources and future respects« — das er sich beeilte, alsbald nach der englischen Besitzergreifung der Insel heraus zu geben, auf 4,415,000 Francs. Diese Zahlen der Franzosen wie der Engländer stimmen ziemlich überein mit der Berechnung, die in den oben erwähnten »Reiseberichten über Cyperns Natur und Landschaft, Volk und Geschichte« bereits aufgestellt wurden, als noch kein Mensch an die englische Besitznahme der üppig fruchtbaren Insel dachte.

Cypern war, weil man von Anbau und Einkünften der Insel vor der Türkenherrschaft bessere Kunde hatte, als von einer anderen Eroberung des Islams, das deutlichste Beispiel, wie auch das beste Land unter dem Schatten des Halbmondes langsam verdorren muss. Jetzt waltet Ruhe, Gerechtigkeit, und Sicherheit des Eigenthums wieder auf der Insel, und es liegt klar am Tage, »dass die Einrichtung einer liberalen und gerechten Regierung, die der Energie und Initiative voll ist, nicht blos eine Wohlthat für die Insel sein wird, sondern auch ein heilsames Beispiel und eine mächtige Ermuthigung für die so wünschenswerthe Organisation von Kleinasien.« Hat aber die englische Regierung auf Cypern wirklich Energie und Initiative entwickelt? Bis jetzt hat sich, nach allen Nachrichten, die wir auch mündlich von dort Angesiedelten einziehen konnten, wenig davon gezeigt. Ob daher in Zukunft die Insel den Engländern wirklich so viel zu verdanken haben wird, wie De Mas Latrie glaubt, das müssen wir erst noch erfahren. Das Beispiel der jonischen Inseln spricht nicht sehr dafür. So lange auch die Engländer diese herrlichen Eilande besassen, für Schulen, für Hebung der Bevölkerung, für Landesbesserung im Grossen und Ganzen haben sie dort wenig gethan, und so schwer für den Anfang das plötzliche Aufhören englischen Geldzuflusses auf den jonischen Inseln empfunden wurde, jetzt könnte man dreist dort Mann für Mann befragen, und nicht hundert, vielleicht nicht zehn würden die englische Herrschaft zurück wünschen. Die Gegenwart aber auf Cypern stellt den Engländern kein gutes Zeugniss aus, weder im guten Willen, noch in Kunst und Erfolg des Regierens.

Der allgemein gehoffte Aufschwung ist durchaus nicht eingetreten. Wohl ist die wichtigste Strasse, die vom Haupthafen Larnaka nach der Hauptstadt Nikosia führt, in guten Stand gesetzt und sind die Wege längs der Südost-Küste etwas gebessert. Für die Kunstalterthümer wird mehr Sorge getragen. Die Schulen sind durch Fürsorge der Griechen

mehr besucht und die Lehrer zum Theil besser gestellt. Allein von einem Aufraffen des Volkes zu grösserer Thätigkeit in Feld- und Gartenbau und Handel und Industrie, von zahlreichen neuen Bauten und Ansiedlungen, von Regulirung der Wasserläufe, von Trockenlegen sumpfiger Landstriche, von Maßregeln zur Bekämpfung der Fieberluft, — von alle dem zeigen sich nur schwache Anfänge. In Städten und Ortschaften sieht man das alte Durch- und Aneinander von erbärmlichen Holz- und Lehmhütten, dazwischen Unsauberkeit, Lumpen und Armuth. Fast die Hälfte aller Frucht- und Thalebenen liegt noch wüst, nur spärlich wird hier und da ein Stück Landes in neuen Anbau genommen. Die Ausfuhr von Waizen, Gerste und Karruben hat sich ein wenig vergrössert, im Übrigen herrscht auf der Insel, die im Alterthum und Mittelalter so berühmt war wegen des feinsten Obst- und Gemüsebaues, die sich für jede Handelspflanze als ergiebiges Versuchsfeld darbot, jetzt noch immer die roheste Wirthschaft in Feld- und Gartenbau, und sind der fortschreitenden Waldverwüstung noch keine Gränzen gesetzt. Nicht einmal der Weinbau hat ansehnliche Fortschritte gemacht, der edle Cyperwein wird immer noch in Bockschläuchen und Sonnengluth auf Eselsrücken nach den Hafenplätzen gebracht. Kurz, soweit es von der Landesregierung abhängt, ist — ausser dass Frieden und Gerechtigkeit herrschen — Cypern nicht viel besser daran, als unter den Türken. Seine Regierung denkt: je mehr wir an Verwaltungskosten sparen, desto eher bringen wir die drittehalb Millionen Franken heraus, die wir vertragsmäßig an den Sultan abgeben müssen. Beaconsfield hatte verkündet: Cypern werde schon im ersten Jahre mehr eintragen, als man von den Einkünften nach Konstantinopel schicken müsse. Das hat sich zwar, so weit sich von aussen Einblick gewinnen lässt, nicht bewahrheitet, allein so viel ist sicher, dass die Verwaltungskosten Cyperns sich jährlich vermindern, und dies scheint ein Hauptziel der Engländer zu sein. Wäre die herrliche Insel französisch, ja wäre sie

russisch geworden, so wenig zur Hebung von Land und Volk wäre sicher nicht erfolgt, wie jetzt nach sechs Jahren englischer Herrschaft.

Der Grund liegt vor allem in der Selbstsucht der Engländer. Wer wollte verkennen, dass es unter ihnen eine Menge hochsinniger Männer und Frauen gibt, in denen das wärmste Herz für ihre Mitmenschen schlägt! Allein der gewöhnliche Engländer will nichts, als ungehindert sich bereichern: von freien Stücken für anderer Leute Glück und Rettung etwas zu thun, däucht ihm ausbündige Thorheit. Auch der gegenwärtigen englischen Regierung scheint jede Ahnung fern zu liegen, als könnten Pflicht und Ehre von ihr fordern, in Cypern, wo es doch so leicht wäre, vor ganz Europa zu zeigen, dass sie Willen und Kraft besitze, bessere Zustände im Morgenland herbei zu führen.

Auch ein anderer Charakterzug hindert den Engländer, sich um Wohl und Wehe eines ihm fremdartigen Volks zu bekümmern, das ist der tiefgründige Hochmuth, der ihn namentlich gegen Griechen, Türken und Araber beseelt. Verächtlich blickt er auf diese Leute herab, mag nicht gern mit ihnen zu thun haben, und denkt nicht daran, durch Wort und Beispiel und thatkräftige Unterstützung ihnen zu helfen, aus der Elendigkeit ihrer Zustände heraus zu kommen. Sie merken das, und finden sich durch die Gegenwart des stolzen Britten eher bedrückt, als förderlich angeregt. Auch Italiener, Franzosen und Deutsche fühlen sich, wo Engländer herrschen, nicht genug angezogen, um Fleiss und Vermögen einzusetzen.

Nun kommt noch ein Übelstand hinzu, der Mangel an Kenntnissen und Geschicklichkeit. Wer nicht im längeren Verkehr darauf geachtet hat, dem scheint es unglaublich, wie unwissend in der Regel die Engländer sind, wenn es sich um tiefer liegende Zustände, Bedürfnisse und Anschauungen anderer Völker handelt. Hätten sie mehr Staatsmänner, die in solchen Dingen kundig, so würde ihre äussere Politik wohl nicht so häufig in dieser plumpen,

roh gewaltthätigen Weise vorgehen, durch welche sie nachgerade sich alle Welt zu bittern Feinden machen. Und das soll man sich gefallen lassen von Leuten, welche gern den Erdball umschlingen möchten, aber beileibe nicht, indem sie ihre eigene Haut daran wagen, sondern alles durch ihr Geld, indem sie für Geld Soldaten miethen und hierhin und dorthin schicken! Denkt man denn in Grossbritannien nie daran, dass keine Macht von Seestaaten dauernden Bestand hatte, eben weil sie auf leicht veränderlichen Vorbedingungen und gebrechlichen Stützen beruht? Es fehlen nur noch vier Jahre daran, dann sind gerade dreihundert seit dem Jahr verflossen, als Königin Elisabeth von der deutschen Hansa mit Kriegsschiffen und Matrosen unterstützt wurde, um Philipp II. Armada zu bestehen. Damals fing Englands Seemacht an aufzublühen, ihren Aufschwung aber nahm sie erst hundert Jahre später, als das Reich von der Missregierung der Stuarts befreit wurde. Seit jener Zeit ist den Engländern unerwartet Vieles und Grosses geglückt und mancher Raubgriff straflos geblieben: sollte es nicht für sie an der Zeit sein, sich jene übermüthige Gewaltthätigkeit, jene Hybris, welche die alten Griechen für den grössten Frevel wider Götter und Menschen erklärten, abzugewöhnen?

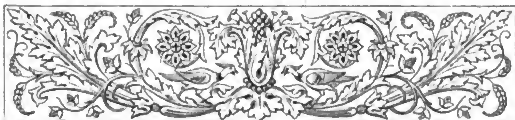
Ein Beweis, wie lässig die Engländer auf Cypern verfahren, liegt auch darin, dass die Auswanderung der Türken dort kaum begonnen hat. Denn diese stolze hartnäckige arbeitsträge Rasse kann nicht gedeihen und nicht dauern, wo sie nicht herrschen und in Ruhe und Behagen von anderer Leute Mühen leben kann. Wo Neuerungen sie umzingeln, wo ihnen die Hast und Eile der Industrie und Schaffenslust auf den Leib rückt, da machen sie, dass sie davon kommen. Wie rasch ist Euböa von Türken frei geworden! Wie reissend fing ihre Volkszahl auf Kreta an zu schwinden, sobald dort die Christen nur etwas Recht und Schutz erhielten! Auf Cypern sitzen sie noch in alter Gemüthsruhe.

Ohnehin ist die Anzahl der Türken auf Cypern nicht gross. De Mas Latrie stellt folgende Tabelle auf:

Griechen	95,000
Türken	45,000
Maroniten	1,500
Armenier	300
Lateinische Katholiken . .	1,900
Verschiedene Fremde . . .	200
Im Ganzen	142,000

An einer andern Stelle des Buches wird die türkische Bevölkerung nur auf 33 bis 34,000 Seelen geschätzt. Das stimmt mit den Angaben in den »Reiseberichten«, wo es heisst: »Wer in diesem Lande sich die Mühe gibt, einen Überschlag zu machen, kommt auf schwankendes Ergebniss. Die Türken geben 200,000 Einwohner und mehr an, die Griechen etwas über die Hälfte davon. Ein europäischer Beobachter, der längere Zeit in Cypern wohnt, rechnete 100,000 Griechen, 40,000 Türken, 1000 Maroniten und Katholiken. Die Annahme von etwa 150,000, von denen kaum noch ein Drittel Türken, möchte vielleicht der Wirklichkeit am nächsten kommen.« Werden die Engländer nicht endlich durch eine genauere Volkszählung Aufklärung liefern? Oder wäre auch dies zuviel verlangt?





XV. Türkische Haus- und Staatssitte.

In dem Pascha von Nikosia hatte ich das Glück, einen höchst liebenswürdigen Herrn zu treffen. Er erwiderte alsbald meinen Besuch in Begleitung seines Dragomans und ersten Sekretärs. Man setzt sich bei solchen Gelegenheiten feierlich auf den Divan und spricht ernsthaft einige gewöhnliche Redensarten, dabei wird erst Sorbet und dann Pfeife und Kaffee gereicht. Bei uns gibt es bei der Unterhaltung vielleicht mehr Witz und Fröhlichkeit: im Morgenland ist man dagegen so freundlich, einen Besuch nicht blos mit trockener Rede zu bewirthen. Wenigstens das Schälchen Kaffee muss man überall nehmen, und wer viel Geschäfte hat, kann des Tages wohl zwanzigmal Kaffee schlürfen. Dafür machen aber auch die Orientalen weniger Besuche, als bei uns Sitte ist, und noch viel seltener ist des Besuches Ursache Herzensgüte oder ein Wunsch, befreundete Gesichter wieder zu sehen. Gewöhnlich steckt ein Geschäft oder doch eine selbstsüchtige Absicht dahinter, und bei den Damen natürlich der unwiderstehliche Hang zu plaudern und wenn sie unter sich sind, über die Männer zu lachen. Wer aber eingestanden ein Amt oder einen Dienst will, der hat fort und fort sich in des Herrn Sprechzimmer einzufinden mit unterwürfigen Geberden, und wenn

Jener ausgeht, sich an seinen Schweif von Dienern und Gefolge anzuhängen.

Ich hatte dem Pascha versprechen müssen, noch denselben Abend sein Gast zu sein. Als es daher zu dämmern anfing, machte ich mich auf zum Konak. Nun war mein gütiger Gastfreund ein Mann von höherer Bildung, hatte in Österreich und Frankreich alles Gute unserer häuslichen Einrichtung kennen gelernt, und schien sich nicht ungern zu erinnern, dass seine Familie nicht von asiatischen Steppen hergekommen, sondern ursprünglich christlicher, sogar fürstlicher Abstammung sei. Wie aber wohnte dieser Herr? Konnte es denn etwas Öderes und Unbehaglicheres geben? In seinen Gemächern fand sich nichts, als die leere weissgetünchte Wand, unter ihr her laufend die lange Polsterbank, und der Teppich auf dem Fussboden. Hin und wieder bin ich wohl in ein vornehmes türkisches Haus gekommen, dessen Bewohner alles darin vereinigt hatten, was nur der ausgelernteste Sybarit an Üppigkeit und Weichlichkeit hätte zusammen schleppen können. Damit verglichen mahnen unsere reichsten fürstlichen Gemächer an reines Spartanerthum. Jene Übertreibung aber sowie die ungemeine Kostbarkeit alles dessen, was den Sinnen schmeicheln und zu üppigem Lebensgenuss einladen soll, weiset schon darauf hin, dass hier nur von Ausnahmen die Rede. Die Orientalen spotten vielmehr über die Menge von Möbeln und Geräthen, mit denen wir uns schleppen, und sagen: unsere Gemächer hätten das Aussehen und die Unbequemlichkeit von kleinen Bazars. Verächtlich blicken sie auf unsere vielen Bedürfnisse in Wohnung und Kleidung, in Essen und Trinken und allerlei Erholung. Würdiger, vornehmer erscheint ihnen wenig Bedürfen: ein Mann solle sich, meinen sie, nicht abhängig machen von tausendfacher kleinlicher Angewöhnung. Ein Krümchen Wahrheit ist darin, ohne Zweifel: gleichwohl aber sollte man denken, nachdem die vornehmeren Türken so viel von unseren Sitten und Einrichtungen kennen gelernt, müssten sie doch einigermaßen den Vortheil schätzen,

den eine behaglich eingerichtete Wohnung gewährt. Allein es ist einmal nicht anders: wo sich die Türken niedergelassen, und so viele Jahrhunderte sie schon in alten Kulturländern wirthschaften, überall und immerfort kampiren sie nur, und kennen und mögen, die paar Häuser am Bosporus und in Smyrna, Adrianopel, Brussa, Kairo abgerechnet, kein wohnliches Daheim. Selten wird man den Eindruck der Öde und Leere in ihren Häusern los. Dem entspricht auch die Dürftigkeit der sonstigen Ausstattung. Was ein reicher Türke gewöhnlich an Leibwäsche und Kleidung besitzt, würde einem Europäer selbst für eine kurze Reise noch zu wenig dünken.

Statt dessen erfüllt die Häuser der türkischen Grossen ein unabsehlicher Dienertross. Die Thüre hat ihren Diener, der Kaffee hat seinen Diener, die Pfeife hat ihren Diener, die Uniform hat ihren Diener, und so geht es fort. Unsere häusliche Einrichtung zielt nachgerade mehr und mehr dahin ab, in amerikanischer Weise Bedienung zu ersparen und gleichwohl, was man braucht gut und bequem zu haben: bei den vornehmen Türken erfordert fast jede Art Handreichung ihren besonderen Diener. Natürlich gibt es unter solchem Tross beständig Zänkerei, und fast jedes Mitglied denkt daran, von des Herrn Tafel und Einkünften möglichst viel auf seine Seite zu bringen.

Mein Pascha wusste wohl das Schöne und Angenehme europäischer Einrichtung zu schätzen, allein er mochte sich von der Landessitte nicht entfernen und lieber auch darin dem Volke und seinen Pflichten näher bleiben. Wahrscheinlich wollte er sich auch bei den öfteren Versetzungen nicht mit vielem Hausrath beschweren. Auf Befehl bald in dieser, bald in jener Provinz amtiren zu müssen, ist ja noch immer das Loos aller im türkischen Staatsdienste Höhergestellten. Sie sind aller Orten, wie es im Alterthume und meist auch im Mittelalter Brauch war, Offiziere und Beamte zugleich und müssen jedem kriegerischen wie bürgerlichen Berufe gewachsen sein, gleichwie sie selbst wieder Hausdiener auch

zu Amtsgeschäften verwenden. Es wäre zu viel verlangt, wenn diese Männer, die in allen Sätteln gerecht sein sollen, in einem schulmäßig sollten reiten können.

Theilung der Arbeit — dieser wohlthätige Grundsatz — gilt im Morgenlande nur in den untersten Volksschichten, soweit nämlich das Handwerk Platz greift: in den oberen Lebenskreisen fliessen, das Amt des Arztes und Geistlichen ausgenommen, alle Berufe in einander.

Im Beginn ihrer Kultur war es auch bei den jetzigen europäischen Völkern nicht anders, und wer jenes Zeitalter näher kennt, findet sich öfter überrascht durch die auffällige Ähnlichkeit, die sich zwischen türkischen und unsern frühesten mittelalterlichen Zuständen darbietet. Die Türken sind eben — bei ihrer geringen Neigung zum Verändern — im frühesten Mittelalter stecken geblieben. Dazu gehört die Neigung zum Grellbunten in der Kleidung, die kindische Freude an roh gefasstem Edelgestein, das Chronikartige der Geschichtschreibung, die politische Stellung, welche die Bischöfe einnehmen, die jämmerliche Schulerziehung, das Erlernen des Dienstes erst im Amte selbst, und so vieles Andere, was die europäische Kultur mit den Kinderschuhen ablegte.

An die Lebensweise im frühen Mittelalter erinnerte auch, dass dem Pascha, als wir zum Abendessen gingen, vor der Thür des Speisesaals Wasser zum Händewaschen geboten wurde. Um einen runden Tisch standen drei Sessel, und die Tafel war in europäischer Weise gedeckt. Von dergleichen ist in Häusern mittleren und niedern Ranges keine Rede. Dort herrscht noch der alte Brauch, dass die Tischgenossen rings um eine Rundfläche niederhocken, die kaum ein paar Hände hoch über dem Boden steht. Auf diesen niederen Holztisch werden auf einer Messingplatte alle Speisen auf einmal hingestellt und den Tischgenossen nicht Teller und Besteck, sondern Brottäfelchen hingelegt. Alle greifen mit der Hand in die gemeinsamen Schüsseln, und reicht die Hand nicht aus, handhaben sie die Brot-

täfelchen zum bequemen Ausschöpfen. Statt der Serviette dienen zum Fingerreinigen ganz einfach die verschiedenen Zünglein in ungemein zierlicher Bewegung.

Bei dem Tafeln zeigt sich bekanntlich am ersten eines Volkes nationale Sitte und Bildung, und unschwer möchte man dabei herausfinden, was unter den Türken noch altturkomanischer, was byzantinischer Herkunft ist, und was islamitische Zuthat. Des Zweiten ist mehr, als sich auf den ersten Blick darstellt. Die Türken mussten ja, da sie keine eigene Bildung mitbrachten, von der byzantinischen Kultur, die in den eroberten Ländern einheimisch, nothwendig etwas annehmen. Rechnet man die persisch-arabische Literatur hinzu, so hat man die vier alten Bestandtheile der türkischen Kultur, unter welchen der fünfte, das moderne Europäische, noch immer umherschwimmt wie dünne Fettaugen auf der Suppe.

Bleiben wir einen Augenblick stehen bei diesen fünf Bestandtheilen der gegenwärtigen Kultur des türkischen Volkes.

Seine tiefere Natur wurzelt noch immer im alten turanischen Wesen. Dieses durchherrscht den Staat, sitzt aber auch fest in der häuslichen und gesellschaftlichen Sitte, und kehrt im Denken und Empfinden beständig wieder viel lebhafter, viel stärker, als im Deutschen das Germanische, im Franzosen das Keltische. Turanisch ist das patriarchalische, das ehrliche biedere Wesen, die grosse militärische Tüchtigkeit, aber auch das kurz Praktische, Derbe, roh Sinnliche und Gemeine im Denken und Sprechen, die Scheu vor Arbeit, vor allem vor Kopfarbeit, und der unruhige Drang, Herr zu sein und befehlen zu können.

Alles dagegen, was Hofsitte, feinere Gesellschaft, Diplomatie und Verwendung der Staatsmittel berührt, sowie das Wenige, was sich bei Türken an Wissenschaft findet, erhielt Richtung und Farbe von byzantinischer Kultur. Diese allein war ja in den Ländern einheimisch, welche die Türken, und zwar schon zweihundert Jahre vor der Eroberung

Konstantinopels einnahmen, und da sie keine eigene Kultur mitbrachten, so mussten sie nothwendig von der byzantinischen annehmen. Denn mag ein Volk sich noch so hart und spröde gegen höhere Bildung verhalten, Einige gibt es doch immer, die sich dem lieblichen und erhebenden Einflusse edlerer Gesittung öffnen und sie auf Familie und Freunde fortpflanzen. Schon deshalb weil die Türken, bei dem Eindringen unter alte Kulturvölker nicht allen Verkehr mit ihnen abschneiden durften, konnten sie der Annahme von deren Kulturformen sich nicht gänzlich entziehen. Freilich nahmen sie damit auch das schleichende Gift byzantinischer Servilität und Ränkesucht, byzantinischer Wollust in sich auf.

Der Islam wurde das dritte, und zwar das alles überwiegende Lebenselement des türkischen Volkes. Kein anderes hat sich so bis auf den Grund der Seele von den Lehren des Korans durchdringen lassen, auch das arabische nicht. Muhammeds begeisterte Reden gingen den Türken wie Feuerströme durch Mark und Glieder, und die wenigen schlichten Grundsätze, auf welchen des Korans Moral beruht, sagten durchaus einem Volke zu, das sich mit Forschen und Nachsinnen nicht viel beschäftigte, jene drei Forderungen: fürchte und ehre den Allgewaltigen im Himmel und seinen Stellvertreter auf Erden, — verrichte die frommen Werke, — und zertritt dem den Kopf, der sich weigert, deinen Glauben anzunehmen. Insbesondere das türkische Staatswesen erhielt vom Islam einen scharf kirchlich-religiösen Charakter. Der Koran gibt Recht und Gesetz: was darin steht oder daraus fliesst, ist bürgerliches, peinliches, politisches Recht. Der Sultan ist kirchliches und weltliches Oberhaupt, die eigentliche Nation nur die muhammedanische, und diese hat in ihren Imams, welche den Tempeldienst besorgen, — den Muftis oder Theologen, die Rechtsgutachten erlassen, — und den Kadis, welche nach dem Gesetze, d. h. dem Koran, richten, — endlich dem Scheik ül Islam, dem Papst all dieser Geistlichen, Theologen und

Richter, ihre nationalen Beamten. Diese ächten Volksbeamten besitzen deshalb auch dem Sultan gegenüber eine gewisse Weihe und Selbständigkeit und, wenn er das Gesetz verletzen sollte, sind sie berechtigt, ihn selbst zu korrigiren und des Thrones unwürdig zu erklären. Alle übrigen Staatsdiener, Generäle und Offiziere, erscheinen Jenen gegenüber nicht als eigentliche Volksbeamte, sondern blos als des Sultans Diener, als Vollstrecker seiner Befehle, sämmtlich früher von seinem Winke mit Gut und Leben abhängig. Nun ergab sich auch mit äusserer und innerer Nothwendigkeit das eigenthümliche Verhältniss der unterworfenen christlichen Völker zu dem Herrschervolke anders, als in den meisten Ländern, wo das besiegte Volk allmählich sich mit den Eroberern verschmilzt. Griechen und Armenier liessen sich nur als Rajah, d. h. als Heerde, betrachten, die, ausser dem Reichsvolke stehend, nur so mitlebten, blos geduldet, jedoch eigentlich nichtswürdig, ja des Todes würdig, von welchem sie sich durch ihre jährlichen Kopfgelder loskauften. Daraus folgte weiter, dass die Bischöfe und Popen bei ihren Glaubensgenossen Polizei und Gericht ausübten, also auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten Richter, und die legitimen Vertreter ihres Volkes wurden, an welche sich Paschas Kaimakams und Agas wandten, wenn sie von der Rajah etwas begehrten.

Einen vorzüglichen Theil ihrer geistigen Bildung zogen die Türken auch aus der persisch-arabischen Literatur, die an die Stelle getreten ist, welche die eigene, ziemlich unfruchtbare Gestaltungskraft leer gelassen. Jene fremde Literatur hat den von Hause aus dürftigen Ideenschatz bereichert und veredelt, und hat in den derben kräftigen Steppenreitern die Begierde entzündet, sich auf den leichten Schwingen der Phantasie über das Alltägliche zu erheben. Bilder und Sprüche aus den arabischen und persischen Büchern verbreiten sich im Volke bis tief hinab, wenn auch vergröbert und in's Gemeine niedergezogen.

Wie nun das fünfte Kulturelement, das modern euro-

päische wirkt, das jetzt wie mit scharfen Schwertern in das Türkenvolk hinein arbeitet, ob dieses energische, rastlose Element zersetzend und zerstörend wirken wird oder die Volkskräfte sammeln, neu beleben und Neues gestalten, — darüber wenigstens einigermaßen in's Klare zu kommen, werden wir später versuchen. Verweilen wir noch ein wenig bei jener Abendtafel im Konak zu Nikosia: es wird sich noch Manches von türkischer Haussitte dabei kund geben.

Als wir in den Speisesaal eintraten, sass der erste Sekretär, ein junger Mann von feinem Äusseren, auf der äussersten Divansecke ganz verlegen und mit leisem Gliederzittern, als könne jeden Augenblick ein Donnerwort seines Herrn und Gebieters ihn niederschlagen. Die Armesündermiene legte er während der Tafel nicht ab. So wenig er seine Augen erhob, so wenig wagte er ein Wort in die Unterhaltung zu mischen, obwohl wir nur zu Drei waren und er ohne Zweifel glatt französisch sprach. Uns erscheint solches Benehmen unwürdig, bei dem Türken ist es ein Zeichen von feiner Lebensart.

Was heisst überhaupt bei den Meisten in diesem Volke noch jetzt höhere Bildung? Erster und nöthigster Bestandtheil ist glatte, geschmeidige Höflichkeit in Benehmen und Sprache: beständig schraubt man sich zu überschwänglichem Ausdruck unterwürfigster Ergebenheit empor. Das Zweite ist das Lesen und Erörtern der Koransgesetze. Das Dritte ein arabeskenartig geschmückter Stil. Das Höchste aber die Kunde vom Arabischen, Persischen, Französischen. Wer diese vier Dinge besitzt, darf kühn die Leiter sofort zu den höchsten Ämtern besteigen. Was er sonst noch an Wissen braucht, etwas Geographie und Geschichte, etwas Politik und Strategie, das lernt sich im Amte ganz von selbst. Wozu hätte denn der junge Orientale seinen Mutterwitz und hellen Scharfsinn und jene rasche Anstelligkeit, in welcher er den Europäer weit hinter sich zurücklässt? Freilich lernt Jeder nur so viel, als sich ohne jede gründ-

liche Schule erhaschen lässt, und steht er einmal im reifen Mannesalter, so lernt er nichts mehr hinzu, als noch pfiffigere Ränke spinnen unter dem Scheine wärmster Treue und Antheilnahme.

Frauen und Kinder sieht bekanntlich kein Fremder an einer türkischen Tafel. Das hiesse die Haussitte auf den Kopf stellen. Selbst die Kinder werden grundsätzlich erzogen in dem Gefühle tiefster Ehrfurcht vor ihrem Herrn und Vater. Ehe ein Knabe sich in seines Vaters Gegenwart zu setzen getraut, muss dieser es ihm wiederholt befehlen. Kindliche Liebe und Hochachtung kann dabei kaum aufkommen, um so frühzeitiger keimt bei der Gewöhnung zur Unterwürfigkeit die Selbstsucht und die Ränkelust.

Kälte und Misstrauen sitzen in jedem geheimen Winkel des Hauses. Gleichwie bei uns im Mittelalter, als das Hinmalen der Unterschrift noch gar so schwierig und mühsam erschien, trägt der vornehme Türke auf seiner Brust in einem seidenen Säckchen das Petschaft, das er an Stelle seiner Unterschrift gebraucht. Er wagt es aber kaum bei Nacht vom Leibe zu thun, damit es nicht sofort durch irgend einen Hausgenossen missbraucht werde.

Im europäischen Staate durchzieht jetzt die Vorstellung vom freien Bürgerthum alle häusliche und öffentliche Sitte. Im Morgenlande gibt es eine andere Grundidee, die noch immer Staat und Gesellschaft bestimmt. Diese Grundidee enthält sehr wenig von mittelalterlicher Gefolgstreue, desto mehr vom Sklavenwesen, wie es bestand in den schlechtesten Zeiten des Alterthums. Will man sich ein rechtes Spiegelbild orientalischer Untreue und lachender Liederlichkeit vor Augen stellen, so lese man die Komödien des Terenz und Plautus und streife blos das Gold griechisch-römischer Dichtkunst ab, das auch diese Lustspiele noch durchschimmert.

Unsere Tafel sollte, so hatte mir mein liebenswürdiger Wirth versprochen, ächt türkisch sein. Also folgten sich in unabsehbarer Reihe ganz kleine Schüsselchen voll der

verschiedenartigsten Süssigkeiten, Backwerke, Milchspeisen, Gemüse und Früchte. Artischocken allein waren gewiss mit fünferlei Gefüllsel oder Umhüllung da, gleichwie bei einem New-Yorker Diner in verschiedener Zubereitung die Austern. Diese zahllosen Schüsselchen bewegten sich unaufhörlich um die drei Hauptgerichte: die süsssäuerliche Reissuppe, den Pillaw, den Hammel. Der Hammel stellte sich vollständig dar mit Kopf und Füssen, gefüllt mit süssem Reis, und vom Schädel war ein Stück ausgeschnitten, so dass das gebackene Gehirn blos lag. Wir Deutsche haben den nahr- und schmackhaften Rossbraten unserer Voreltern fahren lassen, der Türke hielt seinen Hammel fest. Auf seiner Festtafel muss dieser geliebte Vierfüsser noch in der Steppenmontur paradiren.

Alles aber, Fleisch wie Gemüse und Backwerk, das auf eine türkische Tafel kommt, ist so butterweich gekocht, dass es auf der Zunge zergeht. Der Orientale will nicht blos rasch mit dem Essen fertig sein, — selbst eine grosse Tafel wird in unglaublicher Kürze abgethan, — man soll ihm auch nicht anmerken, dass er sein Kauwerkzeug in Bewegung setzt. Arbeiten mit den Zähnen, wozu bei uns ein saftiger Rindsbraten nöthigt, dünkt ihm abscheulich, ja thierisch. Gleichwie er in seiner Tracht sich aufzubauschen liebt, damit unter mächtigem Faltenwurfe Alles und Jedes verschwinde, was an die liebe Natur erinnert, gleichwie ihm höchste Mäßigung und unerschütterliche Würde, die auch den leisen Anschein von Gemüthsbewegung verbannt, als der Gipfel feiner Erziehung erscheint, — gleichwie er selbst sein Gehen auf der Strasse absichtlich wie ein lässig bequemes Watscheln einrichtet, und den Blick seines Auges zum ruhig gutmüthigen Dreinstarren abschwächt: — so strebt er vor Allem darnach, sinnliche Lust, ob auch sein Herz nach ihr giert und schmachtet, bergestief zu verdecken, als wäre er die reinste Engelseele. Das ist der Grund, weßhalb ihm das offene Auftreten unserer Damenwelt geradezu schamlos erscheint, da er selbst es schon für höchst

unanständig hält, vor anderen Leuten einem weiblichen Wesen in's Gesicht zu blicken, ja nur von der eigenen Gattin oder Tochter zu reden.

Es offenbart sich auch darin das phantastische Wesen, das tief in Geist und Gemüth der Orientalen steckt und jeden Augenblick ihren sonst so scharfen Verstand zu übermannen droht. Ihre Heimat ist ja voll der grellen Lichter und Gegensätze und hat viel zu wenig Grün und Dämmerung. Wieviel von Lilienblüthen und Mönchthum des ersten Christenthums jener orientalischen Eigenthümlichkeit den Ursprung verdankt, sei hier nicht untersucht, jedoch angedeutet, was es für soziale Folgen hat, wenn man die schönere Hälfte des Menschengeschlechts ewig in Nacht und Schleier stecken will. Da der Türke der Frauen Geist und Wissen in vollständigster Nichtigkeit und ihren Leib im Gefängnisse festhält, so rächt sich die hässliche Unnatur an ihm selber schwer genug.

Seine Ehe beruht in den meisten Fällen auf Berechnung und Sinnlichkeit, nur in seltenen auf Neigung. Die Ehegatten kennen sich vorher wenig oder gar nicht, von freier Wahl ist bei den Töchtern kaum die Rede. Der Mann entbehrt also gewöhnlich das seligste und dauerndste Gefühl, das es auf Erden gibt, ächte Liebe, wie sie zwischen Ehegatten stattfindet, die sich innig verstehen und hochachten. Öfter habe ich wohl in türkischen Ortschaften unbemerkt in Höfchen und Gärtchen eingeblickt und gesehen, wie die Familie fröhlich beisammen sass und lachte und scherzte. Ohne Zweifel gibt es auch bei den Türken viele glückliche Familien; denn die Menschen bringen überall die schöne Fähigkeit mit sich, dass sie das Gute an einander herausfinden und das Widerwärtige abdämpfen. Allein nach all dem, was mir Kennerinnen und Ärzte anvertrauten, wohnt in den Harems der Regel nach nicht Friede und Vertrauen, nicht reine Luft und Sauberkeit, nicht stille Lust und Behagen, sondern von all diesen schönen Dingen das gerade Gegentheil. Man verstehe wohl: Harem und Vielweiberei

ist zweierlei. Mehr als Eine Ehegattin können sich in der Türkei nur die Männer der höheren Klassen gestatten. Auch nur Diese finden in ihrer besonderen Art Haremswirthschaft ein gewisses Vorrecht, sich und ihre Kinder geistig und leiblich, politisch und wirthschaftlich zu verderben. Den Übrigen ist die Sache viel zu theuer und — zu ihrer Ehre sei es gesagt — nicht Wenigen verhasst und abscheulich. Des Korans Gesetz verlangt ja keine Vielweiberei, es duldet sie nur.

Bei dem Erstlingsvolke des Islams, den Arabern, zeigt uns die alte Volksdichtung, die ihm vorausging, die lieblichsten Bilder ehelicher Liebe. Damals konnte unmöglich das Weib von der Gesellschaft ihres Hauses und Volkes so abgeschieden leben als heutzutage. Das patriarchalische Wüstenzelt gewährt den Frauen und Mädchen noch jetzt viel grössere Freiheit, als deren sie sich in Städten erfreuen. Bei den Tuaregs stiehlt sich Abends wohl mal ein Mädchen aus dem Zelte, sattelt das erste beste Reitkameel und jagt durch die Wüste fünf oder acht Stunden weit zu ihrem Geliebten. Niemand findet besonders Arges darin, die Herzhafte findet nur um so eher einen Mann. In der Türkei aber, wo eine entwürdigende Abschliessung, eine lächerliche Verhüllung alles weiblichen Wesens stattfindet, liegt in dem Begriffe und in der Nothwendigkeit, welche man mit dem Worte Harem verbindet, ein schwerer ethischer Nachtheil. Da einmal die Frauen als unser besseres Selbst zu betrachten, da sie uns erst das rechte Ideal des Edlen und Schönen wie des Grundhässlichen darstellen, so lässt sich leicht die grosse Lücke ermessen, die entstehen muss, wenn den Männern weibliche Gegenspiegelung beständig getrübt, im gesellschaftlichen Verkehre aber weibliche Anregung beständig unterdrückt wird. Der Gesellschaft fehlt der Lebensäther, der Unterhaltung fehlt das heitere Spiel geistiger Kräfte, und die Männerwelt bleibt stecken in Dunkel und innerer Dürftigkeit.

Als nach der Tafel der Sekretär, — noch immer in einer Haltung, als erwarte er von seinem Herrn eine Art

Gnadenstoss, — sich entfernte, setzten wir uns auf den Divan, tranken Kaffee und feinen Liqueur, rauchten und plauderten bis in die Nacht. Das Gespräch erging sich in den Verwicklungen, in welche die europäischen Länder in Folge der türkischen Frage gerathen sind, streifte die trostlosen Zustände, denen, wie die Dinge einmal liegen, kaum abzuhelfen, und erhellte den Gegensatz der abend- und morgenländischen Sitten. Ich lernte dabei meinen Gastfreund von Herzen verehren. Er war ein vorurtheilsfreier Mann, hatte Geschichte studirt und den Werth und Charakter von Völkern, Staaten und Religionen gegen einander abgewogen. Das ist das Erfreuliche im Morgenlande, dass dergleichen Männer, Lebensphilosophen im schönsten Sinne, nicht selten. Unbeirrt durch konfessionelle oder wissenschaftliche Dogmen, ergeht sich ihr Denken frei über der Menschen armes Wissen und Schicksal, und ihre psychologische Beobachtung überrascht durch Tiefe und Feinheit. Das Ergebniss ihrer Betrachtungen ist gewöhnlich die Unterwerfung unter den Willen Gottes, dabei ein aufrichtiges Streben, des Nächsten Leiden zu lindern.

Im Nachhausegehn dachte ich darüber nach, wie sich im Grunde doch so wenig in den Sitten der Türken verändert hat, obgleich sie nun schon über vierhundert Jahre auf europäischem Boden sitzen. In den letzten beiden Menschenaltern hat die gesellschaftliche Sitte etwas von der unsrigen angenommen, jedoch nur in höheren Kreisen, und auch da nur einen Hauch oder Schein davon. Das alte Gesetz des Hauses aber lebt noch so ungebrochen fort, wie es bestand zu Osmans Zeiten.

Ein Volk, in welchem seine uralte Haussitte so starr und stark festsitzt, wird schwerlich durch feindliche Waffen auf die Länge unterjocht oder durch fremde Kultur umgebildet. Wird es nicht vertrieben oder ausgerottet, so kann es sich nur aus sich selber verstärken, oder wenn das nicht mehr möglich ist, wird es sich wahrscheinlich in sich selber verzehren.

Steht uns dieses Volk nun in Sitte und Religion im Ganzen genommen noch vielfach so fremd und starrsinnig gegenüber wie damals, als seine Kriegsrosse zum ersten Male an dem Marmara-Meere tranken, so hat es sich uns, was sein Staatswesen betrifft, entschieden genähert. Seine Wehrkraft ist grösstentheils auf europäischem Fusse eingerichtet und gibt wieder guten Klang. Was Moltke in den Jahren 1835 bis 1839 in der Türkei anordnete, hat sich im letzten Kriege trefflich bewährt. Die humanen und konstitutionellen Grundsätze aber moderner Staatsverwaltung sind wiederholt verkündigt, sogar ein Parlament hielt wiederholt Sitzungen. Als dies Parlament zuerst zusammen trat, schwärmten bei uns die Einen im Glauben, der Türkenstaat werde sich verjüngen und alle Freunde der Freiheit und Humanität würden ihre Freude daran haben. Wieder Andere — und gerade unter ihnen befand sich die grosse Mehrzahl der im Orient Gereisten — waren der Ansicht: alle konstitutionellen Reformen seien auf lauter Sand gebaut und eitel Schattenspiel an der Wand. Man wird aber in solchen Fragen gut thun, sich an die historischen Zustände zu halten und zu prüfen, ob das Neue sich derart hineinpflanzen lässt, dass es im alten Fruchtboden Wurzeln schlägt und frische Säfte daraus zieht, oder ob man es blos äusserlich anheften kann. Vielleicht könnten Diese und Jene noch etwas lernen, wenn sie es der Mühe werth hielten, türkische Zustände, wie sie vor hundert Jahren waren, näher kennen zu lernen und sich nahe vor die Augen zu halten.

Damals, vor hundert Jahren, waren die Türken noch ganz unter sich, noch nicht gehetzt und gepeinigt von den rastlosen Franken und ihren ewig bohrenden Ideen und Industrien. Allah sei gesegnet: wie lebte es sich damals so schön und würdig für einen Türken in der Türkei! »Eilen ist des Satans, ruhig Erwägen gefällt Gott«; oder: »Eilen schadet der Gesundheit, Unruhe des Mannes Anstand« — das waren die Leibsprüchlein und vor lauter Ruhe kam man weder zum Arbeiten, noch zum Denken.

Und so waren es auch die Paschas gewöhnt, wenn sie in die Provinzen gingen. Sie erschienen in ihrer Art als wohlerzogene Leute, die des Beamten erste Pflicht: den edlen ruhevollen Anstand, aus dem Grunde verstanden. Gewöhnlich hatten sie auch schon Geld und Gut zu Hause und wollten nur noch ein paar hunderttausend Piaster bei Seite legen. In ihrer Provinz aber schalteten und walteten die Paschas wie kleine Könige: jedes Paschalik war gleichsam ein kleines Reich für sich. Jeder Pascha hatte des Jahres eine gewisse Summe Geldes an den Staatsschatz einzuliefern und eine Anzahl Kriegsvolk bereit zu halten. Im Übrigen waren sie fast aller Aufsicht und Vorschrift entledigt. Wenn sie von Zeit zu Zeit dem Grossherrn ein Geschenk zu Füssen legten und dafür sorgten, dass kein Ankläger den Weg nach Stambul fand, so konnten sie gemächlich auf dem Divan sitzen und ihren Tschibuk rauchen vom Morgen bis zum Abend. Jedermann konnte sich frei an des Sultans Statthalter wenden und gewöhnlich hatte Dieser einen vertrauten Sekretär oder Leibarzt oder Lieblingsdiener, bei welchem man durch eine handvoll Dukaten oder eine schöne Sklavin es weit bringen konnte. Hier und da ein wenig Köpfen und Hängen, selbst wenn es einmal den Unrechten erwischte, reichte hin argen Unordnungen vorzubeugen.

Die Theile des türkischen Reiches hingen nur ganz lose zusammen und die Zentralregierung in Konstantinopel kümmerte sich nur im Ganzen und Grossen darum. Herren und Meister waren überall in erster Linie der Pascha, wenn er ein tüchtiger Mann war, — neben ihm die Begs und Agas und die Ulemas und Kadis, das heisst die grossen Grundbesitzer und die schriftgelehrten Geistlichen und Richter, — in dritter Linie aber das ganze bewaffnete Türkenvolk. In diesem Volke lebte noch ein Hauch von der alten Freiheit der Steppe und die mächtige Erinnerung, dass dem Volke in Waffen das erste Recht und die Entscheidung gebühre. Die Rajah, d. h. die Heerde der Christen, kam nur in

Betracht, insofern man von ihr Wolle, das ist Geld, abscheren konnte. Nur mit den Bischöfen der Rajah pflegten die Gewalthaber zu verhandeln: Jene waren die Vertreter und Richter, die Steuervertheiler und die politischen Rathgeber der Christen.

Das türkische Reich hatte sich, so lange es schon bestand, noch nicht über die ersten rohesten Staatsformen emporgehoben. Nicht einmal das Grundeigenthum hatte sich abgeklärt. Wer der ächte und rechtliche Eigenthümer sei, war bei den meisten Besitzungen noch fraglicher, als bei uns im Mittelalter, wo an einem und demselben Dorfe oder Bauernhofe der Lehnsherr, der Gerichtsherr, die Kirche, die Gemeinde, und endlich die Bebauer selbst verschiedene Anrechte hatten. Was das türkische Staatswesen zusammenhielt, war vor Allem die Furcht vor dem Sultan, der ja die stärkste Macht für seinen Willen einsetzen konnte; sodann die Religion, weil er allen Muselmännern auch als ihr geistliches Haupt erschien; endlich und hauptsächlich die patriarchalische Gemächlichkeit und Ruheliebe der Osmanlis und ein gewisses angeborenes Rechtsgefühl.

Vor grosser und andauernder Ungerechtigkeit, vor offenbarer Schädigung des Gemeinwohls musste sich der Pascha hüten. Ihr zu steuern, hielten sich die Muselmänner in ihrem Gewissen verpflichtet und zwar mit den Waffen in der Hand. Denn jeder freie Muselmann hatte seine Waffen in Ordnung. Was im Koran stand, das war Gesetz, und wer hartnäckig dawider handelte, Den musste man bekämpfen als einen Feind des Gesetzes und des Sultans; denn der Grossherr war ja oberster Schirmer des Korans und seines heiligen Gesetzes.

Beging also der Pascha grobe Gewaltthaten oder schädigte er offenbar das Gemeinwohl und wollte sich nicht hemmen und bessern lassen, so traten die Häupter der Türken seines Paschaliks zusammen, erörterten öffentlich die Angelegenheit und erliessen öffentlich ihren Richterspruch. Der Mund aber, welcher den Gesetzesbruch ver-

kündigte, war der geistliche. Die Schriftgelehrten oder Ulemas nehmen bei den Muselmännern noch jetzt eine ganz ähnliche Stellung ein, wie einst bei den Juden. Wie bei diesen im Gesetze Moses das religiöse und weltliche Recht zusammenfliesst, so sind auch die Ulemas die Wächter des Rechtes, das den Gläubigen im Koran verkündigt worden. Wehe dem Pascha, gegen welchen ihr Oberster ein Fetwa, das ist die feierliche Erklärung seiner Ungerechtigkeit, erliess! Dann kam es regelmäßig zum Aufstande und dann fragte es sich blos, ob die Aufständischen stark genug. War dies der Fall, so legte sich der Pascha entweder sogleich zum Ziele und leistete Genugthuung, oder man nahm ihn gefangen und schickte ihn in Fesseln, von seinen Anklägern begleitet, nach Stambul. Ehe er dies aber über sich ergehen liess, wehrte er sich gewöhnlich so lange, bis er erschlagen wurde oder flüchtete. Hatte jedoch der Pascha ebenfalls eine Partei für sich, so wurde hin und her unterhandelt, durch die kindlichsten Mittel suchte eine Partei die andere zu übertölpeln, zwischendurch schlug man sich die Köpfe blutig, und das dauerte so fort, bis ein benachbarter Gewaltsherr sich in's Mittel legte, oder der Sultan ein paar Schiffe mit Janitscharen schickte, die Schuldigen zu bestrafen. War das Urtheil vollzogen, so trat gleich wieder Ruhe ein und Alles ging seinen gewohnten Weg. Ob bei der Geschichte ein paar hundert Familien zu Grunde gegangen, wen ging das etwas an, als sie selbst? Es war ihr Schicksal, dass sie Jemand in den Weg kommen mussten, der mächtiger war als sie. Kurz, es war die gemüthlichste Barbarei, in welcher die Ordnung beständig unterbrochen wurde und beständig wiederkehrte, eine Despotie, gemäßigt durch Anstand, Religion, und Aufstände.

Es sind also in den alten Einrichtungen und Gewohnheiten der Türken gewisse Grundlagen vorhanden, auf welche sich die Erfüllung der ersten Bedingung stützen kann, wenn ein Türkenstaat nach moderner Gesittung erstehen, also

Recht und Gesetz an Stelle der Willkürherrschaft treten soll. Die Freigebung der Presse in Beurtheilung der Justiz und Verwaltung, sowie die Freiheit der Anklage im Parlament wären durchaus nicht gegen den Charakter der alten türkischen Staatssitte. Es liesse sich dadurch wenigstens den ärgsten Ein- und Übergriffen der Paschas steuern. Auch dann würde die Türkei freilich noch himmelweit hinter europäischen Anschauungen zurückbleiben, allein leben lässt sich ja auch in Griechenland, Rumänien, Ungarn, Amerika, obgleich in diesen Ländern hin und wieder dunkle Schatten über die öffentliche Rechtspflege fallen.

Die wirthschaftliche Staatsverwaltung erschien den Türken bekanntlich früher als ein höchst einfaches Ding. Sie war und blieb ungefähr so, wie man sie etwa in den Satrapien des altpersischen Grosskönigs sich vorstellt. Der Pascha und seine Günstlinge mochten sich ihre Taschen füllen, wie und wo sie es konnten. Er hatte blos zu regieren, blos in Ordnung zu halten, was er vorfand. Menschenliebe und Erbarmung mochten ihn vielleicht anregen, das Loos seiner Untergebenen zu mildern und ihre wirthschaftlichen Zustände zu bessern, — verpflichtet war er nicht dazu. Es hat lange Zeit gedauert, bis tief in die dreissiger Jahre, ehe man in der Türkei die Paschas auf einen bestimmten Gehalt setzte und ihnen einen Statthaltereirath bestellte, um die Verwaltung zu ordnen, die Steuern zu vertheilen, zugleich auch den obersten Gerichtshof zu bilden. Von da an wurden die Zehnten, Steuern, Zölle und sonstigen Abgaben für Rechnung des Grossherrn eingezogen, und die Satrapien verwandelten sich in regelmäßig verwaltete Provinzen und Bezirke. Allein so tief sass die alte Gewohnheit, den Ertrag einer Provinz möglichst bequem, ohne viel rechnen und beaufsichtigen zu müssen, im Ganzen und Grossen einzunehmen, dass man jetzt in ein noch unheilvolleres System hineingerieth. Die Abgaben wurden an die Meistbietenden verpachtet, und jetzt erst lernte sich die Kunst, wie einer Bevölkerung der letzte Blutstropfen auszupressen.

Unter diesem schrecklichen Systeme leiden Türken wie Christen.

Seine vornehmste Pflicht aber erkannte ein Pascha darin, wie er die Rajah in Botmäßigkeit halte. Die Christen hatten weder die Stellung von Heloten des Alterthums, noch von mittelalterlichen Hörigen oder Leibeigenen. Sie waren persönlich frei, hatten ihre Häuser und Äcker, konnten ihre Prozesse unter sich abmachen nach ihrem eigenen Rechte, und hinter Thür und Mauer auch frei ihrem Gottesdienst obliegen. Gleichwohl konnte ihre ganze Lage nicht rechtloser und würdeloser sein. Die Ursache lag in der nationalen wie religiösen Gewöhnung der Türken. Gewiss ist der Türke im Allgemeinen ein biederer und ehrenhafter Charakter, dabei mild gesinnt und barmherzig: nur sein eingewurzeltes Gefühl kann er nicht ändern, dazu ist seine Natur viel zu schwerfällig.

Wie alle tapferen Männer, die aber wenig Geist und Bildung haben, durchdringt den Türken ein gewisses derbes Selbstgefühl. Seit Jahrhunderten, seit ihm seine Waffen so viel Länder zum Ausrauben zu Füssen legten, musste jenes stolze Mannesbewusstsein, das er von der turkomanischen Steppe mitbrachte, sich verstärken und befestigen. Was sollte er sich viel um das jämmerliche Volk kümmern, das da umherlief in den unterjochten Ländern, — was gingen dessen Schulen und Religion, dessen Brücken und Bauten den türkischen Herrn an! Nur ruhig musste sich die Rajah verhalten, sich bücken, und zahlen, was man von ihr forderte. Man wusste schon zu sorgen, dass sie nicht übermüthig wurde.

Diese alte Staatssitte verwuchs auf das innigste mit dem, was nächst ihrer Nationalität den Türken am theuersten ist, das ist die Religion.

Der grösste Theil des gemeinen Volkes glaubt einmal, Christ und Jude und Heide, der hartnäckig im Unglauben beharrt, habe eigentlich den Tod verdient, und es seien in den eroberten Ländern die Ungläubigen nur deshalb am

Leben gelassen, weil es weder möglich noch räthlich gewesen sei, sie auszurotten. Mit vollem Rechte aber müssten sie den Mohamedanern gegenüber in alle Ewigkeit rechtlos bleiben, könnten niemals gültiges Zeugniss gegen ihn ablegen, und wären unwerth der Waffen.

Ein Beispiel für viele aus der neuesten Zeit. Die Urheber des Konsulnmordes in Salonich waren wohlbekannt und leicht zu fassen. Gleichwohl entzog sie die türkische Regierung der Strafe und nahm mitten in ihren Bedrängnissen lieber die Folgen einer Beleidigung Deutschlands und Frankreichs auf sich, als dass sie gegen die eingewurzelte Überzeugung ihres Volkes verstiess. Nach dieser Überzeugung kann Misshandlung oder Mord eines christlichen Unterthans der Pforte ein Fehler sein wider Anstand, Billigkeit, Mäßigung, nimmermehr aber ein todeswürdiges Verbrechen.

Ich will nun, um die alte türkische Staatssitte deutlicher zu machen, ein Beispiel aus Cyperns Geschichte nehmen. Es gewährt einen Einblick in die frühere Denkungsart der Türken gegenüber der Rajah.

Als die Insel den Venetianern verloren gegangen, hätten sie das Jahr darauf nach der Seeschlacht von Lepanto leichter Mühe ihr goldreiches Königreich Cypern wieder gewinnen können. Allein sie vermochten sich zum raschen Entschlusse nicht aufzuraffen, es schien sie der Leichengeruch zu schrecken, der im Jahre vorher die Insel erfüllte, als die Türken sie eroberten. Als es zu spät war, sagte spottend zu Venedigs Gesandten der Grossvezier: »Hättet ihr uns das Königreich Cypern wieder genommen, so wäre uns ein Arm ausgerissen, der nicht wieder wuchs. Durch die Zerstörung unserer Seemacht habt ihr uns blos barbirt, der Bart kommt wieder, so gewiss noch Bäume und Buben wachsen.« Cypern wurde eines der Paschaliks, deren die Pforte 7 in Europa, 23 in Asien, 5 in Afrika zählte.

Gleichwohl war von der altberühmten Königskrone Cyperns ein trüber Glanz auf der Insel zurückgeblieben.

Der Sultan selbst nahm sich die reichen Johanniter-Güter und folgte dem Beispiele des hohen Rathes zu Venedig, der die Seefestung Famagusta unter seinen besonderen Befehlshaber stellte. Ohne dessen Erlaubniss durfte auch der Pascha Famagusta nicht betreten. Die Zölle und Steuern von der Insel wurden dem Grossvezier zugewiesen als die reichste und sicherste Quelle seines Einkommens. Den Erzbischof zu Nikosia aber liess man allmählich eine Art von fürstlicher Herrschaft, welche die ganze Insel umfasste, erwerben. Er hiess der Rajah-Vekilih oder Rajah-Vorsteher und vertrat gegenüber der Pforte die gesammte christliche Bevölkerung Cyperns. Der Erzbischof vertheilte und sammelte die Steuern und lieferte sie an den Grossvezier ab, und da er zu diesem Zwecke seine Beamten einsetzte, so mussten auch die türkischen Grundbesitzer an Diese ihre Steuern zahlen. So kam es, dass der Erzbischof Ansehen und Einfluss über die gesammte Bevölkerung erhielt. Nicht leicht wurde ein Statthalter hingeschickt, welchen er nicht gewählt hätte, und Dieser selbst wagte keinen Beamten einzusetzen, ohne den Erzbischof zu befragen. Es war das eine Ausnahmsstellung, die sich aus dem Umstande erklärte, dass die Türken in Cypern ein wohlgeordnetes Königreich und eine gebildete Bevölkerung vorfanden.

Die auf der Insel ansässigen Türken kochten vor Wuth über solche herrschaftliche Stellung eines Rajah-Bischofs. Wiederholt erhoben sie sich, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten sie einmal ganz Nikosia unter Waffen besetzt. Allein der Grossvezier mochte um Alles seine schöne cyprische Leibrente nicht missen. Sie betrug mehr als eine halbe Million Francs und wurde von der griechischen Geistlichkeit stets flüssig erhalten. In den Händen türkischer Beamten wäre kein geringer Theil hängen geblieben.

Nun war Kudschuk Mehemed, ein verschmitzter Geselle, im Jahre 1820 nach Cypern als Statthalter gekommen, als die Aufstände in Griechenland und Rumänien ausbrachen. Die Pforte machte ihre Paschas in den Provinzen aufmerk-

sam, sie sollten sofort mit Gewaltmitteln dreinfahren, wenn ihre Rajah unruhig würde. Kudschuk Mehemed frohlockte: er konnte seiner eben so gewaltthätigen und herrschsüchtigen als tückischen Natur freien Lauf lassen. Insgeheim theilte er Begs und Agas die Botschaft aus Konstantinopel mit, und alle verstanden sofort, dass es jetzt an der Zeit sei, die entwürdigenden Fesseln, mit welchen sie der griechische Klerus umwunden, abzuwerfen und ihm endlich einmal zu zeigen, was der Rajah gebühre. Viele lebten auch in Furcht vor einem Aufstande der Christen. Griffen diese zu den Waffen, so waren die Türken in erklärter Minderzahl.

Die Griechen auf Cypern aber lebten in tiefer Ruhe: sie waren das friedseligste und geduldigste Volk der Welt, denn die Venetianer hatten es verstanden, sie daran zu gewöhnen. Ganz in der Stille hiess der Pascha Scheichs vom Anti-Libanon mit ihrem Raubgesindel herüberkommen. Die Beduinen zogen lärmend und ihre Messer schwingend durch die Insel und vertheilten sich in die Hauptplätze. Schrecken überfiel die Griechen. Eilig brachten sie, als das Gebot erging, ihre Waffen herbei und lieferten sie aus. Der Erzbischof Kyprianos betheuerte laut und wiederholt, er und alle Griechen auf Cypern seien treue Unterthanen des Sultans, niemand denke an Aufstand und Empörung. Die geheime Verschwörung aber sollte einmal bestehen. Der Pascha schrieb nach Konstantinopel, er halte ihre Fäden in der Hand, man müsse eilig und kraftvoll handeln. Der Grossvezier verweigerte nicht länger die Erlaubniss.

Am 21. Juli wurden der Erzbischof und drei andere Bischöfe überfallen und in den Konak oder Regierungspalast zu Nikosia gebracht. Kaum schlossen sich die Thüren hinter ihnen, so rissen die Janitscharen sie zu Boden und schlugen ihnen die Köpfe ab. Sofort, ehe noch etwas von dem Morde verlautete, wurden auch die Vornehmsten der Griechen zum Pascha berufen. So wie einer nach dem anderen eintrat, fiel die Pforte hinter ihnen zu, die Mörderbande über sie her und metzelte sie nieder. Als man nun

mit den Häuptern der Christen fertig war, konnte man das Übrige dem türkischen Volke und den Beduinen überlassen. Die Pforten des Konaks öffneten sich, die Soldaten trugen die blutigen Leichname heraus und warfen sie auf die Strassen. Dies Zeichen war verständlich. Zitternd verriegelten sich die Griechen in ihren Häusern. Aber schon pochten aller Orten die Gewalthaufen an den Thüren. Die Klöster, die Priesterhäuser, die Wohnungen der wohlhabenden Griechen wurden erbrochen, die Männer erschlagen, Frauen und Töchter geschändet. In Larnaka gelang es mehreren Verfolgten, todtenbleich die Häuser der Konsuln zu erreichen. Ein anderer Theil flüchtete auf Schiffe und auf's Meer. Die Bauern verbargen sich im Waldgebirge. Als die erste Mordlust gestillt war, folgte in Städten und Dörfern eine allgemeine Ausplünderung der griechischen Häuser; weder Korn, noch Öl wurde den Jammernden gelassen.

Sechs Wochen lang währte das Häusererbrechen, das Verfolgen, das Morden und Plündern. Jeder Grieche war vogelfrei. Hatte ein Türke unter ihnen einen Nachbar, den er nicht leiden konnte, oder dessen Frau oder Tochter seine Begierden reizte, jetzt hatte er volle Freiheit, sich in Blut und Schandthaten zu sättigen. Durch Hingabe all ihres Eigenthumes konnten manche Christen das Ärgste noch abwenden. Schauerliche Geschichten aus jener Schreckenszeit sind noch in Aller Munde. Als das Kloster Phaneromeni erstürmt war, brachen die Türken — so wird erzählt — den Mönchen den Mund auf, schoben ihnen ein Pferdegebiss hinein, sprangen den Schlachtopfern auf die Schultern und stiessen ihnen die Sporen in die Seite, dass sie vor Schmerzen hin und her sprangen unter dem Gelächter der Peiniger. Sobald einer stürzte, wurde ihm der Garaus gemacht.

Nachdem die sechs Wochen um waren, dachten die Türken, jetzt seien Griechen genug erschlagen, die Überlebenden genug erniedrigt und eingeschüchtert. Die Flüchtlinge durften zurückkehren. Die Herrschergewalt auf der Insel lag wieder in den Händen des Paschas.

So geschehen im Jahre 1823. Dreiundfünfzig Jahre später wiederholten sich ganz ähnliche Geschichten bei den Bulgaren. Es scheint beinahe, als gäbe es bei gewissen türkischen Staats- und Kriegsmännern von alter Zeit her eine geheime Überlieferung, wie man in einem grossen Reiche, das blos die Waffen eroberten und behaupten, es anfangen müsse, um sich rasch Ruhe zu verschaffen, wenn hier oder dort die Unterjochten sich erheben wollen.

Wenn dergleichen Dinge sich öfter bei einem Volke wiederholen, wenn eben so regelmäßig in jedem Lande, sobald es der Herrschaft dieses Volkes anheimfällt, in der Kultur Rückschritte eintreten, dann werden diese Thatsachen nicht wettgemacht durch andere tüchtige Eigenschaften. Man kann die vielen braven und ritterlichen Männer unter den Türken hochachten, man kann unter ihrem Volke edle Freunde zählen, — der Geschichtschreiber kann den kulturhistorischen Werth von dieses Volkes Vergangenheit nur niedrig, seine Zukunft aber nur in eine trübe und theilweise hoffnungslose Dämmerung stellen.





XVI. Über die Möglichkeit von Reformen in der Türkei.

Verwachsen mit einer Haus- und Staatssitte, die — ganz abgesehen von ihrem sittlichen oder politischen oder wirthschaftlichen Werthe und Unwerthe — uns Moderne gleichwie mit einem Merowinger-Gesichte anblickt, ist nun ein Volk, das wie kaum ein anderes schwerfällig, seit etwa fünfzig Jahren in ein Zeitalter der Reformen eingetreten, die eben jene Haus- und Staatssitte im Innersten antasten, ja ausrotten sollen. Untersuchen wir zuerst, welche Ursachen zu Reformen drängen und ob ihre Triebkraft wieder ermatten könne, — sodann, ob in der alten türkischen Haus- und Staatssitte Keime und Ansätze liegen, welche sich förderlich entwickeln lassen, — endlich, welche Volkskräfte vorhanden, die willig sind und arbeiten, damit das Staatswesen sich umbilde. Nach dieser Voruntersuchung überblicken wir ein Gebiet nach dem andern, auf welchem Verbesserungen erheischt werden, um zu sehen, ob sie möglich und was ihr wahrscheinliches Ergebniss sein wird.

Unabweisbar sind diese Reformen. Von ihrem Gelingen hängt es ab, ob das türkische Reich fortbestehen oder unaufhaltsam in weiteren Verfall hineinsinken soll. Dieser Verfall wird um so beschleunigter sein, je mehr sich die

schweren Nachwirkungen im türkischen Volke offenbaren, welche die unvermeidliche Folge sind seiner heroischen Opfer und ganz übermäßigen Anstrengungen und Leiden im Kriege. Die Türken sind aus dem Kriege trotz ihrer Verluste mit Ruhm und Ehren hervorgegangen, ihr Staat aber mit gebrochenen Gliedern. So gross der kriegerische Aufschwung, so ungeheuer die finanzielle, militärische, moralische Anstrengung, um so rascher und reissender könnte jetzt Sinken und Schwinden der Kräfte eintreten. Selbst wenn der Sultan sein gesammtes Landgebiet ungeschmälert und von allen Mächten auf das Bündigste gewährleistet und gesichert behalten hätte, so würde die Pein der inneren Krankheit des Staates nach Reformen schreien.

In der Zeit der Kreuzzüge fanden die Orientalen offene und geheime Hülfe nur an den Genuesen. Während der vielen und langen Kriege zwischen dem Kaiser und dem Sultan wurde der Letztere unterstützt von Frankreich. Gegenwärtig haben die Türken ihren erklärten Vertheidiger an der ganzen englischen Macht. Diese Macht ist so stark und die Engländer haben so förmlich und feierlich die Verpflichtung übernommen, den Rest der Türkei gegen jeden Angriff zu schützen, dass deren Bewohner jetzt volle Muße und Freiheit haben, sich der Besserung ihrer Zustände, den inneren Reformen wie der äusseren Kräftigung zu widmen.

Behält nun die Türkei unter englischer Bürgschaft und Schutzhoheit nur noch ein Menschenalter hindurch äusseren Frieden und innere Ruhe und ihr jetziges Gebiet, so müssen ihre Zustände auch im Frieden ein anderes Gesicht bekommen.

In welcher Weise aber werden sich dann die Gesichtszüge ändern? Rasch oder allmählich? Werden die Grundlinien mehr asiatisch oder mehr europäisch sein?

Lediglich auf die geschichtlichen oder vorhandenen Thatsachen uns stützend, versuchen wir es, den Schleier ein wenig zu lüften, welcher die nächst kommende Zeit noch verhüllt.

Im Jahre 1826 begann der Sultan die Neuerungen, indem er mit blutiger Gewaltthat die Janitscharen zerschmetterte, die mittelalterliche Macht der kleinen Feudalherren, der Derebegs, unterdrückte, und die gesammte Reichsregierung zentralisirte: alles dies musste den Reformen erst freie Bahn schaffen. Im Jahre 1839 erklärte der Sultan: allen Unterthanen seien gleichmäßig Leben, Güter und Ehre gewährleistet, und es solle ein gemeinsames Steuersystem eingeführt werden. Im Jahre 1856 verhiess der Sultan bürgerliche Gleichstellung ohne Unterschied der Religion. Im Jahre 1868 verbürgte sich der Sultan: für die Besetzung der öffentlichen Ämter solle nur das Verdienst entscheiden, in Religionssachen aber Jedermann unbelästigt seiner Überzeugung folgen. Im Jahre 1877 gab der Sultan all seinen Unterthanen eine konstitutionelle Verfassung mit Parlament, Ministerverantwortlichkeit und freiem Rechte der Steuerbewilligung und Gesetzgebung.

Also ein fortwährender Fortschritt, und — im Vergleiche, wie asiatisch und derb mittelalterlich das Staatswesen noch vor fünfzig Jahren war — ein sehr rascher Fortschritt. Allein, was neu und eigenthümlich in der Weltgeschichte, hier ist ein Staat, dessen Regierung bei jedem liberalen Schritte, nicht der eigenen höheren Erleuchtung, auch nicht dem leisen oder lauten Drängen des eigenen Volkes gehorcht. Denn die bei weitem grösste Mehrzahl der Mohamedaner in der Türkei wäre am liebsten bei ihren hergebrachten Sitten und Zuständen verharrt. Noch weniger gehorchte der Sultan den Anforderungen der Christen in seinem Lande; denn wo diese ihre Stimmen erhoben, da wollten sie nicht Reform, sondern Losreissung. Vielmehr waren es andere Ursachen, die zu Reformen antrieben, die Noth im Hause, Aufstände, Eitelkeit, vor allem war es der europäische Einfluss.

Um das Reich zusammenzuhalten, um den stets gefährlicher werdenden Aufständen zu steuern und nach aussen nicht wehrlos zu sein, bedurfte der Sultan einer starken

Kriegsmacht und flüssiger Finanzen. Beides liess sich nur durch Reformen beschaffen, die zugleich den europäischen Staatsgläubigern Sicherheit geben und zur Beschwichtigung der christlichen Bevölkerung im Lande dienen sollten. Es befand sich aber auch die Pforte seit den letzten fünfzig Jahren beständig unter dem Drucke der auswärtigen Regierungen, der bald stärker, bald schwächer sich fühlbar machte. Sie verlangten mit Recht, dass all den Bewohnern der Türkei ein menschenwürdig Dasein geschaffen werde und dieses Reich aufhöre, ein ewiger Herd von Revolutionen und europäischer Beunruhigung zu sein. In den gebildeteren Türken selbst aber trieb Ehrgeiz, Scham und Eitelkeit. Bei dem raschen Aufschwunge des Völkerverkehrs wurden sie mit europäischer Kultur bekannt, nun konnten und wollten sie nicht stecken bleiben in rohen asiatischen Zuständen, sondern in den Kreis der Kulturvölker eintreten.

Dieselben Ursachen, und nur diese, wirken fort und fort, und zwar jetzt mit zehnfach verstärktem Nachdrucke. Denn im jüngsten Kriege hat sich ein schrecklicher Abgrund von Rohheit und Elend aufgethan vor aller Welt; unmöglich ist es, die schreienden Schäden wieder zu verdecken. Durch den Berliner Frieden aber, so wie durch die türkisch-englische Konvention hat sich die völkerrechtliche Stellung der Türkei gründlich verändert. Früher war die hohe Pforte nur durch Versprechen gebunden, jetzt ist sie es durch förmliche Verpflichtungen. Früher brauchte sie auf Vorstellungen der Grossmächte zu hören oder nicht zu hören: jetzt ist eine beständige Vormundschaft bestellt, welcher sie sich nimmer entziehen kann. Gewiss wird die türkische Regierung unaufhörlich ein zähes Hinderniss nach dem andern hervorrufen, das ist einmal ihre alte Gewohnheit, die aus einer gewissen dumpfen Selbstüberschätzung und innerer Unklarheit entspringt. Allein die hohe Pforte wird nicht mehr hindern können, dass die Mitregierung der Grossmächte sich etwa in folgender Weise vollzieht.

Die Konsuln werden zahlreich vermehrt werden, insbesondere die englischen in Klein-Asien und Syrien. Diese Konsuln werden im wesentlichen die Stellung von Ministerresidenten bekommen. Die Christen werden sich unzählige Male mit ihren Klagen, sei es mit Recht oder Unrecht, an die Konsuln wenden, zahllose Beschwerden finden dann ihren Weg an die hohe Pforte, zu den europäischen Regierungen, in die öffentliche Presse. Unausbleiblich ist es, dass schon der Ruhe und Bequemlichkeit willen die türkischen Beamten mehr und mehr auf Rath und Ansicht der Konsuln hören. Die fernere Folge wird darin bestehen, dass der Grundsatz der Gleichberechtigung allmählich vom Papiere in's Leben tritt und immer mehr Christen Beamte werden.

Natürlich wird die türkische Regierung sich sträuben und jede Sache in die Länge ziehen. Wiederholt werden die Konsuln und Gesandten in die Lage kommen, dass sie zu Kongressen zusammentreten und dringliche Belehrungen, Anweisungen, Forderungen an die Pforte erlassen müssen. Am letzten Ende werden sie wiederholt sich genöthigt sehen, auf das Recht hinzuweisen, das in der grossen Überzahl der Kanonen und Kriegsschiffe beruht. Internationale Kommissionen zur Regelung der Schulden und Einkünfte und europäische Gerichtshöfe, wie beides schon in Tunis und Ägypten statt hatte, werden die Folge sein. Es ist unmöglich, dass die türkische Regierung nicht wieder und wieder nachgebe, und so wird man schrittweise langsam vorwärts kommen.

Da nun solche Umbildung der öffentlichen Zustände nur zum kleinsten Theil aus dem Willen und Mitthun des türkischen Volkes hervorgeht, da vielmehr die Türken in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl dazu gedrängt werden, da ihre geistige Beschränktheit wie ihr Nationalstolz und ihre Hartnäckigkeit nicht zu besiegen und nicht auszurotten sind, so kann nur zweierlei eintreten:

Entweder wird die ewige Hetzerei und Unruhe sie in

einen Zustand versetzen, wo sie vor Gram und Grimm sich nicht mehr zu lassen wissen, hier und dort blutige Aufstände erheben, und die Geschichte wiederum grässliche Ausbrüche des National- und Religionshasses zu verzeichnen hat. Dann ist die gewisse Folge, dass sie gewaltsam nach Asien hinübergeworfen und sodann in Asien mehr und mehr umzingelt und eingeengt werden.

Oder sie bleiben sich ihrer Ohnmacht bewusst, merken aber auch, wie sie durch europäische Kultur und Mitregierung zersetzt und zerbröckelt werden. Dann entziehen sie sich dem Drucke und wandern in der Stille aus nach Asien, wo ihnen, wie sie glauben, im festen Vereine mit ihren Stammesgenossen endlich wieder Ruhe winke und Behagen.

Mächtige Ursachen zu Reformen sind also vorhanden, dauernde, unaufhörlich treibende Ursachen, die höchstens ein Stocken, aber kein Wiedereinschlafen gestatten. Wie verhält sich nun dazu — im Ganzen genommen — die alte türkische Haus- und Staatssitte? Steckt etwas darin, was den Reformen hold und freundlich ist, was entwickelungsfähig, was nur der Befreiung und Förderung bedarf, um aufzublühen und neue Frucht zu bringen?

Wir sahen, wie das religiös-politische Gesetz des Korans sich in Haus- und Staatssitte vollständig einlebte, sie formte und bildete. Dieses Gesetz gilt selbst vorgeschrittenen Staatsmännern unter den Türken für so heilig und unverrückbar, dass einer der Erleuchtetsten, Cheireddin Pascha, als er in einem Werke die Mittel hervorhob, welche am geeignetsten, die gesunkenen muselmännischen Staaten aus ihrer heutigen Lage wieder zu erheben, doch von vorn herein erklärte: man könne kein Mittel anwenden, das nicht dem theokratischen muselmännischen Gesetze entweder ganz entspreche, oder doch wenigstens den Lehren desselben nicht zuwiderlaufe.

Nun liegt es am Tage, dass es in der Türkei sehr wesentlich besser geworden, seit Mahmud II. 1826 mit eiserner Faust uralte nationale Hindernisse wegriss und seit

1839 das Resultat im Hatischerif von Gülhaneh erschien. Diese Erfahrung also gibt eine Gewähr für die Zukunft. Allein es stellte sich ebenso unläugbar die andere Erfahrung daneben: dass, je mehr Segen und Erleichterung die Reformen den Christen im osmanischen Reiche zuführten, es um so rascher mit dem herrschenden Staatsvolke abwärts ging. In seiner alten Staatssitte stand dieses Volk stark und aufrecht, die europäische Kultur schien ihm nur verderblich zu sein. Das theokratische Gesetz durchdrang jede politische wie jede häusliche Lebensäusserung: wo dies Gesetz lahm und taub wurde, wollte das Leben noch keinen neuen Inhalt wieder gewinnen.

Voll Ärger und Widerwillen wendet sich daher ein grosser Bruchtheil der liberalen Partei unter den Osmanen, die jungtürkische, von unserer Zivilisation ab. Sie erklärt laut und entschieden: diese Kultur sei für sie unmöglich, sie sei volksfeindlich und werde niemals Wurzel schlagen; jegliche Reform müsse aus dem nationalen Geiste und Wesen erfolgen.

Diese Ansicht ist richtig, nur muss für das Neue, das im Alten und Nationalen lebendig wurzeln soll, in diesem sich irgend ein Fruchtboden finden. Hätten zum Beispiele bei den germanischen Völkern nicht seelische Eigenschaften und religiöse Ansichten sich dem Christenthume zugeneigt, so wären Jene noch lange blinde Heiden geblieben und wäre Dieses im Judenthume und Spätrömerthum viel mehr befangen geblieben. Wenn jener Fruchtboden nicht vorhanden, so müsste das alt-nationale Wesen selbst so fruchtbar, so keim- und triebkräftig sein, dass es das Neue, was die vorgeschrittene Zeit erfordert, von selbst gestaltet.

In der That geht in unserer Zeit durch alle Länder des Islams ein seltsames Drängen und Verlangen nach einer Erneuerung und Kräftigung der alten Mohameds-Religion. Wahabitische Ideen, jene Puritanerstrenge, welche Branntweintrinken, Tabakrauchen und Vielweiberei ausrotten will, treiben sich überall, wenn auch noch wie zerstreute Funken,

in der Gedankenwelt des Orients umher. Wie, wenn ein neuer Wahab, ein grosser Mahdi aufstände, der mit Mohameds Energie und glühender Redekraft die Morgenländer aufregte! Neue feurige Völkerströme könnten sich ergiessen, von neuem wider die europäische Kulturfeste anbranden. Wir würden sie uns jetzt wohl mit guter Taktik und Artillerie vom Leibe halten und hätten, wie in einem erhabenen Drama, wahrscheinlich das schaurige Vergnügen, dem Schauspiele des im Feuer Sichselbstverjüngens oder — Selbstverbrennens einer Völkerwelt zuzuschauen.

Doch das sind entfernte Möglichkeiten. Die nächste Frage ist: ob sich vielleicht im Islam frische Triebe und Sprossen zeigen, die der modernen Kultur entgegenwachsen, so dass man sie nur zu lenken, zu beschneiden, zu pfropfen hätte? Vergebens sehen wir uns danach um. Des Islams Staatsprinzip ist der absolute Herrscher, der kirchliches und weltliches Oberhaupt zugleich. Des Islams Rechtsprinzip nimmt das bürgerliche Gesetzbuch aus religiösen Anschauungen. Des Islams Völkerprinzip erklärt Nichtgläubige für recht- und wehrlos. Gerade von all dergleichen verlangt entschiedene Abwendung die moderne Kultur.

Oder haben etwa die Jungtürken andere Ideen und Forderungen aufgestellt, als die sie eben dem europäischen Staatswesen entnahmen?

Wohl hat der Islam es verstanden, Volkskräfte in Bewegung zu setzen, aber nur als Heerstürmer, kaum in irgend einer neuen Kulturrichtung. Mohamedanische Fürsten haben Handel, Gewerbe und Künste, Literatur und Wissenschaft begünstigt; sieht man aber genau zu, so arbeitete man unter ihnen aus römisch-griechischem oder iranischem oder altindischem Erbschatze. Es muss doch auffallen, dass Wissenschaft, Kunst, Poesie und jene Art seligen Versinkens in die Gottheit, jene trunkene Gottbegeisterung, wie wir bei morgenländischen Mystikern sie finden, beinahe nur an den äussersten Enden des Islams sich zeigten, im westlichen Spanien und im östlichen Mesopotamien und Persien,

in Ländern also, in welchen es neben Kulturresten, die noch aus dem Alterthume stammten, im Volke eine arische Grundlage gab. Sagt man das Beste von der Kultur des Islams, so kann man doch nur sagen: unter seiner Herrschaft lebte hier und dort etwas von der Kulturblüthe wieder auf, die er im Grossen und Ganzen vernichtete. Wie möchte es wohl um unsere antike Literatur bestellt sein, hätte die eine Weltstadt am Bosporus nicht das Glück gehabt, den Türken bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhundertes zu widerstehen! Etwas Grosses, das wahrhaft eigenthümlich in Kultur, haben weder Araber noch Türken aufgestellt, es gibt eben nur eine Kultur, eine einzige allgemeine Kultur, und diese geht gleichwie früher von Ägyptern, Hebräern und Phöniziern, Griechen und Römern, so jetzt von den Völkern Mitteleuropas aus.

Wohl aber liegen in der nationalen Sitte der Türken gewisse Anschauungen, die für eine zeitgemäße Erneuerung ihres Volks- und Staatswesens von erheblicher Bedeutung sind.

Offenbar ist die Meinung unrichtig, der Sultan könne ganz nach seiner Willkür verfahren und sei an kein Gesetz gebunden. Wohl ist er gebunden, nämlich an das Staats- und Sittengesetz des Korans, und wenn er demselben beharrlich entgegen handelt, so ist jeder gute Muselmann in seinem Gewissen verpflichtet, selbst das Reichsoberhaupt zu mahnen, ihm zu predigen und zu widerstehen, und nöthigenfalls mit dem Schwerte ihn auf das Gesetz zu verweisen. Denn, so sagt der Koran, jeder Gläubige, der volljährig und seines Verstandes mächtig, soll sich dem Schlechten widersetzen. Aus eigenem Antrieb können und sollen nicht allein Minister und Staatsmänner, sondern Jedermann, und vor allen die bedeutenderen Grundbesitzer und die Redegewaltigen sich gegen Schlechtigkeiten der Regierung erheben. Damit aber diese Freiheit nicht zu ungeregelten Aufständen führe, sind die Ulemas oder Schriftgelehrten da als der lebendige Mund des Gesetzes. Auf sie drängen

das Volk und seine Häupter ein, dass sie gegen den Volks- und Landverderber, möge er Sultan oder Pascha sein, ihren Ausspruch erlassen, und ist dieser Ferman erlassen, so ist Jedermann durch seine Religion verpflichtet, ihm Kraft und Vollziehung zu gewähren.

Es hängt damit zusammen das Gefühl der persönlichen Würde, das der Hausvater besitzt. Es ist unter den Türken, selbst niederen Standes, vielleicht weiter verbreitet, als unter irgend einem andern Volke. Sie haben dies Gefühl aus der patriarchalischen Sitte der turanischen Steppe mitgebracht, und es ist ihnen verstärkt worden durch die Würde und Selbstachtung, die jeder religiöse Glaube und das Bewusstsein gewährt, diesem Glauben gemäß zu handeln.

Durchdrungen ist auch das türkische Volk von der Forderung, auf Erden müsse Gerechtigkeit herrschen. »Die Gerechtigkeit ist der Ruhm des Glaubens, in ihr findet der Herrscher seine Kraft und das Volk seine Stärke«, so sagt der Koran, und der innere Unwille gegen öffentliches oder geheimes Unrecht ist bei wenigen Völkern so leicht erwacht, so laut und so nachhaltig, als bei den Türken.

Hier also haben wir Prinzipien und Instinkte, in denen vortreffliche Keime und Ansätze vorhanden, die sich zur konstitutionellen Staatsverfassung entwickeln lassen. Mit vollem Recht weisen die türkischen Staatsmänner darauf hin. Erinnert man sie aber an vieles Andere, was im muselmännischen Gesetze mit der Entwickelung moderner Kultur nicht recht stimmen will, so entgegnen sie lächelnd: Jesus von Nazareth habe ja auch gesagt, mein Reich ist nicht von dieser Welt, und doch hätten die christlichen Fürsten und Völker es gar wohl verstanden, ihre irdischen Reiche zu entwickeln und blühend zu befestigen.

Blicken wir uns aber unter den bereits vorhandenen Volkskräften um, von deren Thätigkeit die Reformen abhängen, so treffen wir zuerst auf eine vorlaute Partei, die sogenannten Jungtürken. Diese sind sehr patriotisch, sehr liberal, sehr reformbegierig, allein sie haben keinen Boden

unter den Füssen. In ächt morgenländischer Weise ergehen sie sich in phantastischen Ansichten, schwelgen in der Vorstellung: das siegreiche Schwert des Islams habe in acht Jahrzehnten grösseres Gebiet erobert, als die Römer in acht Jahrhunderten, und lassen gar nicht ab von der Überzeugung, das Beste, dessen die abendländische Zivilisation sich rühme, hätten die Bekenner des Propheten schon früher gehabt. Mit ihnen ist schwer sich zu verständigen.

Noch schwerer mit den konservativen Alttürken. Diese drehen sich mit ihren Wünschen und Vorstellungen beständig in einem engen Kreise herum, wollen gar nicht darüber hinausschauen, und erklären Jeden, der von guten Einrichtungen der Christen spricht, sofort für einen Abtrünnigen. Sie sind so sehr in ihren Vorurtheilen befangen, dass sie gar nicht hören wollen von abendländischer Zivilisation und stets nur wiederholen: alles was von dorther gekommen, sei schlecht und wider das Gesetz des Propheten.

Jene windigen Jungtürken und diese stramm sesshaften Alttürken werden nun umspielt und umbrandet von einer wahren Flut seidenen Gesindels, das weder Muth, noch Ideen, noch Vaterlandsliebe besitzt, dagegen starken Dünkel und kindliche Unwissenheit mit der tiefsten sittlichen Verderbniss verbindet. Ist nur ein Theil von dem wahr, was von der vollendeten Nichtswürdigkeit und der ränkevollen Jagd nach fremdem oder einheimischem Golde, in welcher sich der grösste Theil der Konstantinopler Effendis umhertreibt, ihre Gegner erzählen, so findet man den geheimen Wunsch begreiflich, ein neuer Mahmud möchte diese Effendiwelt hinwegblasen, wie der alte seine Janitscharen durch Kanonen zerstäubte.

Neben den hoffnungsreichen Phantasten, den verbitterten Anhängern des Alten, und jenen Nichtswürdigen, die in allen Ämtern umherstecken, gibt es nun nicht wenige erleuchtete und redliche Staatsmänner, welche das ganze Elend einsehen und gern helfen möchten. Haben diese —

das ist eine viel entscheidende Frage — breiten Rückhalt in der Masse des Volks?

Das gemeine türkische Volk, besonders der Theil, welcher noch vom vornehmen und niederen Landvolke übrig ist, hat bekanntlich schöne Eigenschaften: es ist brav und bieder, treu seinem Wort, tapfer, mäßig, voll guten Willens, und nicht ohne gesunden Menschenverstand. Früher besass es ein für jeden rechtlichen Staatsmann unschätzbares Gut: es war von Herzen religiös. Diese Eigenschaft hat im letzten Menschenalter erschreckend an ihrer Verbreitung verloren. Ich reiste einmal ein paar Wochen lang mit sechs Türken und wir waren auf unserm Schiffe ganz unter uns, aber niemand verrichtete die Gebete als ein Einziger, der alte Kapitän, und auch dieser vergass fast immer die vorgeschriebenen Waschungen. Niemals habe ich auf meinen Reisen in den türkischen Provinzen wahrgenommen, dass einer der mich begleitenden Soldaten oder gemeinen Türken eine religiöse Handlung verrichtet hätte. Dagegen besitzt das türkische Volk eine vorzügliche politische Tugend in noch höherem Grade, als sie in Russland zu finden: es kennt und übt den Gehorsam. Wenn der Sultan etwas verkündet, so ist trotz Ärger und Krittelei wenigstens von vornherein die Neigung da zum Gehorchen.

Neben solchen trefflichen Eigenschaften finden sich im Nationalcharakter tiefe Schattenseiten, mit denen der reformirende Staatsmann rechnen muss. Bei den höheren Klassen ist es Widerwillen gegen Folgerichtigkeit im Handeln, und ein gewisser Hang, nach jeder grossen Anstrengung, bei der alle Kräfte des Leibes und der Seele erglühen, gleich wieder in Ruhe und Gemächlichkeit zu versinken. Wer das Nationalgefühl zu erregen versteht, bringt sie sofort dazu, den ersten Schritt zu thun: der zweite Schritt geschieht schon lässig: der dritte unterbleibt. Deshalb ist es leichter, Erfolge zu erringen, als sie zu wahren und auszunützen. Die Türken aber mittleren und niederen Standes, und man darf nur etwa die fleissigen Handwerker

und Gärtner in den Städten ausnehmen, entäussern sich gar schwer von zwei grossen Nationalfehlern. Diese Fehler heissen Arbeitsscheu und noch grössere Denkscheu.

Sehr bedeutende Hülfe würden aber die türkischen Reformatoren an der Menge der gebildeten Griechen, Slaven, Armenier und Juden finden. Nicht um der schönen Augen der Türken willen, denn im Orient gibt es nichts umsonst als das Blut der Gläubigen, das für die Sache des Propheten und seines Khalifen vergossen wird, — aber der Vortheil, wenn die Türkei ein wohlgeordneter Staat wird, ja wenn nur die gröbsten Missstände beseitigt werden, liegt für Alle auf der Hand, und Hass und Furcht, welche die Russen auch Nichtmohamedanern einflössen, ist ein Antrieb mehr, es sich Anstrengungen kosten zu lassen, sobald einmal Gewähr gegeben, dass nicht alles dennoch umsonst.

Auch aus den europäischen Ländern würden Talente zuströmen. Das Schauspiel, welches Ägypten und Tunis darbietet, würde sich in grösserem Maßstabe wiederholen, und die Gefahr bestände nur darin, dass die redlichen Männer von den Abenteurern und Schwindlern nicht gleich zu unterscheiden. Viel mehr aber als nach Ägypten, würden sich Deutsche der Türkei zuwenden.

Im Ganzen genommen, wenn glückliche Umstände zusammentreffen, könnten sich also die Kräfte und Mittel, um heilvolle Reformen in grossem Stil durchzuführen, noch zusammenfinden. Vielleicht, dass die Noth der Zeit und die schwere Kriegserschütterung alle edleren Naturen in die Höhe bringt und das Volk zu ernstem und dauerndem Streben erweckt. Wahrscheinlich ist es nicht, jedoch möglich. Die Geschichte kennt Beispiele, dass Völker sich aus tiefem Verfalle und schweren inneren Gegenkämpfen erhoben.

Ehe wir nun zur Aufzählung der nöthigsten Reformen übergehen, ist es nöthig, sich die Bevölkerungszahlen vor Augen zu halten. Das Osmanenreich hat in Folge des

letzten Krieges ausserordentlich an Menschen und Wohlstand verloren, allein das Verhältniss von Türken und Nicht-Türken ist im Ganzen sich gleich geblieben, da ebenso viele Mohamedaner verloren gingen, als Christen müssten abgetreten werden. Man darf im ganzen Reiche vielleicht noch 15 bis 17 Millionen Mohamedaner, und etwas mehr als die Hälfte Christen rechnen, Juden nur 150,000, Zigeuner und Solche von zweifelhaftem Bekenntniss etwa 240,000. Ganz anders stellt sich das Verhältniss in der europäischen Türkei.

Die Statistiker, welche früher die den Türken günstigste Zahl rechneten, brachten 3,600,000 Mohamedaner und 4,800,000 Christen heraus. Darnach würden jetzt noch 2²/10 Mohamedaner und 2⁵/10 Christen die europäische Türkei bewohnen. Wahrscheinlicher aber ist, dass kaum noch 1 Million Türken vorhanden, und auf einen Türken zwei oder drei Christen kommen.

Vergegenwärtigen wir uns nun die hauptsächlichsten dieser Reformen.

I. Das Erste, um dem Reiche wieder zu gesundem Athem zu verhelfen, wäre, dass zwischen Einnahmen und Ausgaben des Staates das Gleichgewicht hergestellt würde. Die Meisten verzweifeln daran. Allein die moderne Finanzkunst kann Wunderdinge leisten, und vielleicht gelängen sie in der Türkei, wenn diese mit den Geldern auch die rechten Männer aus Europa bezöge. Die vielen Beamten für eine geordnete Verwaltung zu finden, sie richtig zu stellen und erfolgreich zu beaufsichtigen, wird freilich über alles Maß schwer werden. Grösste Öffentlichkeit durch eine unbarmherzige Regierungspresse müsste mit den Fortschritten der Statistik Hand in Hand gehen. Weiss aber einmal der Landbauer und Geschäftsmann, wie viel Steuern und Zölle er zu zahlen hat, und dass man ihm nicht mehr abnöthigen kann, treten einige Rechtssicherheit, Eisenbahnen und bessere Landwege hinzu, so können sich Ertrag und Steuerfähigkeit der Ländereien, Gewerbe und Handelsge-

schäfte rasch vervielfachen. Seit Jahrhunderten liegt ja der Boden mit seinen Schätzen beinahe wie Neuland da, und all die Zeit her war Erwerb von Landbau wie von Handel und Industrie halb und halb auf den Zufall gestellt. Der Gewinn aber dieser Reform würde hauptsächlich den Griechen, Armeniern und europäischen Einwanderern zufliessen. Sie sind ja fast allein im Besitze des Grosshandels und der Industrie: der Türke kommt nur in Betracht als Gutsbesitzer, als Beamter und Offizier, oder als Handwerker. Jene Nicht-Türken würden also die neuen Geschäfte begründen und den Anbau des Bodens in Flor bringen, denn nur bei ihnen, nicht bei den Türken, finden sich Geld, Kenntnisse, Unternehmungslust.

II. Hand in Hand mit Ordnung der Steuern und Abgaben und ihrer Verwendung müsste eine allgemeine Regelung des Grundbesitzes gehen. In europäischen Ländern hatte man schwer zu thun, bis man aus der Mannigfaltigkeit der Lehensverhältnisse und bäuerlichen Grundlasten hinauskam, — die Türkei steckt noch tief in solchen verworrenen Verwicklungen. Will Einer Grundeigenthum erwerben, so kann er selten ganz sicher erfahren, ob der Verkäufer ein volles und unbeschränktes Recht besass, und hat zu fürchten, dass hintennach ein Advokat komme, der für Andere eine frühere Veräusserung, oder für den Staat oder eine Gemeinde einen alten Steuerrest, oder eine Wakuf-Eigenschaft, oder eine frühere Verpfändung anmelde. Es müssten also aller Orten Kommissionen von Sachverständigen errichtet werden, welche die Erwerbstitel und die vielerlei Ansprüche öffentlich aufzurufen, zu untersuchen, Grundbücher zu verfassen, und klaren Grundbesitz herzustellen hätten.

III. Unabweisbar ist dabei die Auflösung der Güter zur todten Hand, der unabsehlichen Wakuf-Ländereien, von deren Ertrag türkische Moscheen, Klöster, Schulen, Spitäler, Brunnen und Bäder und andere milde Stiftungen ihren Unterhalt beziehen, aus deren Einkünften aber noch viel besser

ein ganzes Heer von türkischen Verwaltern und Beamten gedeiht. Wer aber würde diese Ländereien kaufen, wenn sie in den Verkehr kämen? Griechen, Armenier und zugewanderte Europäer. Zahllose türkische Familien würden dabei ihre Einkünfte verlieren. Dies würde auch dann der Fall sein, wenn man für die Wakuf-Güter ein Übergangssystem von Pacht oder auch Erbpacht anwendete.

IV. Für die Regelung dieser Verhältnisse bietet ein Parlament die Handhabe. Von ihm müssen diese und die anderen Reformen ausgehen, darin liegt die Hoffnung, dass sie allgemein durchdringen. Die konstitutionellen Grundrechte sind einmal verkündigt, das Parlament ist in's Leben getreten, es hat wiederholt seine Sitzungen gehalten, — ein Gräuel und ein Grauen für die meisten türkischen Staatsmänner. Denn im Parlamente konnten sie es mit Händen greifen, wie schwach die Mohamedaner geworden und wie stark die Christen. Auch war es zum Lachen, wenn nicht zum Erbarmen, wie Parlament und Verfassung weggewischt worden, wie Kinderspielzeug vom Tische. Bei alle dem haben sie einmal ihr gesetzliches Dasein und Leben gehabt. Diese Thatsache lässt sich nicht wieder aus der Welt bringen und diese Thatsache wird stets anregen, Verfassung und Parlament wieder auf die Tagesordnung zu stellen. Was aber muss die Folge sein, wenn beide eine Zeitlang in ungeschwächter Wirksamkeit bestehen? Der Türken grosses politisches Übergewicht wird nach und nach verschwinden. Sie denken es wie die Magyaren zu machen, welche in Ungarn ihre alten feudalen und aristokratischen Einrichtungen höchst geschickt und eifrig benutzen, um ihr Parlament zu drei Vierteln mit Magyaren oder Gefolgsleuten von Magyaren auszufüllen. Aber da Osmans Söhne wohl die politische Schlauheit, aber nicht die politische Rührigkeit und Advokatengewandheit der Magyaren besitzen, so werden die Christen im und vom Parlamente aus allmählich ihr volles Recht erkämpfen, dann aber auch die erste Rolle spielen, weil sie gebildeter sind als die steifen Türken.

V. In der Reihe der Reformen, welche nun des Reiches Völkerschaften zu einem harmonischen und lebensvollen Ganzen verknüpfen sollen, steht in erster Linie die Einführung einer allgemeinen Amtssprache. Von Rechts wegen könnte das nur das Griechische sein; denn dieses nimmt beinahe eine Stellung ein wie in Ungarn das Deutsche. Das Griechische allein ist im Orient eine Kultursprache und der Gesammtgehalt der türkischen Literatur ist im Verhältnisse mit der griechischen rührende Armuth. So wenig aber Magyaren das Deutsche als amtliche Verkehrssprache dulden und lieber ein gutes Stück Kultur in den Kauf geben, so wenig werden die Türken jemals dem Griechischen einen gesetzlichen Vorzug vor ihrer eigenen Sprache bewilligen. Nun leidet aber das Türkische an schweren Übelständen. Es bedarf, um die politische Schrift- und Verkehrssprache zu werden, einer gründlichen Reinigung und zugleich der Um- und Neubildung. Es ist überreich an arabischen und persischen Zuthaten, welche den natürlichen Fluss der Rede behindern. Die arabische Schrift aber ist höchst umständlich und verwickelt. Das blose Erlernen, wie man diese Schriftzeichen flüssig lesen, noch mehr, wie man sie rasch und richtig hinschreiben, und noch viel mehr, wie man des aufgebauschten und geschraubten Stils, der einmal Herkommen ist, Meister werde, das erfordert allein schon mehrjähriges Studium. Wer diese Kunst erlernt hat, geniesst den Ruhm eines hochgebildeten Mannes. Gerade so wie in unseren frühmittelalterlichen Urkunden ein pomphafter Eingang, die sogenannte Arenga, ganz besonders geschätzt und gelernt wurde, so kostet es den jungen Türken in den Kanzleien kein geringes Kopfzerbrechen, bis sie zu dem sogenannten Adel der Schreibart, d. h. zu den unumgänglichen Blumen und Arabesken, sich emporgearbeitet haben.

Es muss also, um das Türkische zu einer praktischen Amtssprache umzubilden, das überschwänglich Phrasenhafte und Gekünstelte wie das Fremdartige entfernt, die arabische Schrift durch die europäische ersetzt werden, und Einfach-

heit, Kürze und natürliche Logik zu Ehren kommen. Gelingt dies schwierige Unternehmen, so wird gleichwohl das Griechische dem Türkischen noch immer auf den Fersen sein, weil dieses in Europa als Amtssprache nur durch Zwang und einem kleinen Volkstheile zuliebe zu behaupten ist. Die ganze Bildung und Richtung der Gegenwart will, wie es scheint, der Muttersprache kleiner Völker nur noch eine interessante poetische und philologische Stelle gestatten: die grossen Kultursprachen werden ihnen übermächtig.

VI. Bietet nun schon das Reinigen, Zuschulen und Einführen des Türkischen als allgemeiner Amtssprache Schwierigkeiten, so ist dies doch ein Kinderspiel im Verhältnisse zu der Aufgabe, Türken, Griechen, Armenier, Slaven und Rumänen im bürgerlichen Rechte einander gleichzustellen. Es gehört dazu nicht weniger, als dem herrschenden Türkenvolke von seinen zwei heiligen Gesetztafeln die eine zu zerschlagen und die andere etwas in die Ecke zu schieben. Um sich die Sachlage deutlicher zu machen, denke man daran, wie in der ersten Hälfte des Mittelalters die Kirche die Regelung der ehelichen und Testamentsfragen, zum Theile auch die Vertragsverhältnisse an sich gezogen, wie sie ein eigenes Güterrecht so wie ihr besonderes Prozessrecht entwickelt hatte. Immerhin aber bildete dies kanonische nur einen kleinen Theil des geltenden Rechtes, welches für die romanischen Länder durch das geschriebene Buch der römischen Juristen, für die germanischen durch alte feste Gewohnheiten bestimmt wurde. Den Mohamedanern aber ist der Koran ihr Ein und Alles; durch seine Satzungen und deren langen Anhang und durch die vielen Erklärer von beiden sind weltliches und religiöses Recht, Zivil-, Kriminal- und Prozessrecht verwachsen und verschmolzen. Es gehört nun viel dazu, einem Volke seine uralte Gewöhnung zu entreissen, wenn sie zugleich religiöse Weihe hat. Brechen muss es mit seinen innersten Neigungen, mit seiner Vergangenheit, mit seiner mächtigen und stolzen Priesterschaft.

Gleichwohl bleibt nichts Anderes mehr übrig. Wenigstens im Zivil- und Prozessrecht und in den wichtigsten Bestimmungen des Strafrechts muss ein allgemeines Gesetzbuch geschaffen werden. Besteht einmal ein weltliches Recht, so wird dasselbe fortwirkend mehr und mehr Lebenskreise in seinen Bereich ziehen. Geschickt angefangen kann die Sache gelingen. Schrittweise ist vorzugehen, das Parlament muss erst einige der nöthigsten Zivil- und Strafgesetze, dann einen und darauf wieder einen anderen Theil des Gesetzbuches verfassen, der Sultan ihn verkündigen, Geschrei und Empörung müssen gleich zu Anfang kräftig niedergeschlagen werden.

Allein wenn es nun gelungen und das bürgerliche Gesetzbuch allgemein in Übung, wer wird den grössten Gewinn davon haben? Offenbar die Christen. Die Türken werden die Sache noch lange empfinden als einen Stoß in's Herz. Sie werden sich vorkommen wie Mönche, die aus ihrem altgewohnten Kloster hervorgezerrt sind; denn die schöne Einheit des Lebens, in welcher Gebet und Tagwerk Hand in Hand ging, ist dann zerrissen, und der Ungläubige triumphirt über sie mit Gesetzesparagraphen, die nicht der Koran, sondern das Abendland diktirt hat.

VII. Die meisten Türken werden freilich für den Anfang sich damit trösten, dass Gesetze schreiben und ausführen zweierlei Ding ist. Wie viel ist nicht in den letzten fünfzig Jahren als Gesetz verkündigt und wie wenig wirklich in's Leben getreten! So mag die ganz einfache Forderung, dass des Christen Zeugniss eben so viel gelte als das des Mohamedaners, den Kadis noch so kräftig eingeschärft werden, sie werden dennoch der eingewurzelten Ansicht ihrer Volks- und Religionsgenossen Rechnung tragen. Gesetz und Sitte fallen ja auch anderswo auseinander. In keinem Lande ist der Grundsatz bürgerlicher Gleichberechtigung so vollkommen zur Geltung gebracht, als in den Freistaaten Nord-Amerikas: gleichwohl möchte kein Advokat sich verbürgen, dass er vor den dortigen Ge-

schwornen einen Frevler zur verdienten Strafe bringe, wenn es sich um den Todtschlag eines armen irischen oder deutschen Einwanderers durch einen geborenen Amerikaner handelt.

Allein der türkischen Minderzahl steht eine grosse Mehrzahl tief aufgeregter Nichtmohamedaner gegenüber. Sind diese einmal, was jetzt erst eben begonnen hat, auf dem Reformwege in's Marschiren gekommen, so kann es gar nicht fehlen, dass sie mit der Forderung durchdringen, die Justiz- und Verwaltungsbeamten sollen nicht mehr blos aus Türken, sondern eben so häufig und bald noch mehr aus Nichtmohamedanern genommen werden. Auf der einen Seite ist die Unwissenheit der türkischen Richter und Beamten doch gar zu stark, und eben so gross ist auf der andern Seite ihr Widerwillen, statt nach allgemeiner Billigkeit und gesundem Menschenverstand, einen Fall denkend prüfend erörternd nach Gesetzartikeln zu entscheiden. Kreta liefert Beispiele genug.

VIII. Die Türken hielten ihre Herrschaft dadurch aufrecht, dass sie Nicht-Türken Wehr und Waffe weigerten, und noch immer bilden sie allein das Kriegsheer. Eine wunderliche Sache ist es freilich, dass, wer im Parlamente als Gesetzgeber sitzen soll, nicht werth und würdig ist zum Soldaten. Unter den unlängst verkündigten Grundrechten prangte die allgemeine Wehrpflicht: im Drange der Kriegsnöthe hatte man sich endlich in Konstantinopel zu dem Gedanken emporgeschwungen, Bürgerwehren zu bilden, in welchen die Christen es wirklich sollten bis zum Unteroffizier bringen können. Die Christen ahnten Unrath: die Meisten hielten es für sicherer, ihre eigenen Regimenter zu bilden. Würde man jemals mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst machen, so könnte der Tag, an welchem die christlichen Regimenter aufmarschiren, der letzte der türkischen Regierung diesseits des Bosporus werden; denn die ächten Türken würden unter den Christen halb verschwinden, es sei denn, man machte sie alle zu Offizieren, und steckte in die Regimenter zur Hälfte Asiaten.

Also Berge von Hindernissen erheben sich bei all diesen Reformen; nur im Zusammentreffen günstiger Umstände haben sie Aussichten. Indessen, so lange ein Volk noch militärisch tüchtig — und das sind die Türken noch immer, — so lange braucht man nicht zu verzweifeln. Denken wir nur daran, wie im Merowinger-Reiche, als die Königinnen Fredegunde und Brunhild ihre Schauerstücke aufführten, die öffentlichen Zustände verrottet waren; sittliche Verwilderung herrschte aller Orten, Schulen gab es kaum, und der beste Grundbesitz lag in todter Hand. Gleichwohl erhob sich aus diesem selben Reiche der Merowinger der weltgeschichtliche Glanz Karls des Grossen. Nun sind freilich Turanier keine Franken, und während *diese* seit Chlodwig rasch mit den Romanen zu Einem Volke verwuchsen, klaffen im Osmanenreiche noch die dunklen Klüfte zwischen den Rassen und Nationalitäten.

IX. Ihrer Verschmelzung zu einem Osmanenvolke steht aber nicht blos die Religion, sondern noch eine schwer wiegende Thatsache entgegen, welche das ganze Türkenvolk bis tief unter Griechen, Slaven und Rumänen herabzieht, — das ist die würdelose und erniedrigende Stellung der Frauenwelt.

Möge man noch so viele Amtsstellen einrichten, um die Reformen durchzuführen, möge man noch so viele Schulen hohen und niederen Grades gründen, um für die Amtsstellen gebildete Leute zu bekommen, stets bleibt es nur ein halbes Werk, so lange die häusliche Einrichtung so schlecht ist. Aus der dumpfen Luft des Harems gehen gar zu häufig Egoisten oder Schwächlinge hervor, nichtswürdig in ihren sittlichen Begriffen, ohne Kraft und Lust zu irgend einer ehrenhaften Arbeit. Vielweiberei kommt zwar nur in den Schichten der Reichen und Höhergestellten vor: aber diese Schichten liefern doch zunächst die jungen Männer für die Ämter, und Diese besetzen so dicht alle Zugänge dazu, fahnden so schamlos auf Gold und Würden, dass gegen sie nur der rohe Abenteurer aus den untersten Ständen aufkommt, der

selbst über den äusseren Schein von Ehre lacht. Und all diese Übelstände sind gar noch gering zu achten gegen die verderblichen Folgen, welche für den Volksgeist die bürgerliche und gesellschaftliche Unfreiheit, Missachtung und gänzliche Bildungslosigkeit der Frauen nach sich zieht.

Die Frauenwelt in Haus und Gesellschaft doch einigermaßen ähnlich zu stellen, wie es in Europa Brauch ist, — das ist für die Reform der Haussitte der Angelpunkt, gleichwie für die Reformen der Staatssitte die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Religionen die Kernfrage ist. Und gerade das Eine wie das Andere scheint noch auf lange Zeit hin hoffnungslos.

X. Ich erwähne zuletzt noch der grössten Türkenreform, von welcher aber im Ernste jedoch nur bei Amerikanern und Engländern die Rede gewesen, und auch da eigentlich nur in Predigerkreisen. Dort meinte man, die beste Reform wäre allgemeine Bekehrung zum Christenthume. Ja, dann fielen mit *einem* Schlage die Hindernisse fort, europäische Kultur wäre die natürliche Folge. Denn mag man des Islams Ideen noch so hoch stellen, unläugbar bleibt es doch, dass in ihm der ärgste Hemmschuh gegen alle Reformen liegt. Die moderne Bildung scheidet immer schärfer, was dem religiösen Leben und was der bürgerlichen Gesellschaft angehört; das Eine ist freie Gewissenssache jedes Einzelnen, das Zweite ist Recht und Gesetz, dessen Befolgung der Staat erzwingt. Der Islam aber durchzieht energisch das ganze Nerven- und Aderngeflecht des staatlichen wie des häuslichen Lebens. Der Soldat im Regimente fühlt sich eben so sehr als Glaubenskämpfer wie als Türke, und jeder Hausvater sieht im Sultan den Nachfolger des Religionsstifters. Betrachten wir noch zum Schluss ein paar Grundideen des Islams näher.

Der Glaube ist dem Mohamedaner Schauen, Empfinden, Fühlen des göttlichen Wesens, das vollständige und beständige Durchdrungensein von Gottes Allmacht und Gegenwart. Sittliches Ergebniss des Glaubens ist nicht der dank-

bare, vertrauensvolle, selige Aufblick zum himmlischen Vater, der Quelle unendlicher Güte, sondern Furcht vor Allahs schrecklicher Allgewalt, — nicht Gotteskindschaft, sondern Gottesknechtschaft. Ganz natürlich üben deshalb Fürst und Hausvater despotische Gewalt, und ihrem Ausspruche sich in stummem Gehorsam zu fügen, ist, so lange nicht Volk und Haus darüber zu Grunde gehen, religiöse Pflicht. Auf dem ganzen Gebiete des Islams gab es nur eine grosse Blüthe, das war der Despotismus, nur diese Blüthe konnte gedeihen. Der Despot muss erstens sein Volk schützen und schirmen, er muss zweitens die Gerechtigkeit aufrecht halten; will er seinem Volke auch sonst wohlthun, so ist das durchaus seine freiwillige Barmherzigkeit. Nicht islamisch ist die Forderung, Herrscher und Staat seien schuldig, Wohlsein, Bildung und Veredelung zu verbreiten. Der Glaube selbst aber ist dem Mohamedaner ein reines Himmelsgeschenk, eine Erleuchtung von oben, also ein innerer Adel, ein grosser Vorzug der Begnadeten vor anderen Menschenkindern. Folgerichtig ergab sich die finstere Lehre: wem Allah aus Barmherzigkeit den Glauben gibt, der kommt in's Paradies, und wem er diese Gnade versagt, der wird verdammt. Wozu also an seinem inneren Heile arbeiten? Der Gottgläubige braucht sich gar nicht anzustrengen, dass er sittlich besser und der Gnade Gottes würdiger werde; es genügt, wenn er nur die fünf guten Werke verrichtet: also die Gebetsformeln zu den Tageszeiten hersagt, die vorgeschriebenen Waschungen verrichtet, die Fasten hält, Almosen gibt und endlich nach Mekka pilgert.

In seinem Grimm über die arabischen Volksgenossen, die an seine göttliche Sendung nicht glauben wollten, schrie Mohamed seinen Kriegern zu: »Bekämpfet die Ungläubigen! Kämpfet, damit Gottes Wort siege! Kämpfet, bis Alle, die ihm widerstehen, erschlagen sind!« Und an einer anderen Stelle lautet der Koran: »Stosst Ihr auf Ungläubige, so schlagt ihnen die Köpfe ab, bis Ihr eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet habt! Und fest machet die Fesseln!«

Diese Sprüche gellen noch jetzt der Volksmasse in die Ohren. Vergebens sagen ihnen Ausleger des Korans: Christen und Juden seien nicht gänzlich Ungläubige, weil sie ja an Gott glaubten und ihr altes Religionsgesetz hätten. Aber auch die Mildestgesinnten können nicht läugnen, dass der Islam keine allgemeine Nächstenliebe kennt, sondern blos gegen Mohameds Jünger Friedsamkeit, Gerechtigkeit und Höflichkeit zur Pflicht macht. Nur die Bekenner des Propheten bilden eine Gemeinde von Brüdern, nur diese sind die Gottbegnadeten. Ja, der ächte Gläubige wünscht Christ und Jude Gottes Segen nur mit dem stillen Vorbehalte, Gott werde schon wissen, ob sie ihn redlich verdienten.

Bei solchen Anschauungen, die mit der Muttermilch eingesogen werden, begreift sich der tiefe Glaubensstolz, welchen die Mohamedaner dem Christenthume entgegensetzen. Unter Tausenden würden nicht *drei* für ein Ansinnen, sie sollten Christen werden, etwas Anderes übrig haben als ein mitleidiges, meist sogar verächtliches Lächeln. Die Hoffnung, die Türken würden früher oder später Christen werden, muss man vollständig aufgeben. Es bleibt nichts übrig, als zu versuchen, ob man die nothwendigen Reformen mit dem Islam aussöhne, nachdem sie vielfach nur durch Hinterthüren in sein Herrschaftsgebiet eingeführt worden.

Wie immer man auch die Lage der Türken betrachten mag, tragisch ist und bleibt sie, wenigstens in Europa droht ihnen Untergang auf allen Seiten. Denn wie wir gesehen, muss jede Reform unausbleiblich dahin wirken, dass das Erobervolk, wenn es sich nicht gründlich ändert, mehr und mehr seine Stellung verliert. Nicht nur an Herrschaft und Ansehen, auch an Zahl und Gütern muss es fort und fort abnehmen. Gelingt es nicht, der furchtbaren Schwierigkeiten noch bei Zeiten Herr zu werden und das türkische Volk mit einem andern Geiste zu beseelen, so wird kein halbes Jahrhundert mehr darüber hingehen, bis die Herrschaft der Türken in Europa ihr Ende erreicht hat.





XVII. Amerikaner und Russen.

Wenn das sternbesäete Banner weht bis zum Kap Horn, stehen die Russen am Tajo, dann kommt der grosse Weltkampf, der den Despotismus zurückwirft in die asiatischen Steppen und die amerikanische Republik siegreich macht über den ganzen Erdball.

Dieses sogenannte Manifest Destiny, die sogenannte offenbare Schicksalsbestimmung ist einer der Lieblingsgedanken des kühnen Handelsvolkes in der neuen Welt. Schon in den Vätern der Republik, den »grossen« Amerikanern, blitzten solche Ideen ganz von ferne auf, wenn sie in Zukunftsträumen von ihres geliebten Landes Grösse schwelgten; denn auch der kühlste Amerikaner hat noch etwas von der Phantasie des Irländers, die bekanntlich gleich mit Siebenmeilenstiefeln in's Blaue läuft. Allmählich hatte jene Anschauung der Dinge sich über das ganze amerikanische Volk verbreitet, Russlands und Amerikas unaufhaltsames ungeheures Wachsthum und ihr einstiger Riesenkampf mit einander war in den Vereinigten Staaten ein Volksgedanke geworden. Gepflegt und verbreitet haben ihn gerade viele der Gebildeteren unter den deutschen Einwanderern. Diese Deutschen bleiben einmal die poetischen Menschen; aus der unbequemen Gegenwart, die auch in Amerika hart und widerwärtig genug auf sie eindrängt, fliegen ihre Geister

so leicht in die Zukunft, die alle Leiden und Kämpfe auf das Wunderbarste ausgleichen soll.

Vor vierzig Jahren trieb das Manifest Destiny in Amerika sein Spiel in allen Zeitungen, man sprach auch ungescheut davon in der Gesellschaft. Seitdem aber die Vereinigten Staaten den schweren Bürgerkrieg ihrer Negersklaven wegen zu bestehen hatten, erschraken sie, wenn wieder die Rede kam auf die Ausdehnung und Kosten ihres künftigen Weltkampfs, sie mit ihren lockeren Schlachthaufen. Und als die deutschen Kanonen vor Sedan, Metz und Paris erschallten, da steckten sie ihr Manifest Destiny in die Tasche und nahmen es nur noch hervor in heimlichen Stunden, um es zu beäugeln und darüber zu sinnen, ob es sich nicht dennoch erfüllen könne.

Ähnlich ist es den Russen ergangen. Auch ihre Köpfe steckten tief im Nebel von Welteroberungsideen. Was wollten die kleinen Reiche von ganz Westeuropa ausrichten gegen die ungeheuere Macht des heiligen Russlands? Der Riese brauchte sich nur zu erheben und Alles zitterte und gehorchte. Diese Vorstellungen hatten bereits einen hohen Grad von Schärfe und Deutlichkeit erlangt. Von den russischen Grossen, wie in der russischen Literatur wurden sie mit Vorliebe, mit Begeisterung gepflegt, und aus dem Glauben daran nahm die russische Politik ihre Hartnäckigkeit. Die gemeine Masse des russischen Volks fühlt in sich einen unwiderstehlichen Drang nach Ausdehnung, es durchwogt sie eine dunkle Vorstellung von der weltgebietenden Macht des heiligen Russlands und von seiner furchtbaren Kraft, welche alle Völker niederwerfen soll. Mit diesen nationalen Hoffnungen verbindet sich bekanntlich die slavische Idee, dass die Zukunft den Slaven gehöre. Nachdem das römisch-griechische Zeitalter vergangen und das germanische seine Lebenskraft verloren habe, müsse der Träger der Weltgeschichte der Slavismus werden mit sozialistischer Unterlage. Auch hier also ein Manifest Destiny. Freilich wenn die maßlose Einbildungskraft der Russen

aus ihrer gewöhnlichen Unthätigkeit einmal erwacht, so dehnt sie gleich in's Unermessliche sich aus, doch sinkt sie auch merkwürdig rasch wieder in sich zusammen.

Die Russen wurden gar sehr ernüchtert, als sie die Gewalt und Tragweite der deutschen Waffen im letzten grossen Kriege erkannten. Noch aber stand ihnen vor Augen das »unermessliche« Russland, noch trieben sie Schwindel mit Redensarten wie: »Wir werden Schlesien mit Kosakenmützen bedecken«, oder »Unsere Rosse saufen ihnen die Oder aus.« Erst als vor ein paar Jahren die russischen Heere nur mit schwerer Noth und Mühe mit den verachteten Türken fertig werden konnten, bequemten sich die Zeitungsschreiber in Moskau zu einem verständigeren Maßstabe in der Schätzung der eigenen und anderer Reiche kriegerischer Stärke.

Fest aber halten Amerikaner wie Russen den Glaubenssatz, dass sie unbezwinglich im eigenen Lande: viel zu gross sei es, als dass nicht jeder eindringende Feind darin sich erschöpfe und verende. Viel zu arm — wäre wohl richtiger gesagt: denn auf den weiten Ebenen gibt es hier wie dort zu wenig Städte und Vorräthe, um fremden Heeren auf längere Zeit Haltpunkte und Nahrung zu gewähren. Würden aber die Amerikaner wie die Russen nicht doch einigen Zwang verspüren, wenn der Feind Jenen Boston, Newyork, Philadelphia und Neworleans, Diesen Petersburg, Riga, Kiew und Odessa besetzte und ein Jahr lang festhielte?

In Frankreich und Deutschland, weniger im kühlern England kommt der russisch-amerikanischen Anschauung bei Mehreren eine andere entgegen, welche in der nächsten Zukunft das Zeitalter der Cäsaren findet. Jene glauben nämlich, unsere Zeit gleiche an Schwäche, Überkultur und Zerrissenheit der römischen Welt unter den Imperatoren. Diese Ansicht wird in einer tiefern Erkenntniss der Geschichte und der Gegenwart wohl nur geringen Anhalt entdecken. Völker bedürfen und finden den Despoten, wenn die Ein-

zelnen nicht mehr politisch und selbstthätig und selbständig sein mögen, und, wenn sie auch wollten, es nicht mehr können. Dann herrscht auf der einen Seite der nackte Egoismus, der ganz gleichgültig gegen das Gedeihen des Staats und Volks nur materiellen Genuss und Besitz sucht; auf der andern Seite zeigt sich dann überall ein Versunkensein in geistiges und leibliches Schwelgen, das nach Reizmitteln jeder Art hascht, sich aber zu männlichen Entschlüssen und zur Thatkraft nicht mehr emporringen kann. Solche Erscheinungen zeigte in Deutschland das Jahrhundert nach dem dreissigjährigen Krieg, wo mit der Erschlaffung auch französische Unsittlichkeit das Volk durchdrang, das Ehrgefühl in den meisten Klassen für immer erstorben schien, und leichtsinniger Unglaube guter Ton war, dicht neben der Wirthschaft der Geisterseher und Schatzgräber. Gewiss hat sich unsere Zeit mit einer Last von Verkehrtheiten beladen, die keinem Zeitalter gefehlt haben; das Schicksal der Gegenwart ist insbesondere ein gährendes Durcheinander von unerhörten Ideen und Plänen, und eine fieberhafte Hast und Unruhe des Lebens. Jedoch hinter all den Irrthümern, Lastern und Leiden unserer Zeit erhebt sich ein männliches, ja ungeheures Ringen nach den edelsten Gütern. Dass diese Erkenntniss die Welt durchdrang, war auch eine Wohlthat, die der deutsch-französische Krieg im Gefolge hatte. Als so geniale Geisteskraft, so eiserne Tapferkeit, so ausdauerndes Pflichtgefühl bei den Deutschen, aber auch so viel Heldenmuth, Opferfähigkeit und Ausdauer bei den Franzosen für Vaterland und Ehre kämpften, da musste auch der Trübsinnige sich gestehen: das sind nicht Kennzeichen einer Cäsarenzeit, die Völker haben noch grosse und edle Aufgaben. Und wie man auch die Berechtigung oder die Mittel der Parteien, welche die Gegenwart bewegen und zerklüften, beurtheilen mag, die Anerkennung muss man ihnen lassen, dass es den meisten heiliger Ernst ist mit ihrem Streben. Schwäche und frivoles Gebahren, welche aus Unglauben an sich selbst und an den höchsten Auf-

gaben der Menschheit entspringen, sind vorhanden, aber doch nur in einem Bruchtheile des europäischen Volkes: im grossen Ganzen desselben lebt Ehrgefühl und die Kraft, für ideale Güter zu ringen und zu arbeiten. In der römischen Imperatorenzeit bestand keine gesunde Volkskraft im Reiche mehr, die besitzenden Klassen waren verweichlicht und widerstandslos, ausser ihnen gab es aber nur Sklavenvolk und gemeines Gesindel. Es fehlte gänzlich an jener derben, in ihrem Kern noch frischen Volksmasse, in welcher das nationale Gefühl nur dunkel lebt, aus welcher aber unaufhörlich die Kräfte emporsteigen, welche das Leben der Nation erneuern und verjüngen. Kann man aber, namentlich in Deutschland, die Massen unserer Bauern und Matrosen, Handwerksgesellen und Kleinbürger nur entfernt mit jenem Pöbel- und Sklavenhaufen in der römischen Kaiserzeit vergleichen, welche zu feige und liederlich waren, um nur die Prätorianerkohorten zu füllen, und welche mit jedem Eroberer gemeinsame Sache machten, um die Reichen zu plündern? Jahrhunderte vorher, ehe die germanischen Wanderheere die morschen Stützen des Römerreichs über den Haufen warfen, waren die Höfe und Zeltlager der Imperatoren angefüllt mit Germanen, den einzigen Männern damals von Kraft und Kühnheit, denen aber ihre Volksgenossen hinter dem Rhein und der Donau folgelustig nachsahen.

Der Ursprung der cäsarischen Ideen lag ohne Zweifel in Frankreich, weil dort die Neigung vorhanden, sich ihnen zu unterwerfen. Denn der Absolutismus der drei Ludwig, des neunten, eilften und vierzehnten, der in Napoleon seinen letzten und grössten Baumeister fand, hat im selben Grade, als er die Staatskraft in einer Hand vereinigte, die Selbständigkeit in den Einzelnen zermahlen, die ohnehin unter den Franzosen nicht besonders kräftig war. Es liegt in der Natur des Romanen, wie des Slaven, sich ohne Murren dem übermächtigen Herrscher und ohne langes Forschen dem Dogma zu unterwerfen. Des Germanen

Stärke und Schwäche ist die Tüchtigkeit des Einzelnen und der Häng, selbständig nach eigener Überzeugung zu arbeiten und zu leben. Gliedert sich ein germanisches Volk freiwillig zu einer festen Organisation, in welcher jeder Einzelne sich an seinem Platze weiss, so ist ein solches Volk nachdrücklich und unwiderstehlich in jeder Arbeit, die es unternimmt. Aber immer liegt ihm die Gefahr nahe, dass durch jenes Streben der Einzelnen, für sich allein in voller Freiheit etwas zu sein, die Massenwirkung des Ganzen zersetzt wird.

In Russland und Nordamerika, wo man sich mit gleicher Leichtigkeit dem Nationalherrscher oder Nationalwillen unterwirft, nahm man die europäische Schwäche als vollendete Thatsache an, und theilte sich im Geist in das Erbe der Zukunft, weil man das innere Leben der Kulturvölker Europas nur obenhin würdigte, in der eigenen raschen Machtentwickelung dagegen eben so wunderbare Verheissungen, als wunderbare Ähnlichkeiten erblickte. Diese Ähnlichkeiten zwischen Nordamerikanern und Russen sind wirklich in Geschichte, Stellung, Landes- und Volkscharakter höchst auffallend. Die Gebiete beider Völker sind im Wesentlichen Neuland. Die Zeitpunkte, wo William Penn auf der nach ihm benannten Waldküste an's Land und Peter der Grosse in Moskau auf den Thron stieg, liegen nur um fünf Jahre auseinander. Wer wusste damals etwas von Nordamerika, und wer kümmerte sich damals um Russland? Die ungeheueren Ebenen, aus denen beide Gebiete im Wesentlichen bestehen, Wald-, Prairie- und Steppen-Ebenen, unterbrochen nur durch tief einschneidendes Rinnsal grosser Flüsse, diese gleichförmigen Ebenen berührte in Amerika nur der flüchtige Fuss des Indianers, und in Russland bewohnte sie dünn zerstreuet das schmutzige gutmüthige Volk der Bartrussen, um die kein Mensch in Europa sich kümmerte, denn man rechnete sie mehr oder weniger zu den Asiaten. In kaum zweihundert Jahren sind hier — nach dem chinesischen — die beiden grössten

Reiche der Welt entstanden: die ganze Geschichte kennt nichts Gleiches an raschem Wachsthum.

Es ist aber wohl begreiflich, dass in der trostlosen Einförmigkeit der amerikanischen und russischen Landschaft keine eigentliche Heimatsliebe wurzeln wollte: Russen und Amerikaner schwärmen wohl für ihr grosses Land und thun darin gerne ein Übriges, selten aber kümmern sie sich viel um die Stätte, wo ihre Wiege gestanden. Bei den Einen wie den Andern ist ein grosser Theil des Volkes beständig auf der Wanderung nach allen Richtungen, sich umschauend wo ein Geschäft zu machen, und jeden Augenblick bereit, sich blos des Geschäfts wegen an jedem Orte niederzulassen, und sei es mitten in der Wildniss. Mit diesem Mangel an Sesshaftigkeit hängt offenbar zusammen, dass ein Trachten nach idealen Gütern bei diesen beiden Völkern soviel schwächlicher als bei andern, sich bemerkbar macht. Es sind Leute von vorzugsweise praktischer Natur, scharfen Blicks und zugreifend, wo es sich um Güter dieser Welt handelt, vorzüglich begabt für Handel, vielleicht auch für Kunstgewerbe, wenig dagegen für hohe Kunst und Wissenschaft.

Verschieden und doch wieder etwas gleichartig, ist der Ursprung beider Völker. Das amerikanische ist zusammengeflossen aus allerlei europäischem Volk, am meisten aus germanischen Ländern, jedoch stark gemischt mit Iren und Franzosen, und etwas Negerblut ist schon durch die Amme eingesprengt. Freiheitsliebe und Hunger nach Brod, Besitz und Abenteuer trieb die meisten Auswanderer nach den amerikanischen Küsten. Das Russland beherrschende Volk der Grossrussen, die man früher Moskowiter nannte, hat sich dagegen wesentlich aus mehr tausendjährigem alten Stamme entwickelt, jedoch mit viel slavischer und finnischer Beimischung, und durchsetzt von einer Menge Juden und anderer Fremden aus der ganzen Welt, besonders — jedoch nicht so stark wie in Amerika — von Deutschen. Die europäische Herkunft und die Freiheits-

sehnsucht, welche die Auswanderer über's Meer trieb, hat in den Vereinigten Staaten zwei grosse Gegensätze zum russischen Volke hervorgerufen: das ist die allgemein verbreitete Bildung, die zwischen mittlerer und niederer schwankt, und der in jeder Brust pochende Unabhängigkeitssinn, während die grosse Masse des russischen Volkes nur geringe Spuren von Bildung zeigt und beständig das Bedürfniss hat, sich befehlen zu lassen.

So ist neben der europäischen Welt die russische und die nordamerikanische eine Welt für sich, in Politik, Handel und Gewerbe, in Sitten, Ideen und Bestrebungen. Auch der weite Länderbereich der Türken und Chinesen bildete bisher seine eigene Welt, jedoch abgeschlossen von Europa: das türkische Gebiet ist bereits an allen Enden durchbrochen, das chinesische liegt uns noch fern ab. Von den Nordamerikanern und Russen aber sind die Einen der Vortrab, die Andern der Nachtrab der Europäer. Wird die Kultur ihrem Vortrab nachziehen, und während der Nachtrab bereits nach China vordringt, in Nordamerika einst ihre Höhensitze errichten?

Hin nach Westen flieht die Weltgeschichte! Dieser Satz ist jetzt oft genug ausgesprochen. Ist er aber auch eben so wahr? Bereiten sich im neuen Welttheil im Westen wirklich die Stoffe, aus denen die Weltgeschichte neue herrliche Schöpfungen gestalten wird? Und erhebt sich wirklich unerschütterlich und unwiderstehlich hinter der europäischen Kulturwelt im Osten ein neues Riesenreich, das endlich zermalmend sich über dieselbe herwerfen muss? Bis jetzt ist das Menschengeschlecht nur in den Ländern des mittlern und südlichen Europa, wo die Wechsel des Klimas und der Jahreszeiten und die Schönheit und die Fruchtbarkeit des Bodens mild und harmonisch sind, zu seiner vollen Blüthe gekommen, und seit drei Jahrtausenden bis auf den heutigen Tag hat sich nur von diesen Stätten aus Kultur und Herrschaft verbreitet nach Osten, Süden und Westen hin.

Es sind nur etwas über hundert Jahre her, als nach

dem letzten entscheidenden Unglück der Engländer Washington in Verlegenheit gerieth, wie er den französischen Waffenbrüdern ein würdiges Fest geben könne. Sein Land war arm an Geld und Luxussachen, und bei seinen Offizieren sah er einen bedenklichen Mangel an Bildung und glänzender Austattung. Etwa sechszig Jahre früher war der russische Czar mit grossem Gefolge zum Besuch in Berlin. Wie die geistreiche Schwester Friedrich des Grossen berichtet, entsetzte man sich damals über das Benehmen dieses Halbwilden. Bei der grossen Vorstellung standen im Vorsaal ein paar Dutzend Ammen in der Reihe, jede mit einem Kinde auf dem Arm, und wenn man eine fragte, wo ihr Mann sei, so erwiderte sie: »Mein Herr, der Czar, hat die Gnade gehabt, mir dies Kind zu machen.« Auch gegenwärtig zeichnen sich die amerikanischen Diplomaten durch nichts weniger aus, als durch feinen Takt, aber wo wäre in ihrem weiten Lande ein Handwerker, der nicht etwas von dem Luxus unserer mittleren Stände, wo ein Farmermädchen, das nicht zu ihrem seidenen Kleide ein wenig von damenhaftem Benehmen besässe? Auch gegenwärtig verlautet von russischen Grossen noch mancherlei, was an tatarische Sitten erinnert, in ihren zahllosen Palästen jedoch schimmert nur Pracht und Bildungsschliff. Kein amerikanischer Matrose oder Handwerkslehrling, der in seinen Freistunden nicht gern hinter seinen Büchern sässe; kein russischer Bedienter, der nicht sogleich allerlei Bildung sich zusammenzulesen anfängt, sobald er mit dem schmutzigen Bauernrock auch das plumpe, rauhe Wesen abgeworfen. Der Eine wie der Andere denkt, einen Mann aus sich zu machen. Auffallend rasch polirt sich in beiden Ländern der junge Bursch zu einem gewandten Mann mit gebildeten Manieren, vielleicht weil leichtes Holz leicht Form annimmt; am Deutschen kann man lange herum hobeln, ehe er ein gefälliges Äussere gewinnt; Eichenholz lässt sich schwieriger behandeln. Der grosse Unterschied zwischen Nordamerika und Russland bleibt aber bestehen, dass dort die Bildung Gemeingut

des ganzen Volkes wird, hier das ausschliessliche Besitzthum der vornehmen Familien und ihrer Anhängsel, während die grosse Volksmasse nach alter Weise in Armuth und Dumpfheit dahinlebt.

Viel gewaltiger, als in Bildung, sind die Fortschritte beider Völker in Macht, Ausdehnung, Handel und Gewerben. Was enthielten die Vereinigten Staaten vor hundert Jahren? Eine Bevölkerung von kaum dritthalb Millionen, dünn verbreitet über die weiten Küstenstriche des Meeres und der grossen Flüsse. Jetzt sind nicht nur die alten Staaten, welche das Meer bespült, unverhältnissmäßig dichter bevölkert, besetzt mit mächtigen Grossstädten, von Eisenbahnen, Kanälen und Strassen durchzogen, sondern von welchem Punkte der Seeküste auch man sich in's Innere begibt, tausend Meilen kann man wandern, und mit jedem Tage erblickt man neue Städte von grossartigen Umrissen, lachende Ortschaften, zahllose Farmen, Mühlen und Fabrikanlagen, und immer weiter in die unermesslichen Ebenen hinein, immer weiter die Riesenströme hinauf, immer noch tauchen neue Städte und blühende Ansiedelungen auf, immer noch sind Dampfschiff, Lokomotive und Kanalboot uns zur Seite. Und steigen wir über die entlegenen Felsengebirge, so sehen wir dort in weniger als dreissig Jahren reiche Völker und Staaten entstanden. Russland bietet einen ähnlichen überwältigenden Anblick. Wie ungeheuer ist der Flächeninhalt, den es auf den Karten von Europa, Asien und Amerika mit seinen grünen Linien umzieht! Und nun reise man von Polen nach Kamtschatka, von Archangel nach Tiflis, — man segle irgend wo im weissen oder schwarzen Meer oder auf dem stillen Ozean die Küsten an oder irgend einen der unabsehlichen Ströme hinauf, — überall stehen russische Forts Städte und Faktoreien, tummelt sich der russische Soldat Jäger und Fischer, überall unter den Hunderten von wilden und gebildeten Völkerschaften schallt die russische Trommel und das russische Zauberwort: Ihr sollt!

Diese rasche Eroberung des Landes durch Ansied-

lungen, durch Feldbau und Handel, durch Bergbau, Jagd und Fischerei ist ganz etwas Anderes, als die blose Eroberung durch Kriegswaffen. Freilich war auch die letztere reissend genug. Die Nordamerikaner haben das indianische und mexikanische Volk vor sich hergetrieben, wie Heerden von Hirschen und Rehen, und haben über den ganzen Kontinent Nordamerikas, selbst das brittische nur zum Theil ausgeschlossen, sich zu Herrschern, ihre Nationalität zur gebietenden gemacht. Russland zählte jetzt vor hundert und sechszig Jahren vierzehn Millionen Menschen, jetzt hat es zweiundsechszig. Deutsche, Finnen und Polen, Tataren, Perser und Kaukasier sind ihm gleichmäßig einverleibt, ebenso die ungezählten wilden Völkerschaften in Asien. Jene vierzehn Millionen reiner Russen sind es, welche sich über so viele Länder ausgebreitet und sich selbst überaus schnell vermehrt haben.

Namentlich in den letzten zwei Menschenaltern hat das Ausströmen, das Erobern, das Ansiedeln der Russen wie der Nordamerikaner eine Raschheit und Ausdehnung erreicht, wie nie zuvor. Die Nordamerikaner haben Mexiko, das ihnen doch nicht entgehen kann, übersprungen und sind bereits strichweise in den Staaten Central-Amerikas angesiedelt. Die russischen Muschiks haben sich wie eine wahre Flut durch alle Länder des weiten russischen Gebiets ergossen, und wo ihnen andere Volksarten, wie z. B. die deutsche in den Städten und Schlössern der russischen Ostseeprovinzen, Widerstand leisten, da umzingeln sie dieselben auf allen Seiten, und warten auf die Zeit, wo ihre Überzahl eindringen wird. Es ist kein Ort im ganzen russischen Reiche, wohin nicht der gemeine Bartrusse kommt mit Axt und Säge, sich klein häuslich einrichtet, mit dem Dürftigsten vorlieb nimmt und sich vermehrt, wie Sand am Meere.

Mit dem Ungestüm, mit welchem Nordamerikaner und Russen sich und ihre Macht ausgebreitet haben, lässt sich vollständig keine, theilweise nur hie und da eine Erschei-

nung in der Geschichte vergleichen. Die Deutschen im Mittelalter entwickelten ebenfalls eine wunderbare und zugleich viel gründlichere Fertigkeit im Kolonisiren der eroberten slavischen Länder: in kürzester Zeit dehnten sich die deutschen Ritter und Bürger, namentlich in Kur- Liv- und Estland, aus. Das österreichische Haus hatte seit Kaiser Rudolf von Habsburg ebenfalls eine rasche Machtvermehrung, jedoch auf Grundlagen, welche schon durch die Arbeit vorhergegangener Jahrhunderte gelegt waren. Denn ein deutscher Stamm, vorgeschoben in die Gränzmarken im Südosten Deutschlands, musste bald die schwächern nichtdeutschen Völkerschaften um sich her zu einem selbständigen Reichsganzen vereinigen. Durch ähnliche historische Nothwendigkeit wurde die selbständige brandenburg-preussische Machtentwickelung im Nordosten Deutschlands hervorgerufen, steht aber seit dem grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm einzig in ihrer Art da, weil sie mit verhältnissmäßig kleinen Mitteln und nicht gegen Staaten bewirkt wurde, welche schon durch ihre Nationalität schwächer waren. Am ersten lässt sich mit dem plötzlichen Anwachsen der russischen und nordamerikanischen Macht der Aufschwung Englands vergleichen, seit es Ostindien eroberte und seine Flotten und Soldaten, Handelsleute und Ansiedler nach den Küstenländern und Inseln fast aller Meere schickte.

Die Ausdehnung der russischen und nordamerikanischen Herrschaft wurde nur möglich durch eine natürliche Ausdehnungskraft im Volke selbst, welches sich in seinen alten Gränzen nicht mehr halten liess, sondern fort und fort vorwärts drängte. Dem freien Amerikaner genügt die Lockung des Geldgewinns, die Abenteuerlust, und die Begierde, die Macht seines Volkes weit über alle Gränzen hinaus zu tragen, um sich unersättlich auf fremde ferne Länder zu werfen: der russischen Wander- und Beutelust kommt das treibende Szepter des Herrschers zu Hülfe. Die amerikanische Eroberung geschieht frei, planlos, bald stärker nach dieser, bald

nach jener Seite hin: die russische wird von oben herab befohlen, organisirt und geleitet nach wohlüberdachtem Plan. Noch stärker zeigt sich der Gegensatz, wenn man auf die Zustände blickt, aus denen der jetzige Aufschwung hervorgegangen. Vor hundertfünfzig Jahren lagen die unermesslichen Urwälder und Prairien, die Riesenströme und grossen Seen, auf denen sich jetzt die amerikanische Triebkraft entfaltet, noch wie unberührte Wüsten da, kaum gestreift von den vereinzelten Schaaren umherschweifender Indianer. Das amerikanische Volk selbst war aus Abenteurern, Goldjägern und Sektenmännern zusammengeflossen, freiwillig strömten ihnen ungezählte Schaaren von Nachwanderern aus Europa zu: die Amerikaner fingen erst ihre Geschichte an. Das russische Volk dagegen hat bereits eine Jahrtausend alte Geschichte, aber eine Geschichte voll Dumpfheit, ohne Kulturblüthe, voll Unterwerfung unter eigene Herrscher oder fremde Völker.

Doch der bestehenden Wucht und Wirklichkeit des Geleisteten thut keinen Eintrag, ob das eigene freie Kraftgefühl oder das eiserne Herrschergebot die Volksmasse in Bewegung gesetzt hat. Die Gegenwart der Nordamerikaner und Russen ist nicht minder machtvoll, wenn auch unter den Vorfahren der Ersteren viel schlechtes Gesindel steckte, und die Letztern wenig erhabene Epochen in ihrer langen Geschichte vorweisen können. Wohin das Wachsen und Anschwellen der beiden Riesenstaaten noch hinaus will? Und welche Einwirkung die Kulturvölker noch von ihnen empfangen werden? Wer könnte es wagen, dergleichen jetzt schon irgendwie bestimmen zu wollen! Nur ein paar kleine Fingerzeige geben vielleicht die Richtung an, in welcher man sich die Zukunft der Amerikaner und Russen denken darf.

In politischer Beziehung haben die südlichen Pflanzer, als sie den Verband der Vereinigten Staaten zerrissen, ein böses Beispiel gegeben. Mit Gewalt sind sie unterjocht, aber die Kluft, welche den Süden trennt, ist nur überbrückt,

nicht ausgefüllt. In Russland verbreiten die Nihilisten die Lehre, das Volk könne nur glücklich werden, wenn das Reich sich in kleine Freistaaten auflöse: das allein sei die politische Form, welche schon in uralten Zeiten der Genius Russlands verlangt und geschaffen habe. Doch Sklavenbarone und Nihilisten können noch lange vergebens predigen, wo der Wille der grossen Mehrheit die Festigkeit der hergebrachten Staatsform unterstützt: wichtiger ist die Lehre der Geschichte, dass so grosse Reiche nur durch römische Staatsklugheit und Bürgertugend zusammen gehalten wurden, und nach Römersinn und Römerwerken sieht man sich noch vergebens um bei Amerikanern wie bei Russen.

An eigentlichem Kulturverdienst sind ja Beide verhältnissmäßig noch sehr arm, die Einen trotz ihrer drängenden Schaffenslust, die Andern trotz der jahrtausendlangen Dauer ihres Bestandes. Keine gewaltige Geistesthat, keine wissenschaftliche Entdeckung von mächtiger Tragweite, kein grosser genialer Held will bei ihnen erscheinen. Technische Erfindungen und Verbesserungen in Telegraphen, Dampfschiffen und andern Maschinen, das Arbeitsgebiet der Amerikaner, — geographische Entdeckungen, durch welche sich Russen auszeichneten, — dergleichen reicht noch lange nicht aus, um mit einiger Sicherheit von beiden Völkern reiches und neues Kulturverdienst für die ganze Welt zu erwarten. Am wenigsten Gewicht ist beizumessen den windigen Verheissungen der russischen Altnationalen, durch funkelnagelneue rein slavische Kultur einen schöneren Völkermorgen heraufzuführen.

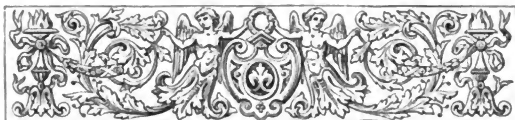
Es scheint beinahe, als läge in der Luft, dem Klima und der ganzen Landesart etwas, was edlere Geistesarbeit weniger begünstigt, als in den gesegneten Landstrichen Mitteleuropas. Dass längerer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten das körperliche Wesen des Europäers verändert und zwar keineswegs zum Bessern, das lässt sich nicht mehr bezweifeln: sollte denn das geistige ganz unberührt bleiben?

Russische Landesnatur aber ähnelt der nordamerikanischen: greller Wechsel der Witterung hier wie dort, die meiste Zeit scharfe trockene Luft, lange dunkle Kothmonate, der Sommer voll Gluth und der Winter voll herbem Frost, dabei die traurige Eintönigkeit der Landschaft, dass sie Einem öfter zum Sterben langweilig wird.

Am längsten widersteht der klimatischen Einwirkung die deutsche Natur, und es liegt für die Zukunft vielleicht auch darin ein kleiner Fingerzeig, dass in den Vereinigten Staaten die Deutschen beständig zunehmen wie an Zahl und Vermögen, so auch an politischem und gesellschaftlichem Einfluss. Die »Anglo-American Times« brachte im Jahr 1882 eine Statistik über die Vermehrung der verschiedenen Volksarten in Canada. Die Deutschen hatten sich dort blos durch Fortpflanzung um das Elffache, die Schotten um das Sechsfache, die Engländer um das Sechstehalbfache, die Irländer um das Vierfache, die Italiener um das Drittehalbfache, die Skandinaven um das Zweifache vermehrt. Dasselbe Verhältniss ist für die Vereinigten Staaten anzunehmen, dort aber kommt zu der Fortpflanzung noch die Einwanderung hinzu, und zwar jährlich um etwa eine Viertelmillion. Wenn aber in Amerika der deutsche Namen an Achtung gestiegen ist, so that das Meiste dazu die herrliche Erhebung des deutschen Reichs, aber auch die jetzt in den Vereinigten Staaten herrschende Mode, mit ganzer Familie eine Reise nach Europa zu machen. Die Amerikaner bringen dann verständigere Ansichten über Werth und Streben der Kulturvölker zurück. In Russland sind die Deutschen von Alters her von grosser Bedeutung gewesen in Staat und Heer, in Handel, Industrie und Wissenschaft. Was möchte jetzt wohl Russland sein, hätten ihm immerdar die deutschen Kräfte gefehlt? Der Partei der Altnationalen, welche die europäische Kultur am liebsten mit Stumpf und Stil ausrotten möchte, sind die deutschen Professoren, Beamten, Offiziere, Ärzte, Kaufleute und Handwerker gründlich verhasst, denn eben sie brachten Kultur

nach Russland. Es ist aber nicht abzusehen, wie es diese deutschen Kräfte wieder ausstossen, oder nur ihr Einwirken unterbinden könnte. Menschlicher Wahrscheinlichkeit nach werden sich die deutschen Einflüsse in Russland und den Vereinigten Staaten fort und fort verstärken und zwar im selben Grade, je grösser dort die Fortschritte werden in höherer Bildung wie in Gewerb und Handel. Daraus folgt aber, dass die Kultur in beiden Ländern mehr oder minder etwas von deutschem Gepräge zeigen muss.





XVIII. Recht und Gericht in den Vereinigten Staaten[1].

Unter Allem, was den Fremden im amerikanischen Staatswesen interessirt, fällt ihm nichts so schwer kennen zu lernen, als das Rechts- und Gerichtswesen; auch der Einheimische findet es gar nicht leicht, davon einen klaren Begriff zu geben. Es gleicht einem weitläuftigen ruinenhaften Gebäude, in welchem die Schlupflöcher besuchter sind, als die alten bemoosten und halb zerfallenen Hallen. Nur in den offenen Höfen findet der Reisende noch helles Licht und eine tüchtige Gesellschaft, zu der er sich hingezogen fühlt. Wir meinen mit der letzteren die Geschwornen, durch welche der gesunde Sinn des Volkes an dem Rechtspflegen und Rechtsschaffen mitarbeitet, und den Wust und das Wirrsal, welche durch die Advokaten herbeigeschleppt worden, weniger schädlich macht. Dies hauptsächlich, dass die Streitfrage in Bezug auf die Thatsachen und damit häufig auch die Rechtsfrage durch Geschworne entschieden werden kann, ist das eine Heils- und Widerstandsmittel gegen die eingewurzelten Gebrechen

[1] Geschrieben 1851.

des bürgerlichen Rechts in den Vereinigten Staaten. Das andere Mittel ist der redliche Charakter der Richter, welche durchweg bei dem Volke in hohem Ansehen stehen und dieses Ansehen gerade dadurch zu behaupten suchen, dass sie bei ihren Entscheidungen den gesunden Menschenverstand und das Billigkeitsgefühl möglichst vorwalten lassen. Endlich wird auch ein sehr grosser Theil der im gewöhnlichen Verkehr vorkommenden Prozesse vor Friedens- und Schiedsgerichten entschieden und dem Laufe in die höheren Instanzen entzogen. Wird ein Prozess aber kunstmäßig betrieben, so vermag auch der gescheidteste Kopf das Endurtel nicht vorherzusagen, es sei denn, dass von einem angesehenen Gerichtshofe bereits eine Entscheidung in einem ganz ähnlichen Falle vorliegt. Die Menge und die sich kreuzenden Widersprüche der Gesetze, welche auf die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten Bezug haben, sind eben so unergründlich, als die Finten und Sprünge der Advokaten unabsehbar.

Die Vereinigten Staaten leiden nämlich noch an dem alt-englischen Rechtswesen. Dieses war in den Kolonieen eingeführt, und als sie sich die Unabhängigkeit erkämpft hatten, waren sie gescheidt genug, erst nur an die Änderung und Neugestaltung der politischen Verfassung Hand anzulegen, und dachten nicht daran, den bürgerlichen Rechtszustand, in welchen man sich einmal eingewöhnt hatte, umzustürzen, um neue Rechtsbücher und neue Gerichtsverfassung zu schaffen. Das hätten übrigens auch die Advokaten nicht gelitten.

Diese waren schon damals die zahlreichsten und einflussreichsten Sprecher und Führer des Volks und hatten aller Welt Geschäfte in Händen. Es war damals noch weniger wie jetzt ungewöhnlich, dass der Präsident, wie Fillmore that, einen Anwalt zum Kriegsminister berief. Den Advokaten vermögen weder die Grosshändler des Nordens, noch die Plantagenbesitzer des Südens die Stange zu halten; nur eine erst in neuerer Zeit in den Vereinigten

Staaten erstarkende, wenn auch noch im Geheimen wirkende Macht, nämlich das katholische Priesterthum, weiss auch die Advokaten zu übermeistern. Selbst Jefferson, der zum Heile des jungen Amerika jeder Aristokratie, ausser der des Talents, ein Ende gemacht, wagte sich nicht an die Advokaten und ihre Domaine, so schwer sich auch jener erhabene und in einem seltenen Grade vorurtheilslose Geist von dem hergebrachten Rechtswirrsal beengt und bedrückt fühlte. Die Advokaten in den Vereinigten Staaten erklären noch heute ganz offen: wenn man neue einfache Gesetzbücher einführe, in denen sich Jedermann Raths erholen könne, so seien ihre besten Studien umsonst und sie selbst auf den Sand gesetzt; sie hätten ihr Leben darauf gewandt, das geltende Recht mit seinen Praktiken, Kniffen und Pfiffen kennen und handhaben zu lernen zum Besten ihrer Mitbürger; es sei das grösste Unrecht von der Welt, sie auf einmal dieses ihres Handwerkszeugs zu berauben. Wenn man nun bedenkt, dass ein Advokat auf etwa 1000 weisse Menschen kommt, und wenn man ferner bedenkt, dass diese Menge von Anwälten in allen gesetzgebenden Gemeinde-, Staats- und Unions-Versammlungen das Übergewicht und die bedeutendsten Sprecher in ihrer Mitte hat, so kann man sich erklären, warum jeder Vorschlag auf Abwickelung des alten Rechtsknäuels an dem Spruche der Advokaten scheitert, welcher dahin geht: »Das Alte haben und kennen wir, das Neue ist ungewiss und gefährlich, lasst uns einstweilen am Alten festhalten.« Unterstützt werden sie dabei durch die Neigung ihrer Mitbürger, welche mit Vorliebe mehr oder weniger juristische Kenntnisse sich aneignen und gebrauchen: jeder Yankee ist einmal gewiss ein kleiner Advokat für seine eigene Person. Gerade dieses Recht mit seiner Fülle von Kriegslisten und Hinterhalten, mit seinen überraschenden Wendungen und Verwickelungen im Prozesse, mit seinen unvergleichlichen Gelegenheiten für Geistesschärfe, Schlagwitz und Zungenspiel der Advokaten sagt dem amerikanischen Charakter zu.

So konnte es denn nicht fehlen, dass zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung ausdrücklich als fortbestehend anerkannt wurde sowohl das gemeine englische Recht sammt Handels- und Seerecht, als auch die Gerichtsverfassung und Prozessordnung, wie sie von England herübergekommen war, und dass es in der Hauptsache so geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Vergebens blieben alle Forderungen, ein vernünftiges Rechtswesen zu schaffen, in welchem sich der Bürger doch in etwas zurechtfinden könne, ohne in seinen Prozessen von den Advokaten gänzlich abhängig zu sein. Vergebens ist dieser Übelstand in den gesetzgebenden Versammlungen der Staaten wiederholt gerügt. Einige Staaten haben Anfänge gemacht, aber sie erlahmten vor der Riesenarbeit und dem Widerstande, den sie fanden. Der Kaiserstaat (Empire State), wie sich der Staat von New-York mit Recht vor den anderen nennen kann, machte vor einigen Jahren starke Anstrengungen, eine bessere Rechtspflege zu erhalten. Die Landesgesetzgebung setzte schon 1847 eine Kommission nieder, um ein solches Gerichtsverfahren festzustellen, wie es die Parteien nach der Natur der Sache im schiedsrichterlichen Verfahren für das zweckmäßigste halten würden. Schon im folgenden Jahre war die neue Gerichtsordnung fertig und wurde eingeführt, aber theils vermochte sie die alten Übelstände keineswegs vollständig zu beseitigen, theils wurden alsbald die Klagen wieder laut, dass auch in den neuen strengeren Formen die Advokaten ihre alten Stückchen wieder aufspielten und die Parteien nicht viel besser daran seien, als früher.

Das Unwesen steckt hauptsächlich in dem geltenden Rechte selbst. Dieses gründlich kennen zu lernen, so dass man es beherrscht und selbstthätig in und aus demselben weiter schafft, ist geradezu unmöglich. Es gelten noch die Gesetze der englischen Könige und der englischen Parlamente, welche vor 700 und mehr Jahren entstanden sind, und in so vielen Jahrhunderten ist eine hübsche Anzahl derselben aufgezeichnet, die auf die gegenwärtigen Zustände

gar nicht mehr passen. Da das englische Recht in seinem ganzen Umfange aber, so wie es sich allmählich gebildet hat, von keinem Gesetzgeber jemals zusammengestellt ist, so muss man für jeden Rechtssatz erst sein legitimes Ansehen beweisen. Dazu dienen insbesondere die Vorentscheidungen der Gerichtshöfe, und auch bei diesen geht man in die vergangenen Jahrhunderte zurück. Die Hauptentscheidungen englischer und amerikanischer Gerichtshöfe sind gesammelt in den Records. Machen nun schon die eigentlichen Gesetze, welche noch gelten, eine stattliche Reihe von Folianten aus, so sind der Records noch mehr, als die Kirchenväter zusammengeschrieben haben, und das ist bekanntlich nicht wenig trotz der Abfälle, welche die verflossenen Jahrhunderte davon schon mit sich genommen haben. Man muss zuletzt zufrieden sein, wenn man in diesem Material sich nur einigermaßen zurechtzufinden weiss und die Hauptbegriffe und Hauptgrundsätze sich angeeignet hat, welche sich nach und nach herauskrystallisirt haben und in den Lehrbüchern von Story, Kent, Walker und Neueren niedergelegt sind.

Das einzige Heilmittel wäre in einem gründlichen und umfassenden Rechtsstudium zu suchen, welches die Rechtssätze in den Händen der Richter und Advokaten belebt und diese befähigt, damit wie mit ihrem freien geistigen Eigenthum zu schalten. Eine solche Rechtswissenschaft gehört nun in Amerika erst recht zu den frommen Wünschen. Die jungen Männer bringen in die Rechtsschulen nur sehr oberflächliche Vorkenntnisse mit, und die Rechtsschulen selbst leisten nur das Nothdürftigste. In den Advokatenschulen aber geht man nur darauf hinaus, sich die Handhaben für das Betreiben der Prozesse zu eigen zu machen, und lernt gerade so viel, als hinreichend scheint, um als Advokat Geld und damit auch Ansehen zu verdienen. Unter den Anwälten in den Vereinigten Staaten gibt es viele Männer von hohem ehrenhaften Sinn, von riesenmäßiger Geistesstärke und erstaunlicher Redegewandtheit, aber die

meisten, welche aus ihren Schulen hervorgehen, sind und bleiben Klopffechter und eine wahre Landplage.

Wir werden nun im Folgenden die Gerichtseinrichtung und das gerichtliche Verfahren zuerst im Allgemeinen, darauf in den peinlichen Fällen, dann in den gemeinen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche vor die Gerichte der einzelnen Staaten kommen, und endlich in den Rechtsfällen darstellen, welche den Bundesgerichten vorbehalten sind.

Alles Gerichtswesen in den Vereinigten Staaten richtet sich nach den vier Grundsätzen: dass die Rechtspflege öffentlich sei, dass sie mündlich sei, dass der Bürger von seinen Genossen gerichtet werde, dass die Gerichte von allen Staatsgewalten gänzlich unabhängig seien.

Alle Gerichtssitzungen, von der kleinsten bis zur höchsten, werden bei offenen Thüren gehalten, Jedermann hat unbehinderten Zutritt. Obgleich nun die Versammlung sich frei und ohne alle Verlegenheit und Förmlichkeit benimmt, als wäre Jeder in seinen eigenen vier Pfählen, so ist gleichwohl das öffentliche Rechts- und Anstandsgefühl so mächtig, dass die Versammlung, trotz mancher einem Europäer nicht gefälligen Szene, im Ganzen doch den Eindruck des Ernstes und der Würde macht und die Ordnung sehr selten gestört wird. Man sieht weder die langen Gesichter mit den Perücken und Amtsroben, noch hört man den ewigen Ruf des Gerichtsdieners »Ruhe, Ruhe!«, wie in den englischen Gerichtshöfen.

Schriftlich allein wird niemals verhandelt. Nur in sehr wenigen Fällen, z. B. wenn Nichtigkeitsklagen in den höchsten Gerichten, oder wenn Billigkeits- (Chancery-) Klagen angebracht werden, fordert das Gesetz, dass die Klage schriftlich eingereicht werde. Auch die Anklageakte muss schriftlich sein. Was sonst von Parteischriften vorkömmt, ist nichts Nothwendiges und findet nur der Bequemlichkeit der Richter und Advokaten wegen statt, um feste Anhaltpunkte für das, was eigentlich streitig ist, zu gewinnen. Aber wenn auch solche Schriftsätze vorliegen,

so muss doch die ganze Sache von Anfang bis zum Ende mündlich verhandelt werden. Die Zeugen müssen vor dem Gericht selbst sich hören lassen, und natürlich besteht die Kunst der Sachwalter darin, die Zeugen zu Gunsten ihrer Partei sprechen zu lassen. Das ist wichtiger, als die schlaueste und gehaltvollste Darlegung und Vertheidigung der Sache selbst.

Geschworner kann jeder Bürger sein. Im peinlichen Verfahren müssen sie mitwirken; ob sie es aber auch im bürgerlichen Rechtsverfahren thun sollen, hängt von den Parteien ab. Verwehrt können die Geschworenen keiner Partei werden, wenn sie darauf besteht. Dieses Grundgesetz ist selbst in der Konstitution der Vereinigten Staaten ausgesprochen. Zusatzartikel 7 lautet: »Bei allen gemeinbürgerlichen Rechtssachen, wo der in Streitfrage stehende Werth zwanzig Dollars übersteigt, soll das Recht des Verfahrens vor dem Geschwornengericht gewährleistet werden, und keine von demselben einmal verhandelte Thatsache soll auf andere Art, als den Vorschriften des gemeinbürgerlichen Gesetzes gemäß, von einem anderen Gerichtshofe der Vereinigten Staaten wiederholt untersucht oder geprüft werden.« Eben so bestimmt Art. 8, § 8 der Verfassungsurkunde des Staates Ohio: »Dass das Recht, eine Sache vor einem Geschwornengericht zu führen, unverletzlich sein soll.« Die rechtsgelehrten Richter haben nur den Gang der Verhandlung zu leiten und auf das, was die Geschwornen aussprechen, das Gesetzbuch anzuwenden.

Die Gerichte selbst aber brauchen weder von irgend einer gesetzgebenden Versammlung, noch vom Gouverneur oder sonst einem Beamten rücksichtlich der Sachen, die vor ihnen verhandelt werden, irgend einen Befehl anzunehmen: sie halten sich lediglich an das Recht und die Thatsachen, welche vor sie gebracht werden. Jeder Eingriff in die Unabhängigkeit der Gerichte würde sofort von jedem Bürger als die gröbste Volksbeleidigung gefühlt, aber auch geahndet werden. Jeder Richter ist für die ihm

bestimmte Amtszeit unabsetzbar, es sei denn, dass die zweite Kammer der Landesgesetzgebung ihn vor der ersten, dem Senate, wegen schlechter Amtsführung öffentlich anklagt und dieser, nach öffentlichem Gericht über den ungerechten Richter, dessen Entlassung ausspricht, die furchtbarste Strafe, die einen Mann treffen kann.

Die Richter selbst werden aus der Klasse der Rechtsgelehrten, in vielen Staaten durch gemeinschaftliche Abstimmung beider Kammern, in anderen durch den Statthalter und in einigen vom Volke unmittelbar gewählt. Ihre Amtsdauer ist von vorn herein auf 4, 5, 6, 7, 8, 12, 15 Jahre bestimmt, oder auch auf Wohlverhalten, jedoch in einigen Staaten niemals über das 60. oder 65. oder 70. Lebensjahr hinaus. So werden in Georgia die Richter der Untergerichte alle vier Jahre vom Volke gewählt. In Mississippi werden die Richter der höheren Gerichtshöfe auf sechs, die der niederen auf vier Jahre gewählt. In Tennessee und Ohio wird die Wahl von beiden Kammern vollzogen, in diesem Staate auf sieben Jahre, in jenem auf zwölf und acht Jahre. In Illinois, Virginia, Nordkarolina geschieht die Wahl auf dieselbe Weise, aber auf Wohlverhalten d. h. auf Lebenszeit. In Pennsylvanien, Indiana und Missouri werden die obersten Richter vom Gouverneur erwählt und vom Senate bestätigt. Das Gehalt der Richter ist sehr mäßig, und sie beziehen auch keine Sporteln: ihr Ansehen im Volk ist aber desto grösser. Es ist ein so ehrenhafter Sinn unter den höheren Richtern, dass sie es für angemessen halten, wenn der Richter sich am Parteigetriebe nicht betheiligt, um seine volle Unabhängigkeit nach allen Seiten hin zu bewahren. — Der Friedensrichter wird dagegen überall unmittelbar vom Volke, meist auf drei Jahre, gewählt und zieht auch die Gerichtssporteln.

Zu jedem Gerichte gehören ausser Richter und Geschwornen der Gerichtsschreiber (Clerk) oder Aktuar, welcher die angemeldeten Prozesse nach der Zeit ihrer Anordnung verzeichnet und vorlegt und bei der Verhandlung

das Protokoll führt; der Gerichtsvollzieher (Sheriff), auch Gerichtsmarschall genannt, welcher die Geschwornenlisten anfertigt, und die Geschwornen, auf welche die Wahl gefallen ist, herbeiholt, die Gerichtssprüche vollzieht und überhaupt für die äussere Ordnung und Sicherheit des Gerichts Sorge trägt; endlich die Gerichtsdiener (Constables), welche dem Sheriff zu Gebote stehen, den Beklagten vorladen oder in Kriminalfällen verhaften und zugleich als Polizei dienen. Ausserdem gibt es in jedem Bezirke mindestens einen Beamten zur sofortigen Feststellung eines groben Verbrechens, als Mord, Todtschlag, Raub u. s. w., welcher noch der Coroner genannt wird. Er kann bei jedem Verbrechen dieser Art die ersten zwölf Männer, die er findet, zusammenrufen, besichtigt mit ihnen den Todten und die näheren Thatumstände des Verbrechens und gibt ein Urtheil über die nächste Ursache jedes Todesfalls u. s. w. ab.

Die Hauptgerichte sind die Bezirksgerichte, County-Courts. Sie gelten für Strafsachen allein; zudem in der Regel auch für alle Klagen, welche über hundert Dollars gehen, so wie in den meisten Staaten für Vormundschafts-, Vermögensverwaltungs-, Testaments- und Einbürgerungssachen. Häufig ist jedoch für die Vormundschaftssachen ein besonderer Richter (Judge of Probate), und in grösseren Städten für die gewöhnlichen bürgerlichen Prozesse ein besonderer Gerichtshof (Court of Common Pleas) angestellt. Jeder Bezirk (County) hat in der Bezirksstadt sein Gerichtshaus. Drei- bis viermal im Jahre, auch noch öfter, ist dort Gerichtstag. Dann kommen die Männer der Umgegend hergeritten und hergefahren, Angelegenheiten jeder Art werden besprochen, Geschäfte gemacht, und die Amtsbewerber halten ihre politischen Reden, feurig und donnernd, wenn sie auch nur auf einem Baumstamm (Stumpf) stehen, daher ihre Reden Stump speeches heissen. Sind die Richter im Gerichtssaal, so ziehen Parteien, Advokaten, Zeugen, Geschworne und der ganze Umstand hinauf, man begrüsst sich, setzt oder stellt sich umher, und mit Ruhe und Auf-

merksamkeit wird die ganze Verhandlung verfolgt. Auf dem Gerichtsstuhl in der Mitte sitzt der Präsident und ihm zu jeder Seite mindestens ein Hülfsrichter. Jeder Staat ist nämlich in Gerichtssprengel eingetheilt und für jeden ein Präsident angestellt. Dieser muss in demselben wohnen, ist meist Mitglied des höheren Gerichtshofes, und zieht während der Zeit, wo dieser Ferien hat, von einer County zur anderen, um an den festgesetzten Gerichtstagen auf deren Gerichtshause zu sein. Dort findet er sammt Sheriff und Konstabler der County auch die Hülfsrichter, welche in der County wohnen müssen und keinen Gehalt, sondern blos Tagegelder beziehen. Anwesend ist auch der Staatsanwalt (State Attorney), um die Rechte des Staats in Bezug auf die Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher wahrzunehmen.

Das Verfahren in Strafrechtssachen ist nun folgender Art:

Sind Richter und Umstand im County-Court versammelt, so ruft der Gerichtsvollzieher die Eröffnung des Gerichts aus, und der Präsident setzt aus der ihm vorgelegten Liste die Anklagekammer (die grosse Jury, Grand Jury) aus 13 bis 23 Geschwornen zusammen, »guten und rechtlichen Männern«, welche im Bezirke selbst wohnhaft sein müssen, also die Thatumstände, den Angeklagten und die Zeugen schon mehr oder weniger kennen. Nachdem der Präsident sie vereidigt und auf ihre Pflicht aufmerksam gemacht hat, dass sie ihre Verhandlungen geheim zu halten und unparteiisch ohne Rücksicht auf Stand, Herkunft und Reichthum nicht die Person, sondern blos die Sache in's Auge zu fassen haben, erwählen sie ihren Vormann und ziehen sich in ein Zimmer zurück, zu welchem Niemand Eintritt hat, als den sie vorladen. Die Anzeige eines Verbrechens bei ihnen steht Jedermann frei, sie dürfen den Ankläger aber nicht nennen. In der Regel hat aber bereits ein Vorverfahren bei dem Friedensrichter stattgefunden, der ihnen die vorgekommenen Kriminalfälle mit den nöthigen No-

tizen unterbreitet. In Strafrechtssachen erlässt nämlich der Friedensrichter, sobald eine Anzeige bei ihm eingegangen und eidlich erhärtet ist, Verhafts- und Durchsuchungsbefehle und führt die Voruntersuchung, indem er auch die Zeugen vernimmt. Er entscheidet dann, ob der Angeschuldigte, wenn er ihn für unschuldig hält, gänzlich freizugeben, oder ob und gegen welche Bürgschaft der Angeklagte einstweilen auf freien Füssen zu lassen, oder ob der Verbrecher in das Bezirksgericht zu bringen und darin bis zum nächsten Gerichtstage festzuhalten sei. Letzteres geschieht immer bei Hochverrath und Mord.

Die Gesetze der Nation sowohl, als der einzelnen Staaten, haben über den Kriminalprozess genaue Bestimmungen. Zusatzartikel 5 der Bundesakte besagt: »Niemand soll wegen eines Kapital- oder anderen infamirenden Verbrechens anders zu Rede und Antwort gehalten sein, als auf eine Anklage der Grand Jury, mit Ausnahme in den bei der Land- und Seemacht oder in der Miliz, wenn dieselbe in Zeiten des Krieges oder öffentlicher Gefahr sich im aktiven Dienst befindet, vorkommenden Fällen. Auch soll Niemand wegen eines und desselben Vergehens zweimal in Gefahr um Leib und Leben gesetzt, auch nicht in irgend einem Kriminalfalle genöthigt werden, Zeugniss gegen sich selbst abzulegen, noch anders als auf gehörigem gesetzlichen Vorgang des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums beraubt werden«. Art. 6. »Bei allen peinlichen Gerichtsverhandlungen soll der Angeklagte das Recht eines raschen und öffentlichen Verfahrens durch eine unparteiische Jury des Staates oder Bezirks geniessen, worin das Verbrechen begangen wurde; auch muss der Bezirk vorher durch das Gesetz fest ausgemacht und der Angeklagte über die Natur und Ursache der Anklage unterrichtet sein. Er soll ferner das Recht haben, mit den Zeugen gegen ihn konfrontirt zu werden, Zwangsverfahren anzuwenden, um Zeugen zu seinen Gunsten zu erhalten, und soll den Beistand eines Anwalts zu seiner Vertheidigung haben«. Art. 8. »Weder übermäßige

Bürgschaften sollen gefordert, noch übermäßige Geldbußen auferlegt, noch grausame und ungebräuchliche Körperstrafen verhängt werden.« — In der Verfassungsurkunde des Staates Ohio sind im Art. 8 darüber noch genauere Bestimmungen vorgesehen. Sie lauten: »§ 10. Dass Niemand, der im Gefängniss sich befindet, mit unnöthiger Strenge behandelt werden soll, und dass Keiner, der wegen eines Verbrechens angeklagt ist, darüber Rede zu stehen hat, es sei denn, er sei angeklagt vor einem Friedensrichter, vor der grossen Jury, oder vor der Gesetzgebung. § 11. Dass der Angeklagte in allen Kriminalklagen das Recht haben soll, sowohl sich selbst zu vertheidigen, als sich durch Advokaten vertheidigen zu lassen; die Natur und Ursache der Klage gegen sich zu verlangen und eine Abschrift davon zu haben; mit Gewalt die Gegenwart von Zeugen zu erzwingen und, im Fall Jemand von der grossen Jury angeklagt werden sollte, ein schnelles öffentliches Verhör vor einem unparteiischen Geschwornengericht des Bezirks oder Distrikts, worin das Vergehen oder Verbrechen begangen ist, zu verlangen; dass der Angeklagte ferner nicht gezwungen werden soll, Zeugniss gegen sich selbst zu geben, noch dass er zweimal für dasselbe Vergehen oder Verbrechen eingezogen oder bestraft werden soll. § 12. Dass Jeder mit gehöriger Sicherheit für sich Bürgschaft leisten kann, ausgenommen bei Kapitalverbrechen, wenn der Beweis darin klar und die Vermuthung gross ist, und dass die Gesetzwohlthat der Habeas-Corpus-Akte nicht aufgehoben werden soll, wenn es nicht die öffentliche Sicherheit, wie in Fällen von Aufruhr oder feindlichem Einfall, erfordern sollte. § 13. Dass keine zu grosse Bürgschaft gefordert, keine zu harte Strafe verhängt und keine grausame und ungewöhnliche Strafe vollzogen werden soll. § 14. Dass alle Strafen im Verhältniss zu der Natur des Vergehens oder Verbrechens sein sollen. § 17. Dass Niemand wegen eines in diesem Staate begangenen Vergehens aus dem Staate fortgeschafft werden kann. § 21. Dass Niemand in diesem Staate, — ausgenommen die, welche

in der Armee der Vereinigten Staaten oder in deren Seemacht angestellt sind, oder unter der Landwehr sind und wirkliche Dienste leisten, — einer körperlichen Züchtigung unter den Militärgesetzen unterworfen sein soll.«

Durch solche Bestimmungen, welche in die Grundgesetze der Staaten aufgenommen wurden, suchte man der Rohheit und dunkeln Fassung der überlieferten alt-englischen Gesetze abzuhelfen und der Strafgewalt und Kompetenz der Kriminalgerichte und deren Beamten einen bestimmten Weg vorzuzeichnen. Diese Grundgesetze sind aber auch, da sie bereits in den Elementarschulen den Kindern gelehrt werden und ihre Anwendung täglich vor Aller Augen vor sich geht, einem jeden Bürger fest eingeprägt und stets gegenwärtig. Jede Überschreitung derselben, deren sich ein Friedensrichter oder ein Gerichtshof schuldig machen würde, hätte unfehlbar eine verderbliche Anklage vor der Landesgesetzgebung zur Folge. Dieses Volk, welches seine Beamten stets in seiner Gewalt hat, wacht unaufhörlich, gleichsam unbewusst, darüber, ob sie sich streng an die Gesetze halten. Dagegen hat aber auch die öffentliche Meinung einen Einfluss auf Beamte, Richter und Geschworene, der sie nicht selten vom Pfade unparteiischer und strenger Gerechtigkeit ablenkt. Die öffentliche Meinung ist die Herrscherin in diesem Lande, sie vermag auch das Recht zu brechen, und wenn nicht anders, so äussert sie darin ihre Gewalt, wie ihr zu Gefallen die Geschwornenliste zusammengesetzt wird. Ein Eingewanderter hat selbst vor den Kriminalgerichten einen schlimmeren Stand, als der Eingeborne (native), und der Letztere findet, wenn er eine Übelthat gegen einen Eingewanderten begangen hat, tausend Mittel und Wege, sich aus der Schlinge zu ziehen. Ist gar ein Farbiger oder Neger der Ankläger, so muss das Verbrechen öffentlich geschehen und von der empörendsten Art sein, wenn der Angeklagte nicht der verdienten Strafe entgehen soll.

Doch wir kehren zum Verfahren des Kriminalgerichts zurück. Die Geschwornen der Anklagekammer oder der

grossen Jury prüfen in ihrem verschlossenen Zimmer alle Anklagen (Presentments), die vom Friedensrichter oder sonst Jemand vor sie gebracht werden, sie hören und vereidigen Ankläger und Zeugen, jedoch nicht den Angeklagten oder seinen Vertheidiger, und erlassen Ladungen und Verhaftsbefehle, welche sofort vollzogen werden. Haben sie sich überzeugt, dass wirklich ein Verbrechen vorliegt, so erheben sie im Namen ihres Staates die Anklage und beauftragen den Staatsanwalt, die Anklageakte (true bill) abzufassen. Art. 3, § 12 der Verfassungsurkunde von Ohio sagt über dieselbe: »Der Titel aller Klagen soll sein »der Staat Ohio«. Alle Kriminalklagen sollen im Namen und unter der Autorität des Staates Ohio angebracht werden und sollen in der Anklageschrift mit den Worten endigen: »gegen den Frieden und die Würde desselben.« — Die Anklageschrift selbst ist kurz und gedrängt und enthält nur die nothwendigsten Angaben. Die Anklagekammer kann auch nach ihrem eigenen Wissen, ohne dass sich ein anderer Ankläger vor ihr gestellt hat, eine Anklage erheben, dann heisst diese ein Indictment. Sobald eine Anklageschrift dem Präsidenten des Gerichtshofes überreicht worden, verliest der Gerichtsschreiber die Namen von sechsunddreissig, resp. achtundvierzig neuen Geschwornen, ebenfalls »guten und rechtlichen Männern«, welche im Bezirke selbst wohnen; es werden zwölf davon ausgeloost, um das eigentliche Geschwornengericht (petty jury, auch traverse jurors genannt) zu bilden, und die öffentliche Verhandlung beginnt. Ein Fall nach dem anderen wird nach der Reihenfolge, welche der Gerichtsschreiber darüber angefertigt hat, vorgenommen.

Der Angeklagte erhält die Anklageschrift mit Angabe der Zeugen und der richtenden Geschwornen. Sein Anwalt, den im Falle der Armuth der Richter ihm von Amts wegen zuordnet, sucht zuerst aus der Anklageschrift selbst Einwendungen herzunehmen. Ist nämlich darin irgend ein Formfehler begangen, z. B. der Name des Angeklagten oder

das Verbrechen oder das Datum nicht ganz genau bezeichnet, so kann darauf hin die ganze Anklage umgestossen (quashed) werden, und der Angeklagte ist sofort frei. Nur bei schweren Verbrechen kann der Richter dann einen neuen Verhaftsbefehl erlassen oder der Staatsanwalt darauf dringen. Sind aber keine Formfehler der Anklageschrift darzuthun, so folgt das Verhör. Der Gerichtsschreiber ruft den Angeklagten auf, liest die Anklage vor und fragt ihn: »Seid Ihr schuldig?« Der Angeklagte, welcher aber niemals in Fesseln sein darf, erwidert: »Nicht schuldig«, oder er schweigt still, dann wird angenommen, er erkläre sich für nichtschuldig, oder er gesteht seine Schuld ein, dann muss der Richter ihm über das Bedenkliche seines Eingeständnisses Vorhaltungen machen. Die fernere Frage lautet dann: »Wie wollt Ihr gerichtet sein?« — Antwort: »Durch mein Land!« oder »Durch Gott und mein Land!« — »Möge Gott Euch gnädig sein!« Jetzt setzt sich der Angeklagte wieder neben seinem Vertheidiger nieder, und dieser prüft die Liste der Geschwornen. Ohne allen Grund kann er bei todeswürdigen Verbrechen nach einander zwanzig, bei anderen zehn, bei kleineren Verbrechen sechs verwerfen; dem Staatsanwalt steht dasselbe Recht zu gegen je zehn, je fünf und je drei. Gegen die auf der Liste übrig bleibenden Geschwornen kann der Angeklagte seine Einwendungen vorbringen (challenge); werden sie richtig und erheblich befunden, so ladet der Gerichtsvollzieher andere Männer aus dem Bezirk, jedoch keine Beamten oder Advokaten, zu Geschwornen vor, bis ihrer endlich zwölf beisammen sind, gegen welche keine Einwendung begründet werden kann. Sie werden nun vereidigt: »dass sie recht und wahrhaft richten wollen zwischen dem Volke von (z. B. Missouri) und N. N., dem Gefangenen, vor den Gerichtsschranken, wie es das Gesetz und der Beweis verlangt.«

Der Staatsanwalt setzt ihnen nun den Fall aus einander und lässt seine Zeugen vortreten, welche vor der Aussage

den Wahrheitseid ablegen. Der Vertheidiger kann erst ihre Aussagen selbst anfechten und, wenn sie nicht vollständig auf die Worte der Anklageschrift passen, sie als nicht gegen den gegenwärtigen Angeklagten gerichtet bezeichnen und dessen Freisprechung verlangen. Ist keine Aussicht, die Identität des Angeklagten mit dem Verbrecher zu verdunkeln, so beginnt der Vertheidiger das Kreuzverhör und zeigt darin seine Gewandtheit, dass er aus den Zeugen Widersprüche oder Aussagen zu Gunsten des Angeklagten hervorlockt. Es ist erstaunlich, was die amerikanischen Advokaten darin an Kunststückchen leisten, und wie sie einen Zeugen können Dinge sprechen machen, die ihm im Traume nicht eingefallen sind. Überhaupt wird man finden, dass das ganze Verfahren z. B. vor einem preussischen Schwurgerichtshofe einfacher und würdiger ist. Nach dem Zeugenverhör hält der Staatsanwalt verklagend, der Vertheidiger entlastend seine Rede, und zuletzt kann, wenigstens in einigen Staaten, der Richter die ganze Verhandlung den Geschwornen noch einmal kurz in's Gedächtniss zurückrufen. Die Fragen an die Geschwornen stellt er allein, jedoch können ihm die Vertheidiger schriftliche Bemerkungen über die Rechtsfragen für die Geschwornen übergeben; diese braucht der Richter jedoch nur nach eigenem Ermessen den Geschwornen zu überreichen. Die Geschwornen werden in ihrem Zimmer von Allen abgeschlossen und bekommen nur Wasser, aber nichts zu essen, bis sie über ihren Ausspruch sich einigen. Können sie nicht einig werden, so muss der Fall bei der nächsten Gerichtssitzung vor einer neuen Jury wiederum verhandelt werden. Lautet aber ihr Wahrspruch, welchen ihr Vormann dem Richter erklärt, auf »Nichtschuldig«, so wird der Angeklagte sofort in Freiheit gesetzt, und wenn später auch die klarsten Beweise seiner Schuld entdeckt werden, so kann er doch desselben Verbrechens wegen nicht wieder vor's Gericht gestellt werden. Sprechen die Geschwornen einstimmig das »Schuldig« aus, so kann der Angeklagte noch Strafminderungszeugen vorbringen und

erhält dann von den Richtern sein Urtel. Der Gouverneur des Staates hat das Recht, ihn zu begnadigen, ausser wo ein öffentlicher Beamter wegen eines Amtsvergehens verurtheilt ist.

Was nun die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten betrifft, so ist zuvörderst der Unterschied zwischen Prozessverfahren in law und in chancery oder equity ins Auge zu fassen. Das Gericht, welches gewöhnlich auf die law lossteuert, kann sich auch in ein Billigkeitsgericht, Court of Chancery, verwandeln, und diese Befugniss ist ein Mittel, den Advokaten den Weg zu einer so meisterhaften Verwirrung des Rechtspunktes offen zu halten, dass es nicht wenig schwer ist, hernach den eigentlichen Kern der Sache wieder herauszufinden. In einigen Staaten gibt es besondere Chancerygerichte, in anderen, wie in Pennsylvanien, sind sie sehr beschränkt. Die neue Prozessordnung des Staates New-York hat die Chancerygerichte ganz abgeschafft, ohne jedoch etwas Wesentliches zu erreichen, weil eben das geschriebene Gesetz, the Common Law, so unvollkommen und unvollständig ist. Findet Jemand für ein Recht, welches er behaupten will, in den geschriebenen Gesetzen keinen bestimmt zutreffenden Rechtssatz (no remedy in common law), so bringt er seine Klage in chancery vor, d. h. die Sache soll nun in ähnlicher Weise, wie einst in Rom vor dem Prätor, nach der Analogie aus den geschriebenen Gesetzen, nach Schlüssen und Folgerungen aus Rechtsbegriffen und Rechtssätzen und nach ähnlichen Entscheidungen alter und neuer Gerichtshöfe entschieden werden. Während das Verfahren nach gemeinem Recht hauptsächlich mündlich ist, ist es vor dem Billigkeitsgerichte hauptsächlich schriftlich; auch die Aussagen der Zeugen müssen schriftlich vorliegen, und sowohl der Kläger, als der Beklagte können selbst Zeugniss ablegen. Keineswegs aber soll das Chancerygericht blos nach dem entscheiden, was im einzelnen Falle gerade menschlich und billig erscheint.

Ausser in chancery ist das Prozessverfahren gewöhnlich

folgendergestalt. Der Kläger oder sein Anwalt lässt nicht, wie dort, eine förmliche, wohlausgestattete Klageschrift, sondern nur einen kurzen Aufsatz, in welchem Grund und Betrag seiner Forderung klar bezeichnet sind, dem Gegner übergeben; dieser erste Schriftsatz heisst bei den niederen Gerichten Bill of particulars, bei den höheren declaration. Der Verklagte macht ebenfalls ganz kurz und schriftlich seine Gegenerklärung (plea). Kommen in seiner Klagebeantwortung neue Thatsachen vor, so kann der Kläger darauf noch einmal repliziren und der Verklagte dupliziren. Steht durch diesen unter den Parteien stattfindenden Schriftwechsel fest, was zugestanden und was verneint wird (ist die Sache at issue), so findet am nächsten Gerichtstage die mündliche Verhandlung (trial) vor dem Richter und Geschwornen statt, und auch hier erfolgt, nachdem die Parteien ihre Zeugen haben sprechen lassen und gegenseitig in's Verhör genommen haben, sofort das Urtel. Die zwölf Geschwornen, welche jedoch nur auf Verlangen einer Partei mitwirken, und an welche sich dann die gegenseitigen Anwälte mit ihren Rechtsausführungen hauptsächlich wenden, erklären sich: ob der Klagegrund thatsächlich richtig oder unrichtig sei, und der Richter spricht auf Grund dieser Entscheidung aus, was nach den Gesetzen daraus folgt. Rechtsberufungen an einen höheren Gerichtshof sind im Ganzen nicht häufig. Es kann aber auch, wenn irgend ein Mangel bei der Verhandlung von einer Partei dargethan wird, bei demselben Gerichtshofe, der zuerst erkannt hat, die Sache von neuem verhandelt (new trial) und das erste Urtel durch ein anderes aufgehoben werden. Ein Formmangel ist aber für manchen Advokaten bald aufzufinden, da das ganze Verfahren, insbesondere bei den Fragen, welche an die Parteien, die Zeugen und die Geschwornen gerichtet werden, mit veralteten und ängstlichen Formen überladen ist.

Die Steigerung der Gerichtshöfe ist nun in allen Staaten eine dreifache. Drei Arten von Staatengerichten gibt es

überall, wenn auch in einigen Staaten einzelne bestimmte Streitsachen, welche in anderen nach der Regel zusammen vor das Hauptgericht, das Bezirks- oder Countygericht gehören, unter mehrere einander beigeordnete Gerichte vertheilt sind. Dies ist namentlich in den grossen Städten der Fall. So heisst in New-York der Gerichtshof für die gemeinen bürgerlichen Prozesse, welche nicht vor den Friedensrichter kommen, Court of Common Pleas, der Gerichtshof in Sachen des Seerechts Marine-Court, der gewöhnliche Kriminalgerichtshof Court of Oyer and Terminer, der Kriminalgerichtshof für Amtsvergehen und Überschreitung der Amtsbefugnisse (Misconduit, schlechte Aufführung der Beamten) Court for the Trial of Impeachments.

Die untersten Richter sind die Friedensrichter. Sie werden überall unmittelbar vom Volke, und zwar gewöhnlich auf drei Jahre, gewählt. Sie brauchen nicht Rechtsgelehrte zu sein, man nimmt aber doch solche dazu, welche einige Rechtskenntnisse bewährt haben. Ihr Amt ist gewöhnlich die erste Stufe, auf der man zu den höheren Ämtern im Staate emporklimmt. Parteirücksichten sind bei ihrer Wahl keinesweges abwesend. Die Gerichtsbarkeit der Friedensrichter in Schuldsachen geht bis auf höchstens 100 Dollars, in Ohio und einigen anderen Staaten auch bis auf 200 Dollars bei klaren Schuldurkunden (Judgment notes), in welchen Jemand seine Schuld, so wie auch ferner bekannt hat, dass er vor jedem Friedensrichter zu Recht stehen und keine Appellation einlegen, keine Bürgen für sich stellen und auch keinen Aufschub bei der Pfändung verlangen wolle. Für Klagen auf Besitz und Eigenthum ist das Gericht des Friedensrichters nicht statthaft. Auf Verlangen der Parteien beruft er sechs Geschworne. Bei kleinen Vergehen und kleinen Beleidigungen hat er volle Gerichtsbarkeit. Ausserdem liegt ihm als Polizeirichter die Wahrung der öffentlichen Ruhe und Ordnung insbesondere ob, und er hat auch für die Beschäftigung von Armen und Herumstreichern, für die Verhaftung der Schuldigen und Feststel-

lung des Thatbestandes eines Verbrechens Sorge zu tragen. Da er nicht unbedeutende Sporteln bezieht, so ist sein Amt in belebten Stadtvierteln oft ziemlich einträglich.

Von der Stellung des Hauptgerichts, des Bezirks- oder Countygerichts ist bereits die Rede gewesen. Dasselbe hat ungefähr die Kompetenz, wie bei uns die Land- und Amtsgerichte. Es ist zugleich die Appellations-Instanz für die vom Friedensrichter gefällten Erkenntnisse.

Die Appellations-Instanz für die Bezirksgerichte bilden die Obergerichte (Supreme oder Superior Courts, auch wohl Courts of Appeals und Courts of Error). Je nach dem Antrage des Klägers oder in Strafrechtssachen des Angeklagten kann in einigen Staaten ein Prozess, dessen Gegenstand sich über tausend Dollars oder auf die Anschuldigung eines Mordes erstreckt, gleich von Anfang an vor den Obergerichten verhandelt werden. Gewöhnlich haben sie auch in Ehescheidungssachen allein zu erkennen, welche jedoch wieder anderswo, z. B. in Pennsylvanien, vor die Landesgesetzgebung gehören. In Fällen der Appellation untersuchen die Obergerichte Thatsachen und Gesetz noch einmal. Wird blos deshalb, weil gegen ein Gesetz verfahren oder geurtelt ist, die Sache an ein oberes Gericht gebracht, so entscheidet dieses blos über die Rechtsfrage und schickt die Sache, wenn es das erste Urtel umstösst, zur neuen Verhandlung an das erste Gericht zurück. Der Oberrichter sind gewöhnlich vier oder acht, und sie reisen durch den Staat, um in jedem Bezirk einmal des Jahres Gerichtstag zu halten, zu welchem jedoch zwei von ihnen genügen.

Für diejenigen Sachen, welche in erster Instanz vor die Oberrichter gelangen, bilden in der Regel die versammelten Oberrichter die Appellationsinstanz. Sie versammeln sich mindestens einmal des Jahres in der Hauptstadt des Staates und entscheiden dann in jenen Sachen, wenn appellirt ist, und in solchen Rechtshändeln und Rechtsfragen, in welchen die richtige Entscheidung zweifelhaft gewesen.

Man nennt das versammelte Gericht dann auch Court in bank. Von einer Aufsicht über und von prozessleitenden Verfügungen an die Untergerichte, wie sie im Wege der Beschwerde in Deutschland gebräuchlich, ist übrigens bei den Obergerichten in Amerika keine Rede: die Selbständigkeit jedes Gerichts ist möglichst gewahrt, die Abwesenheit einer ständig die Aufsicht führenden Behörde lässt aber manche Inkonvenienzen aufkommen.

Obgleich nun die Richter nur einen geringen Gehalt und mit Ausnahme der Friedensrichter keine Sporteln beziehen, so ist dennoch die Rechtspflege in den Vereinigten Staaten sehr theuer. Was kein anderes Land so vorzüglich aufzuweisen hat, wie Deutschland, das entbehren die Vereinigten Staaten vollends, nämlich eine billige und schleunige Rechtspflege. Die Gebühren für die Gerichtsvollzieher, Gerichtsboten, Zeugen, Geschwornen und insbesondere für die Advokaten summen sich gleich zum Verzweifeln auf. Schlimm ist es dabei, dass jede Partei, obgleich sie ohne Advokaten verrathen und verkauft ist, dennoch ihren Anwalt selbst bezahlen muss; in Ohio jedoch muss der verlierende Theil dem gewinnenden fünf Dollars an Advokatengebühren zahlen, was so viel wie gar nichts ist. Auch würde man sich sehr täuschen, wenn man vermöge des öffentlich-mündlichen Verfahrens auf ein schnelles Zuendebringen des Prozesses rechnete. Der Verklagte hat gar zu viele Hinterthüren, um die Sache in die Länge zu ziehen, und die Zwischenräume von einem Gerichtstage zum anderen sind, namentlich bei den höheren Gerichten, nicht kurz. Und hat man endlich gewonnen, so ist es, was die Exekutionsinstanz betrifft, gar nicht selten, dass man doch nur das leere Nachsehen hat. Der Schuldner ist sehr häufig nicht pfandbar. Abgesehen davon, dass man in allen Staaten dem Schuldner das nothwendige Haus- und Geschäftsgeräth sammt zugehörigem Feld- und Vieh-Inventar, und in einigen Staaten, wie in Wisconsin und New-York, auch seinen Grundbesitz bis auf eine zu seinem Unterhalt hinreichende

Anzahl Äcker nicht antasten darf, so hat er ausserdem noch Zeit genug, Alles auf die Seite zu bringen, ehe der Gerichtsbote kömmt, um zu pfänden. Selbst dem muthwilligen Bankerottirer ist es leicht gemacht, sich Rechtswohlthaten zu verschaffen, um Vermögen und ehrlichen Namen zu retten.

Aus diesem Allen geht hervor, dass nirgends in der Welt das Sprüchwort: »ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozess« besser angewandt ist, als in den Vereinigten Staaten.

Es bleibt noch übrig, das Bundesgerichtswesen zu bezeichnen.

Gleichwie der Bund, die Union, eigene Verwaltung, gesetzgebende Körper, Heere und Flotten, Posten und Schatzkammern hat, so hat er auch sein eigenes Gerichtswesen, welches von den bisher geschilderten Staatengerichten gänzlich unabhängig, aber in allen Staaten in Wirksamkeit ist. Die Bundesakte Art. 3 § 1—3 bestimmt darüber Folgendes: »Die richterliche Gewalt in den Vereinigten Staaten soll von einem obersten Gerichtshofe und solchen Untergerichtshöfen bekleidet werden, wie sie der Kongress von Zeit zu Zeit verordnen und einrichten mag. Die Richter des obersten Hofes, wie der unteren Gerichtshöfe, sollen, so lange sie sich eines guten Betragens befleissigen, ihre Ämter behalten und zu festgesetzter Zeit für ihre Dienste eine Geldvergütung empfangen, die während der Dauer ihrer Amtsverwaltung nicht verringert werden darf. — Diese richterliche Gewalt soll sich ausdehnen über alle Fälle von Gesetz und Billigkeit, die unter dieser Konstitution, unter den Gesetzen der Vereinigten Staaten und den unter der Autorität derselben gemachten oder noch zu machenden Verträgen sich ereignen; über alle Fälle, welche Gesandte und andere öffentliche Geschäftsträger und Konsuln betreffen, über alle Fälle der Admiralität und der Seegerichtsbarkeit; über Streitigkeiten, worin die Vereinigten Staaten eine Partei bilden; über Streitigkeiten

zwischen zweien oder mehreren Staaten, zwischen einem Staat und den Bürgern eines anderen Staats, zwischen den Bürgern verschiedener Staaten, zwischen Bürgern eines und desselben Staates, welche auf Ländereien, die ihnen unter Rechtstiteln von verschiedenen Staaten gewährt worden sind, Ansprüche machen, und zwischen einem Staat oder dessen Bürgern und fremden Staaten, deren Bürgern oder Unterthanen. — In allen Fällen, welche Gesandte und andere öffentliche Bevollmächtigte und Konsuln betreffen, und in solchen, wo ein Staat eine Partei ist, soll der oberste Hof ursprüngliche Gerichtsbarkeit besitzen. In allen anderen vorerwähnten Fällen soll der oberste Gerichtshof die Appellations-Gerichtsbarkeit haben, sowohl in Sachen, was das Recht, als was die Thatsache betrifft, mit solchen Ausnahmen und unter solchen Anordnungen, wie sie der Kongress machen wird. — Die Gerichtsbarkeit über alle Verbrechen, mit Ausnahme der Anklage vor dem Senat, soll durch's Geschwornengericht geschehen, und ein solches Verfahren in denjenigen Staaten stattfinden, in welchen das Verbrechen begangen wurde; wenn es aber nicht innerhalb irgend eines der Staaten begangen worden, so soll das Gericht an den Orten stattfinden, die der Kongress dazu durch's Gesetz festgesetzt haben wird.«

Diesen Bestimmungen gemäß sind die Vereinigten Staaten von Bundes wegen in Gerichtssprengel eingetheilt und in jedem Gerichtssprengel Gebietsgerichte, Distriktsgerichte, Kreisgerichte und über allen der oberste Gerichtshof in Washington angeordnet.

Dasjenige Land, aus welchem sich noch keine Staaten gebildet haben, gehört der Union und wird von ihr verwaltet. Es ist in Gebiete (Territories) eingetheilt, und jedes dieser weiten Gebiete, welche die Ausdehnung eines europäischen Staates haben, zerfällt wieder in verschiedene Distrikte. In jedem Distrikte hält ein von der Union eingesetzter Richter zu bestimmter Zeit das Bundesgericht, und ein- oder zweimal kommen sie in der Hauptstadt

des Gebietes zusammen, um als Appellationsgericht zu sitzen.

Die kleinsten Sprengel für die Bundesgerichte, in welche die Staaten selbst abgetheilt sind, heissen Distrikte. Für jeden ist ein Richter bestellt, welcher jährlich wenigstens viermal und ausserdem so oft, wie er es für nöthig hält, das Bundesgericht hegt. Er muss aber in dem Distrikte selbst wohnen. Die Gerichtsvollzieher heissen Marschälle. Die Gerichtsbarkeit der Distriktsgerichte erstreckt sich über alle geringe Vergehen wider den Bund und solche Sachen, deren Strafe oder Gegenstand nicht höher als 100 Dollars oder sechs Monate Gefängniss beträgt, als Schmuggeleien, Zurücknahme von Patenten, Beschlagnahme auf dem Wasser drei Meilen von der Küste u. s. w. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat das Begnadigungsrecht.

Von den Distriktsgerichten wird, wenn der Streitgegenstand 50 Dollars übersteigt, appellirt an die Kreisgerichte (Circuit courts). Die Vereinigten Staaten bilden eine Anzahl Kreise, in jedem derselben wird jährlich zweimal ein Kreisgericht gehalten, und zwar von einem Mitgliede des Obergerichts unter Beistand des Distriktsrichters, in dessen Bezirk das Gericht gehalten wird. Nach Umständen kann das Obergericht auch zwei seiner Mitglieder für ein Kreisgericht bestellen. Gerichtsbarkeit hat das Kreisgericht in allen Rechts- und Kriminalfällen, welche nicht ausdrücklich dem Obergericht vorbehalten sind und in welchen Eingesessene des Kreises Partei sind.

Das Obergericht besteht aus dem Oberrichter (dem Justizminister, Chief justice), welcher 5000 Doll., und acht Richtern, deren jeder 4500 Doll. Gehalt bezieht. Dieser Gerichtshof eröffnet jährlich seine Sitzungen zu Washington am zweiten Montag im Januar. Die Richter werden vom Präsidenten mit Einwilligung des Senats ernannt. Sie können nur abgesetzt werden, wenn sie auf Anklage des Repräsentantenhauses vor dem Senate eines Dienstvergehens oder schweren Verbrechens schuldig befunden sind.

Diese Oberrichter des Bundes stehen in der ganzen Union in sehr hohem Ansehen. Sie eigentlich sind die höchsten Wahrer der Unionsgesetze und damit des Bestandes der Vereinigten Staaten. Als Obergericht versammelt, sind sie allein die gesetzmäßigen Ausleger des Bundesvertrages, und sie können jeden Akt und jeden Beschluss der Bundes- und Staatsbehörden als ungültig bezeichnen, wenn sie ihn dem Bundesvertrage zuwider halten. Darin und in der unantastbaren Hoheit dieses Gerichtshofes liegt eine vortreffliche Bürgschaft für die gesetzliche Fortdauer des grossen Bundes der Vereinigten Staaten.

Um die Eigenthümlichkeit von Recht und Gericht in Nordamerika hervorzuheben, sei noch etwas beigefügt über die Behandlung des Verbrechens, welches in Europa am schwersten bestraft wird.

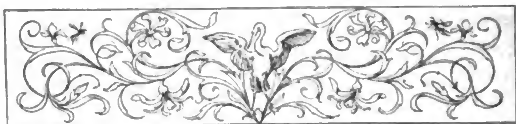
Das Grundgesetz der Vereinigten Staaten weicht in der Beurtheilung dessen, was Hochverrath ist, von allen europäischen Strafgesetzen wesentlich ab. Nach den letztern enthält das Verbrechen eines von drei Momenten: entweder erstens, ein Verbrechen gegen das Leben, die Freiheit und die Gesundheit des Staatsoberhauptes, oder zweitens, ein Unternehmen, die Staatsverfassung gewaltsam zu ändern, oder drittens, ein Unternehmen, einen Theil vom Gebiete des Staates loszureissen oder den Staat ganz einem fremden Staate einzuverleiben. Das Grundgesetz der Vereinigten Staaten fasst den Begriff des Hochverraths viel enger auf. Dasselbe gibt Art. III. Abschn. III. § 1. blos folgende Bezeichnung dieses Verbrechens: »Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten soll nur in einer Erregung eines Krieges gegen dieselben, oder in einem Anhang an deren Feinde, indem diesen Hülfe und Unterstützung geleistet wird, bestehen.« Abweichend von jeder sonst gebräuchlichen Begriffsbestimmung eines Verbrechens in den Gesetzbüchern ist hier ausdrücklich die Beschränkung des Begriffs hervorgehoben. Nur in der wirklichen Erregung eines Krieges, nur in einer thatsächlichen Unterstützung der Feinde soll

Hochverrath liegen. Der Mord des Oberhaupts der Union, des Präsidenten, ein bewaffneter Angriff auf den Kongress ist demnach noch kein Hochverrath, eben so wenig ein anderes Unternehmen, um die Verfassung gewaltsam zu ändern, z. B. durch Aufbieten von Volksmassen. Nach den europäischen Gesetzbüchern wird das Verbrechen des Hochverraths bereits durch jedes thatsächliche Unternehmen vollendet, welches darauf abzielt, eine der drei obengenannten Handlungen unmittelbar in's Werk zu setzen. Es ist deshalb auch häufig die Ansicht aufgestellt, es gäbe keinen Versuch des Hochverraths, durch jedes auf denselben abzielende Beginnen sei dies schwerste aller Verbrechen selbst schon vollendet. Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten würde dagegen eine heimliche oder öffentliche Verschwörung, um Krieg gegen die Vereinigten Staaten anzufangen, oder eine geheime Zusammenkunft der Verschwornen in hochverrätherischer Absicht, oder selbst das Anwerben von Mannschaften, um gegen die Vereinigten Staaten zu dienen, noch kein Hochverrath sein.

Nach den europäischen Gesetzen ist der Beweis, dass das Verbrechen des Hochverraths begangen sei, nur an die gewöhnlichen Beweisregeln gebunden, der höchste Gerichtshof kann aber auch auf dringende Anzeigen hin das Schuldig aussprechen. Das bezogene Grundgesetz der Vereinigten Staaten bestimmt aber: Niemand soll des Hochverraths überführt sein, als auf Zeugniss zweier Zeugen von einer und derselben offen begangenen That, oder auf Geständniss in offenem Gerichtshof. Es muss also die hochverrätherische Handlung offen begangen sein; zwei Zeugen müssen über ein und denselben Akt übereinstimmend bekunden; das Geständniss des Verbrechens, wo immer es erfolgt sein mag, gilt für nichts, wenn es nicht öffentlich vor den Schranken des Gerichts abgelegt wird. Das Gesetz geht hierbei sichtlich von der Absicht aus, dass nur eine offenkundige hochverrätherische That als solche gerichtet werden soll.

Über die Strafe derselben ordnet das Grundgesetz der Vereinigten Staaten Folgendes an: § 2. Der Kongress soll die Gewalt haben, die Strafe des Hochverraths zu bestimmen, aber keine öffentliche Überführung desselben soll einen Schandfleck auf eine Familie werfen, oder Vermögenskonfiskation, ausser während der Lebensdauer des Überführten, bewirken. Nach den altenglischen Gesetzen, welche in den Vereinigten Staaten ebenfalls galten, wurde der um Hochverrath Verurtheilte nach dem Galgen geschleift, gehängt, noch lebendig wieder herunter genommen, das Eingeweide herausgerissen und verbrannt, dann wurde er enthauptet und schliesslich geviertheilt. Sein Grundbesitz, welchen er von der Zeit an, als er das Verbrechen beging, besass oder erworben, wurde konfiszirt, ebenso sein bewegliches Vermögen, welches er zur Zeit der Verurtheilung hatte oder welches später noch ihm zufiel. Sein Blut wurde als verderbt (corrupted) betrachtet, und keiner seiner Nachkommen konnte auf Grund eines Titels, der sich von ihm herschrieb, Eigenthum erwerben. Der Kongress der Vereinigten Staaten bestimmte als Strafe des Hochverräthers den Galgen, nach seinem Tode muss jedoch sein Vermögen seiner Familie, welche unbescholten bleiben soll, zurückgegeben werden. Die Vermögenskonfiskation und andere Nachtheile für die Familie des Verbrechers als Folgen seines Hochverraths sind von mehreren europäischen Gesetzgebungen ebenfalls abgeschafft worden. — Man sieht aus allem diesen, dass das Grundgesetz der Vereinigten Staaten der politischen Überzeugung und Bethätigung, sofern sie nicht in wirklichen Krieg gegen die Staaten ausbricht, möglichst freien Raum lassen will. Diese Auffassung des Hochverraths begünstigt aber auch auf der andern Seite feindliche Unternehmungen gegen den Bestand der Union, wie z. B. jüngst die öffentlichen Berathungen und Vereinigungen von Sklavenbesitzern in der ausgesprochenen Absicht, ihre Staaten von der Union loszureissen.





XIX. Amerikanische Staatsmänner.

Amerikanische Staatsmänner darf man nicht messen nach europäischem Maß. Sie haben an Fürsten und Höfen keine Weisung und keine Anlehnung: sie sind Meister und zugleich Sklaven junger freier Völker, bei denen sich niedrige und edle Leidenschaften die Wage halten. In Europa gibt die Geburt ein Anrecht, wenn nicht ein Vorrecht zum höheren Staatsdienst, und der Staatsmann bedarf für seine Stellung wie für seine Thaten der Gunst und Weihe des Hofes; verliert er diese, so fällt er, um vielleicht für immer unter den Stillen im Lande zu verbleiben. In Amerika gibt die Geburt zwar auch dem Einen oder Andern grössern Reichthum und damit bessere Bildungsmittel; aber Keinem verwehrt sie, sich von vorn herein mit Jedem auf ganz gleiche Stufe zu stellen. Das Volk allein ist es, welches dort den Mann emporträgt und auf seiner Höhe festhält, wenn er tüchtig genug ist, mit seiner Kraft bewegend in das Volk einzugreifen. Dort ist es ebenso unmöglich, dass das Verdienst nicht anerkannt werde, als dass das Volk den verdienten Mann auf längere Zeit abdanke. Wir wählen Zwei aus: der Eine gehört zu den leuchtendsten und wohlthuendsten Erscheinungen, die in neuerer Zeit auf

nordamerikanischem Boden auftraten, — in des Andern Leben und Wirken spiegeln sich Volk und Sitte in Südamerika, mit welchem wir uns noch nicht beschäftigten.



Bolivar.

An Simon Bolivars Namen knüpft sich die Befreiung Südamerikas von der spanischen Herrschaft, Bolivar wurde in der alten und neuen Welt berühmt als »der Befreier«. Zu Zeiten hiess er auch wohl der Napoleon der neuen Welt, und dieser Titel war es, der ihm am meisten schmeichelte, obwohl ihm, um seinem grossen europäischen Vorbilde ähnlich zu sein, gar Vieles, insbesondere die kaltblütige Mannhaftigkeit fehlte. Von Bolivar sagt man Alles mit den Worten: er war der Beste unter den Schlechten. Was das heisst, wird Jeder verstehen, der die spanischen Kreolen kennt und das farbige Gesindel, das in Südamerika jetzt unter dem stolzen Bürgernamen zwischen Weißen und Negern und Indianern sich hin- und hertreibt.

Auch Bolivar war ein Kreole und seine Eigenschaften verleugneten nicht seine Herkunft. Er war hochherzig, gastfrei, freigebig bis zum Übermaß und, wenn er wollte, der liebenswürdigste Freund und Gesellschafter. Wer aber seinem Ehrgeiz in den Weg trat oder seine Eitelkeit verletzte, der hatte an ihm einen ränkespinnenden, rachsüchtigen und grausamen Feind. War Bolivar einmal aufgeregt, so arbeitete er feurig und unermüdlich: bald darauf versank er regelmäßig in Trägheit und Nichtsthun oder begrub sich in Sinnenlust und Vergnügungen. In der Gefahr war er entweder sehr kühn oder gleich im Beginn ein feiger Ausreisser. Im Glück konnte Keiner erhabenere und hochfliegendere Pläne hegen. Wer ihm schmeichelte, nahm ihn gefangen, die plötzliche Leidenschaft für eine

schöne Frau konnte Wochen lang alle seine Arbeiten im Feld oder Kabinet zersprengen. Bolivar liebte sein Vaterland, das thun Alle, welche dem jungen Boden Amerikas entsprossen und unter seinen wilden Reizen aufgewachsen sind, — Bolivar hat niemals daran gedacht, sein Vaterland zu verrathen, er hat ihm sein Vermögen zum Opfer gebracht, — dergleichen lässt sich nicht sofort von Kreolen voraussetzen.

Bolivar liebte auch die Freiheit, das heisst insofern er Herr und Keiner über ihm war, — ein rechter Charakterzug seiner Landsleute. Germanischer Korporationsgeist, in welchem sich die Vielen einander gleichachtend und gleichberechtigt einem höheren Ziele unterordnen, ist den Kreolen fremd. Noch minder als die Romanen für ächten Bürgersinn empfänglich, müssen sie entweder unterdrückt und beherrscht werden, oder sie springen sofort auf und suchen Andere zu unterdrücken und auszubeuten, so weit eben ihr Arm reicht. Bolivar war kein grosser General, er lernte erst allmählich den Krieg, namentlich die Kunst der Überfälle durch Gewaltsmärsche; sein Organisationstalent erschien nicht genial, aber unerschöpflich. Seine grösste Tugend war, dass er ausdauernd die Befreiung seines Vaterlandes verfolgte, er verzweifelte oft genug, griff aber immer wieder an. Leider fiel es ihm wie fast allen seinen Landsleuten schwer, seine Aufmerksamkeit lange Zeit auf einen Punkt gespannt zu halten: an seinen Vorsätzen und Zwecken jedoch hielt er mit Zähigkeit fest. Seine grösste Klugheit bestand darin, sich die Thaten Anderer zu Nutzen zu machen, — Gelder und Versprechungen, Ränke und Leidenschaften spielen zu lassen, darin war er ein Meister. Keiner that es ihm in der Kunst gleich, die Menschen rücksichtslos zu gebrauchen und nachdem sie ihm alle Dienste gethan, die sie gewähren konnten, sie ohne Weiteres wegzuwerfen.

Ein grosses Verdienst aber gehörte ihm unter seinen Landsleuten fast ganz allein: er hielt sein Land und Volk

zusammen. In einem Lande altspanischer Sitten war er der Erste unter den Aristokraten, von vornehmster Geburt und guter Bildung, ausgestattet mit grossartigen ererbten Reichthümern, geistreich, spottsüchtig, glanzliebend und vergnügungslustig wie ein ächter Kreole. Er war das Muster eines südamerikanischen Adligen, und alle seine Standesgenossen schauten auf ihn. Den Volksmassen imponirte Bolivar durch den Adel seiner Familie, durch seinen Reichthum, durch seine grossartige Freigebigkeit, und durch den Glanz und Bombast seiner Reden. Das Volk glaubte einmal an ihn als seinen Helden und Befreier. So war Bolivar in der That der einzige Mann, der die revolutionäre Bewegung in seinem Vaterlande leiten und einigen konnte. Als er von der Bühne abtrat, brach überall heilloser Zwiespalt, endlose Zerrüttung aus.

Die Familie Bolivar lebte reich begütert in der Nähe von Caracas und dem Meere; man schätzte ihr reines Einkommen auf jährlich fünfzigtausend Piaster. Sie gehörte zum ältesten und vornehmsten Adel, dem vom blauen Blute (sangre azul), der mit Verachtung auf den Adel gemischten Blutes (sangre mezelada) herabsah. Die Adligen (Mantuanos) der vornehmen Klasse stammten von den Konquistadoren ab, die einst mit einer handvoll Soldaten den Indianern grosse Landstrecken entrissen; die Mantuanos der zweiten Klasse hatten zu Vorfahren spätere Einwanderer, reichgewordene Kaufleute und Franzosen. Auch die übrigen Weißen bildeten und bilden noch eine Art von Geburtsadel, denn die grosse Masse des Volkes besteht aus Indianern und Negern und jenen gehäuften Schaaren von Farbigen oder Mischlingen aus weißem und Indianer- oder Negerblut, welche zu keiner der Stammrassen mehr gehören und, von beiden gehasst und abgestossen, stets zu wilden Gräuelthaten geneigt sind.

Bolivar wurde am 24. Juli 1783 zu Caracas geboren und erhielt die sehr dürftige Schulerziehung, welche dort bei jungen Adligen gebräuchlich war; bei dem übrigen

Volke konnte von Bildung kaum die Rede sein. Mit dem fünften Jahre wurde er in eine Klosterschule gegeben; mit dem zehnten trat er in das Kollegium ein, wo er dürftig Latein und Griechisch lernte; mit dem vierzehnten Jahre hatte er sein Lieutenantspatent in dem Milizbataillon von Aragua, welches sein Vater als Oberst befehligte. Seine Eltern starben früh und der Vormund schickte ihn, um seine Erziehung zu vollenden, nach Spanien. In Madrid ergab er sich den Studien, noch mehr aber den Vergnügungen, bis ihn die Leidenschaft zu seiner Base Teresa erfasste. Sie ergab sich seinem heftigen Andringen, und eben erst neunzehn Jahre alt führte er sie als seine Gattin auf seine Güter in Amerika. Da er sie schon fünf Monate später verlor, verliess er untröstlich zum zweitenmal sein Vaterland, hielt sich längere Zeit in Paris, Madrid, Rom und in Deutschland auf, wo er auch Humboldt die Verehrung bezeugte, mit welcher sein ganzes Vaterland für den grossen deutschen Naturforscher erfüllt war. Napoleons Glück und Grösse machte tiefen Eindruck auf ihn, er wohnte den Krönungen des Kaisers in Paris und in Mailand bei. Während seines Aufenthalts in Europa wechselte er zwischen Studien und wilden Ausschweifungen; von den ersten brachte er wenigstens den Anstrich universeller Bildung, von den zweiten einen schon frühzeitig entnervten Körper zurück. Auf seiner Rückreise besuchte er auch die Vereinigten Staaten und lernte dort, mit welcher Raschheit sich die reichen Hülfsquellen Amerikas entfalteten, sobald dem Volke Freiheit, der Union Festigkeit gewährt war. Gleichwohl kehrte er auf seine väterlichen Güter zurück und lebte hier in Müssiggang und Schwelgerei, während schon die revolutionären Leidenschaften sein Vaterland durchzogen.

Die Ereignisse im Mutterlande hatten dem spanischen Amerika die Erwerbung der Unabhängigkeit leicht gemacht. Napoleon hielt ganz Spanien besetzt, die Regentschaft im Namen Ferdinand VII. besass nur noch Cadix und einen kleinen Theil des Landes; dennoch verlangte sie die alte

Botmäßigkeit der Kolonieen. Diese aber, immerdar von Spanien gleich Unmündigen behandelt und vom Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen, kündigten jetzt den Gehorsam auf. Auch für die Generalkapitanerie Venezuela, welche unter dem Vizekönigreich Neugranada stand, errichteten die Einwohner am 19. April 1810 in Caracas eine eigene Regierung, welche im Namen des Königs selbständig das Land verwalten sollte: von da lag der Schritt zur Unabhängigkeitserklärung nahe. Diese erfolgte im Juli 1811, als die spanische Regentschaft mit Waffengewalt die Kolonieen zu bezwingen sich anschickte, die aber Truppen und in Miranda einen geschickten Befehlshaber besassen. Bolivar wurde vergebens von den Insurgenten, unter welchen sich sein Neffe Felix Ribas hervorthat, bestürmt, ihre Sache zu ergreifen, er erklärte ihr Beginnen für thöricht und lächerlich, und weigerte sich auch später, von der siegreichen revolutionären Regierung ein Amt anzunehmen. Endlich liess er sich als Gesandter nach England schicken, brachte dort aber nichts zu Stande als einige Waffenankäufe, mit denen er zurückkehrte und sich sofort wieder auf sein Landgut begab. Miranda übertrug ihm einige Zeit nachher den Befehl in der höchst wichtigen Festung Puerto Cabello, wohin er alle seine Kriegsgefangenen geschickt hatte. Diese, nicht gehörig bewacht, revoltirten und bemeisterten sich des Forts, Bolivar floh heimlich von dannen und überliess die Festung mit allen Kriegsvorräthen den Spaniern. Jetzt konnte sich Miranda nicht mehr halten und kapitulirte; der spanische General Monteverde, ein junger Abenteurer, nahm unter Zusage allgemeiner Amnestie Venezuela ein, und Bolivar verhaftete jetzt den Miranda, gerade als dieser ein englisches Schiff besteigen wollte, um das Land zu verlassen: es hiess, Miranda wolle die Provinz den Engländern in die Hände spielen.

Gleichwohl fühlte sich Bolivar nach einiger Zeit nicht mehr sicher. Wie es scheint, fesselte ihn, den Altadeligen, anfangs noch das ererbte Gefühl der Anhänglichkeit an

Spaniens Königshaus: allmählich empörte ihn das stolze und gewaltthätige Auftreten der Spanier, sein Widerspruch wurde mit Hohn zurückgewiesen. Mit Monteverdes Pässen versehen, begab er sich nach Curacao und von dort nach Cartagena, der Hauptstadt des Vizekönigreichs Neugranada, welches von den Spaniern noch nicht wieder besetzt war. Hier sammelten sich die Flüchtigen um ihn, die er gern unterstützte, er wurde ihr erklärtes Haupt, und die revolutionäre Regierung zu Cartagena erklärte sich bereit, sie mit Geld Waffen und Mannschaften zu unterstützen, wollten sie den Feldzug wagen, um ihr Vaterland vom spanischen Joch zu befreien. So kam es, dass Bolivar als General auftrat. Obwohl ihn der Befehlshaber der granadischen Truppen, der unter Bolivars Kommando nicht dienen wollte, im Stiche liess, rückte er auf Andrängen des kühnen Ribas in Venezuela ein. Das Glück war ihm günstig, die spanischen Grausamkeiten hatten Alles erbittert, die Städte öffneten sich ihm, Mannschaften strömten ihm von allen Seiten zu. In einer Reihe von glücklichen Gefechten warf er die Spanier zurück, welchen bald, nachdem in den östlichen Theilen des Landes ein anderer Insurgentengeneral, Marino, ebenfalls siegreiche Waffen erhob, nichts als die Festung Puerto Cabello übrig blieb. Am 4. August 1813 zog Bolivar glorreich in Caracas ein, in voller Uniform, den Kommandostab in der Hand, auf einem Triumphwagen sitzend, welchen zwölf der adeligsten Fräulein zogen. Jetzt hiess er der Napoleon der neuen Welt und es umgab ihn eine ganze Wolke von Schmeichlern und Schmarotzern. Er nahm den Titel an: Befreier, Obergeneral, Diktator der westlichen Provinzen von Venezuela. Seine Proklamationen blendeten wie ein prachtvolles Feuerwerk. Er umgab sich mit einer Leibwache, welche er aus den besten Soldaten auswählte, vertheilte die acht Provinzen Venezuelas unter drei Militärgouverneurs, ernannte vier Minister, des Innern, der Justiz, der Finanzen und des Krieges, alles im Staate hing jedoch von ihm allein ab, gegen seine Entscheidungen gab es keine Beschwerde mehr.

Zum Unglück liess er vom leichtsinnigen und liederlichen Leben nicht ab, auf jeder Strasse wohnte ihm eine Geliebte. Diese Frauen, namentlich die schlaue Pepita, vergaben an ihre Günstlinge die Staats- und Offizierstellen und sprangen dermaßen mit den öffentlichen Geldern um, als gehörten sie zu Bolivars Privatvermögen und wären unerschöpflich. Die Folge war Finanznoth in allen Ecken und steigendes Missvergnügen. Dieses äusserte sich um so heftiger, als im Beginn der Thronbesteigung, denn so durfte man Bolivars Diktatur bereits nennen, alle Stände und Kassen in voller Begeisterung ihm Gelder, Waffen, Pferde und Maulesel freiwillig dargebracht und die Damen selbst ihre Juwelen geopfert hatten. Zu gleicher Zeit fassten die Spanier, welche Alles schon verloren gegeben hatten, wieder Muth. Puerto Cabello war fest; von Spanien kam neuer Zuzug; Monteverdes Nachfolger, Salomon, rückte wieder vor; gegen Marino sammelten sich royalistische Haufen unter der Anführung des Kastilianers Boves, eines rohen, aber geschickten Menschen, der farbiges Gesindel, Neger und Sträflinge aus den Gefängnissen zu sich heranzog und mit dieser »Höllenbande« — seine Reiter trugen schwarze Fähnlein — entsetzlich hausete. Bolivar hatte weder das Genie, die Zerrüttungen zu besiegen und die Kräfte des Landes zu sammeln, noch die heranziehenden royalistischen Banden zu zersprengen. Er berief zwar am 1. Januar 1814 die einflussreichsten Einwohner nach Caracas zu einer Junta und erklärte in dieser Versammlung, er lege den Oberbefehl nieder; sehr vorsorglich hielt er aber die Strassen mit seinen Soldaten besetzt und seine Anhänger und Schmeichler donnerten jeden Widerstand nieder, auch seine Gegner mussten ihm die Diktatur bestätigen. Noch öfter gebrauchte er das Mittel, seiner Herrschaft feierlich zu entsagen, wenn er sein Ansehen stärken zu müssen glaubte; seine Amtsentsagung geschah indessen nur zu Zeiten, wo es geradezu unmöglich war, einen tauglichen Nachfolger für ihn zu finden.

Weil in der Kriegsführung kein einheitlicher Plan befolgt wurde, auch überall der gehörige Nachdruck fehlte, Bolivar verhasst war und sein Heer ohne Sold, so gewannen die royalistischen Anführer einen Vortheil nach dem andern, haufenweise gingen die republikanischen Soldaten zu ihnen über. Der Krieg wurde mit einer Wuth und Grausamkeit geführt, wie in Deutschland in den letzten Zeiten des dreissigjährigen Krieges. Die Royalisten mordeten ganze Ortschaften aus und brannten und sengten. Bolivar liess zur Rache in drei Tagen im Februar mehr als 1200 Spanier erschiessen, Kriegsgefangene und Kaufleute. Es waren achtzigjährige Greise darunter, welche man auf einen Armstuhl band, zum Richtplatz schleppte und rücklings niederschoss. In der Schlacht bei la Puerta am 14. Juni 1814 schlug Boves Bolivar auf das Haupt, bei Areguita vernichtete er die letzten Truppen Bolivars, und nun floh Dieser mit Marino nach Cumana und schiffte sich eilends ein. Vergebens beschwor ihn Ribas, er solle seiner Pflicht gemäß kämpfen bis zum Äussersten. Der brave Neffe hielt mit einer Schaar verzweifelter Flüchtlinge noch ein halbes Jahr aus, da erstürmte Boves ihren letzten Zufluchtsort Urica, liess dort alles über die Klinge springen, fand aber selbst im Gemetzel seinen Tod.

So jammervoll endete die erste Diktatur Bolivars. Er hatte sich wieder nach Cartagena begeben, und da sein früherer Gönner, der Präsident der Republik Neugranada, ihm jetzt keine Hülfe mehr gewähren wollte, so verband er sich mit dessen Gegnern, um ihn zu stürzen. Der Anschlag misslang und Bolivar musste weichen. Er ging in die nächste Provinz nach Tunja, auch hier gab es wieder eine selbständige Republik und Regierung. Jede Provinz wollte, sobald sie vom spanischen Joche frei war, sich selbst regieren, und gab es in derselben zwei gleich starke Städte oder auch nur zwei ungefähr gleich starke Militärhäuptlinge, so waren auch sofort zwei besondere Staatsgewalten da, deren eine die andere bekämpfte. Dieser unaufhörliche

innere Zwiespalt war und ist noch jetzt das grösste Unglück der früher spanischen Länder in Amerika. In dem weiten schwach besiedelten Lande fühlt jeder Gutsbesitzer sich als Fürst auf seinem Besitzthum, die altspanische Einzelselbständigkeit der Landherren und der Ortschaften ist dort in völlige Ungebundenheit ausgeartet. Nur ein Diktator kann die unaufhörlichen Verschwörungen und Aufstände niederhalten, dann aber ist er in der grässlichen Lage, selbst Erschiessungen in Masse nicht scheuen zu dürfen: braucht er nur milde Mittel, so geht er und seine Sache verloren. Bolivar hat stets auf feste Einigung der Provinzen hingearbeitet, und wenn man die Schwierigkeiten dieses Unternehmens erwägt, so ist zu bewundern, was er zu Stande brachte, ohne zu häufig zu blutigen Gewaltthaten seine Zuflucht zu nehmen. Auch er entledigte sich seiner Mitgenerale, wenn sie ihm zu gefährlich wurden, auf die eine oder andere Weise, jedoch niemals griff er zu schändlichen Mitteln, eine ganze Gegenpartei auszurotten.

In Tunja ernannte man ihn zum Kommandanten der Armee und sandte ihn gegen Bogota, welches selbständig bleiben wollte. Er brachte siegreich eine Kapitulation zu Stande, nach welcher die beiden Provinzen Boyacca und Cundinamara sich vereinigten und der Kongress nach Bogota verlegt wurde. Dieser gab nun Truppen zum Kriege gegen die Spanier; Bolivar marschirte nach Mompox, nahm die Stadt ein und liess 400 Kriegsgefangene erschiessen; statt aber, wie ihm befohlen war, jetzt auf Santa Marta loszugehen, lagerte er sich plötzlich vor Cartagena, um dessen Regierung nach seinem Willen zu zwingen. Dieser Streich, eben so unklug als unnöthig, misslang, er verlor Zeit und Truppen, musste schliesslich den Rest derselben mit der Besatzung von Cartagena vereinigen und selbst das Heer verlassen, um, wie es hiess, von Jamaika wider die heranziehenden Spanier Hülfe zu holen. Als Cartagena im September 1814 an Diese überging, segelte Bolivar nach Hayti, wo ihm der Präsident Pethion Hülfe zusagte unter der Be-

dingung, die Sklaverei auf dem Festlande aufzuheben. Die Häupter der Revolution in Venezuela waren ebenfalls nach Hayti geflüchtet, Marino, Piar, Bermudez, Zea, Aury, Brion und Andere. In feierlicher Versammlung, worin Bolivar eine Stufe höher sass, wurde er zum Obergeneral gewählt, der alle Zivil- und Militärgewalt in sich vereinige. Denn nur mit dieser Machtvollkommenheit, erklärten Bolivar und seine Freunde, könne etwas ausgerichtet werden. Der Widerspruch verstummte, weil wirklich kein Anderer da war, der so viel Einfluss bei der Bevölkerung und in Zivil- wie in Militärsachen so viel Geschick hatte wie Bolivar, — die übrigen Generale waren rohe Bandenführer, deren grösstes Verdienst in der Verwegenheit und im Ausführen von Handstreichen bestand. Nur der Kommodore Aury, ein abenteuernder Franzose, trennte sich mit 400 Matrosen und der Hälfte Schiffen von der Flotte und errichtete an den westindischen Küsten einen Seeräuberstaat auf eigene Hand. Die ganze Macht Bolivars auf Hayti zählte noch nicht 1000 Mann, darunter befanden sich aber 6 Generale, 9 Obersten, 57 Oberlieutenants, im Ganzen an 500 Offiziere.

Mit dem Geschwader, bestehend aus 2 Kriegsschiffen und 13 bewaffneten Transportschiffen, verliess Bolivar Hayti am Ende März 1816, nahm unterwegs 2 spanische Korvetten, drängte auf der durch die Kriegstüchtigkeit ihrer Einwohner wichtigen Insel Marguerita die Spanier zurück, und landete zu Curapano in Venezuela mit der Proklamation, dass er als Befreier komme und dass jetzt auch die Neger frei sein müssten. Es liefen ihm aber nur einige Hundert Negersklaven zu, die Weißen zogen sich schlau vor ihm zurück. Die widerspenstigen Generale vermochte er nicht an sich zu fesseln, er liess also Jeden mit einem Theile der Mannschaft sein Glück einzeln versuchen. Endlich wollte es das Schicksal, dass bei einem Scharmützel in Ocumare ein Gefangener irriger Weise aussagte, die spanische Hauptmacht rücke heran, — sogleich galoppirte Bolivar fort, liess alles im Stich, sprang in ein Boot und liess sich nach einer

benachbarten Insel in Sicherheit bringen. Dies Benehmen gab den ohnehin feindlichen Generalen Piar und Marino Ursache, ihn mit Schimpf und Verachtung zu behandeln und sogar mit dem Kriegsgericht zu drohen. Bolivar segelte missmuthig nach Hayti zurück.

Hier fand er schlechtes Willkommen. Jedoch Admiral Brion schaffte neue Hülfsmittel, Pethion überliess an Bolivar das »schwarze Regiment«, blos aus Negern bestehend, und die auf dem Festlande gebliebenen Generale sahen ein, dass die Dinge ohne Oberleitung gar zu schlecht gingen. Sie hatten keinen Besseren, als Bolivar, Dieser hatte immer noch den grössten Anhang im Volke. Sie vereinigten sich daher, ihn zurückzurufen unter der Bedingung, dass er blos den militärischen Oberbefehl führe und bald möglichst einen gesetzgebenden Kongress versammele. Im Dezember langte Bolivar wieder an und errichtete von seinem Hauptquartier Barcelona aus eine Art von Heerbann und eine provisorische Regierung. Mit zweifelhaftem Erfolge kämpfte er gegen die Spanier, bis Marino sich wieder von ihm trennte, geschlagen wurde, und nun auch Barcelona sich nicht mehr halten liess. Unter dem Vorgeben, Rekruten zu werben, ging Bolivar in das Innere der Provinz, während die Spanier die Verschanzungen erstürmten und seine bravsten Offiziere niederschossen. Es waren Diese meist Ausländer, denn in dem südamerikanischen Wirrwar suchte mancher muthige Mann sein Glück und führte den Krieg gegen die Spanier gleichsam als seine Privatsache. Die andern Generale, theilweise siegreich, beriefen einen provisorischen Kongress im Januar 1817, welcher die höchste Gewalt unter drei Häupter vertheilte, Bolivar erhielt zwar die erste Stelle, man glaubte ihn aber verschollen. Jetzt kam er wieder hervor, erklärte die Regierungsakte des Kongresses für nichtig und verfolgte dessen Mitglieder, bis ihm durch einen Vergleich die höchste Gewalt in Wirklichkeit wieder überlassen wurde, während die beiden andern Regenten es nur dem Namen nach blieben. Als die Waffen

der Bandenführer wieder einige Erfolge eroberten, machte auch Bolivar einen kühnen Marsch bis Calabozo, schlug am 12. Februar 1818 den spanischen Obergeneral Morillo, wurde wieder zurückgeworfen, verlor aber jetzt den Muth nicht. Durch neue Rekrutirungen und prächtige Proklamationen schaffte er sich neue Hülfsmittel, nahm einige Hauptplätze wieder ein und war im siegreichen Vordringen, als er seine Mannschaften wieder theilen musste und nun in neun unglücklichen Gefechten, die rasch nach einander folgten, sein ganzes Heer wieder aufgerieben sah. Da traten fünf der bedeutendsten Männer in Venezuela zusammen und warfen öffentlich die Frage auf: Soll nicht die Präsidentschaft Bolivar genommen und an General Paez gegeben werden? Diese Frage wurde mit grossem Eifer erörtert und wenig fehlte, so wäre sie bejaht worden. Es maßen daran die beiden grossen Parteien, in welche das Land zerspalten war, ihre Kräfte, — die Föderalisten und Unitarier.

In allen Kolonialländern, die sich von der Herrschaft des Mutterlandes losreissen, entstehen diese beiden Parteien. Die Einen wollen den besten Theil der hergebrachten Institutionen mit der neuen Ordnung der Dinge verschmelzen, die Andern Alles neu aufbauen auf demokratischen Grundlagen. Das Bestehende zu wahren, wollen Jene nicht über den Staatenbund hinausgehen: Diese sehen sich genöthigt, zur Durchführung völliger Gleichberechtigung aller Bürger sich einer Obergewalt zu bedienen, welche das Ganze unter einen Willen einigt. Daher führen die Einen den Namen Föderalisten, die Andern Unitarier. Bolivar gehörte entschieden zu den Unitariern. Nur mit grosser Anstrengung gelang es ihm, den Widerstand der Gegner, der zugleich gegen seine willkürliche Obergewalt gerichtet war, zu beschwichtigen. Es wurden zwei oberste Behörden ernannt, eine politische unter dem Präsidenten Zea, eine militärische unter dem Präsidenten Brion: beide waren Bolivar ergeben, welcher die ausführende Gewalt und damit in der That die Vollgewalt behielt.

Jetzt that Bolivar, was für ihn das Klügste und für sein armes von Krieg und Parteiung zerrissenes Land das Beste war. Er hatte eingesehen, wie mächtig seine Gegner waren, und wie wenig er sich auf die Treue und Tapferkeit der einheimischen Offiziere und Soldaten verlassen konnte. Er unterdrückte in sich den Widerwillen gegen die Fremden, der bei allen Kreolen eingewurzelt ist, weil sie den Europäern gegenüber ihre mindere Tüchtigkeit gar zu sehr fühlen. In England und Hamburg liess er werben, und erhielt von dort her nach und nach ein paar Tausend Soldaten, Irländer und Deutsche, unter den letztern namentlich Hannoveraner. Diese europäischen Truppen waren es hauptsächlich, welche fortan die Entscheidung gaben und das Glück zum Vortheile der Südamerikaner wandten. Sie selbst aber ärnteten für das Blut, das sie für die Halbspanier vergossen, wenig mehr als leere Versprechungen, denen Hunger und Elend folgten. Statt der gehofften Reichthümer und Landsitze, statt des stolzen Bewusstseins, für die Freiheit gefochten zu haben, fanden sie, als man ihrer Siege nicht mehr bedurfte, zum grössten Theil nur Armuth und ein unrühmliches Ende. Wer auf den Edelmuth spanischer Kreolen vertrauen will, sehe sich wohl vor, dass er blinkenden Schein nicht für Gold nehme.

Bolivar aber hatte, was allein ihm fehlte, fortan stets eine Legion von 2000 europäischen Soldaten um sich, und auf diese gestützt konnte er gegen seine widerspenstigen Generale nachdrücklicher auftreten. Des Gefährlichsten derselben, des Mulatten Piar, der während des allgemeinen Unglücks die Provinz Cumana und damit für die Fortsetzung des Krieges reiche Hülfsquellen erobert hatte, wusste er sich schon früher zu entledigen. Er liess ihn des Verbrechens, sich zum Untergange der Weißen verschworen zu haben, anklagen, festnehmen und ohne Beweis erschiessen. Zugleich richtete Bolivar sein Augenmerk darauf, die Sache seines Landes durch die Anerkennung im Auslande zu unterstützen. Er schickte Gesandte nach

Washington und London. In den Vereinigten Staaten war es besonders Clay, der mit seinem Feuereifer den Satz vertheidigte, alle europäische Herrschaft müsse in Amerika aufhören. In England war man dem Unternehmen der Süd-Amerikaner geneigt, weil es grosse Handelsvortheile versprach, denn erst nach der Niederwerfung der spanischen Herrschaft in Amerika konnte man hoffen, dass die dortigen reichen spanischen Besitzungen dem englischen Handel eröffnet würden. Bolivar erlangte während des Jahres 1818 von England und den Vereinigten Staaten, wenn auch noch keine förmliche Anerkennung der Unabhängigkeit, doch hinreichende Beweise, dass man die endliche Erkämpfung derselben zu sichern beitragen werde.

So wurde, und das war zum nicht geringen Theile der Erfolg von Bolivars Thätigkeit, das Jahr 1819 endlich mit günstigeren Aussichten eröffnet. Auch er selbst hatte sich geändert. Er unterdrückte seine Eitelkeit und nahm jetzt von ehrenhaften Männern, auch wenn sie nicht seine Schmeichler waren, Rath an. Am 15. Februar 1819 wurde ein vorläufiger Kongress von 26 Abgeordneten eröffnet: feierlich legte Bolivar seine Gewalt nieder, auf dringendes Ersuchen des Kongresses nahm er sie auf 48 Stunden nur wieder auf, und endlich liess er sich bereit finden, sie bis zur Vollendung der Verfassung fortzuführen. Sein Vorschlag, neben dem Unterhause ein Haus der Lords von erblichen Herzogen, Grafen und Baronen einzusetzen, wurde verworfen, dagegen erliess der Kongress nützliche Gesetze zur Förderung von Handel, Gewerben und Volksbildung, bestätigte den von Bolivar gestifteten »Orden der Befreier«, und verpflichtete sich, dass die Nationalgüter unter die Offiziere, selbst wenn sie Fremde seien, später zur Belohnung vertheilt werden sollten. Für den Feldzug entwarf Bolivar einen trefflichen Plan. Durch Scheinmärsche wurde die Hauptstärke der Spanier nach Venezuela abgelenkt, während die Generale Paez und Marino die östlich davon gelegenen Länder eroberten und Bolivar mit den Kerntruppen in

kühnen Märschen die Andes überstieg, in drei Gefechten die Spanier in Neugranada auf das Haupt schlug und siegreich in Bogota einzog. Dieses Unternehmen, ausgeführt unter den schwierigsten Hindernissen, in der ungünstigsten Jahreszeit, der Regenzeit, war eines grossen Feldherrn würdig. Nachdem Bolivar in Bogota einen Kongress als Präsident organisirt, freilich auch wieder Monate lang Geld und Zeit in Lustbarkeiten verschleudert hatte, wandte er sich nach Venezuela und trieb die Spanier vor sich her. Da hörte er zu seinem Schrecken, dass General Arismendy in Angostura an Stelle Zeas zum Kongresspräsidenten ernannt sei. Sofort eilte er mit dem besten Theil seiner Truppen, mit welchem er die Spanier zu verderben im Begriff stand, nach Angostura, stellte die von ihm beliebte Ordnung gewaltsam wieder her und verwies seinen gefährlichen Gegner nach der Insel Marguerita.

Im November des Jahres liess er den grossen Kongress feierlich eröffnen. Im ganzen Lande herrschte die Zuversicht des Sieges, man hatte 16,000 Mann Truppen und die Hauptfestungen; die Spanier besassen nur noch 4000 Mann, welche schlecht genährt und schlecht vertheilt waren. Jetzt trat Bolivar mit seinen Einheitsplanen hervor. Auf seinen Vorschlag wurde Neugranada und Venezuela unter dem Namen der Republik Kolumbien vereinigt und nach den drei Hauptstädten in drei Landestheile getheilt, von denen jeder seine Unterregierung hatte, während die Centralregierung in der künftigen Bundesstadt »Bolivia« ihren Sitz haben und im Wesentlichen Bolivar und sieben ihm genehmen Ausschussmitgliedern des Kongresses verbleiben sollte. Für den Feldzug des folgenden Jahres machte Bolivar wieder gute Dispositionen; sie wurden jedoch schlecht befolgt, weil die Generale wieder uneinig und die europäischen Truppen, welche keinen Sold bekamen und gleichwohl mit Verachtung als Kanonenfutter behandelt wurden, anfingen meuterisch zu werden und zu desertiren. Der Feldzug liess sich schlecht an, da kam plötzlich die Nachricht von der Revolution in

Kadix. Hier hatte der König 25,000 Mann zur Einschiffung nach Amerika versammelt; die spanischen Kaufleute, denen die Revolution in den Kolonieen den Handel verdarb, hatten bereitwillig zur Ausrüstung beigesteuert. Unter Riegos und Quirogas Anführung rebellirte aber am 1. Januar 1820 dieses selbe Heer und zwang den König zur Annahme der liberalen Konstitution von 1810. Der spanische Obergeneral in Amerika, der tückische und grausame Morillo, beeilte sich, diese Konstitution zu publiziren und die Amerikaner zur Wiedervereinigung mit dem konstitutionellen Spanien einzuladen. Wirklich bildete sich eine königlich konstitutionelle Mittelpartei, und Bolivar feierte mit Morillo eine fröhliche Zusammenkunft, bei welcher sie einen Waffenstillstand abschlossen und zum Andenken eine Steinpyramide bauen wollten. Da aber die spanischen Cortes nur von einer Unterwerfung der Kolonieen hören wollten, rückte Bolivar im Stillen wieder vor, kündigte den Waffenstillstand und zog die übrigen Generale mit ihren Truppen an sich. Diese drängten ihn zur Entscheidungsschlacht, in welcher am 24. Juni 1820 bei Calaboza die Spanier vernichtet wurden, und zwar hauptsächlich durch die europäische Legion, die auf höchst schwierigen Pässen die Stellung der Spanier umgangen hatte. Auf allen Punkten räumten diese jetzt das Feld, nur die feste Hafenstadt Puerto Cabello hielt sich noch vier Jahre lang. Mit den flüchtenden Spaniern flüchteten die Royalisten, und dies waren vorzugsweise die Reichen und Gebildeten. Die Städte waren verödet, und wo die siegreichen Republikaner hinzogen, wurden sie unter Trümmern und Leichen häufig nur von Negern und Buhldirnen begrüsst.

Die nächsten sechs Jahre waren für Bolivar die Jahre der Grösse und Herrlichkeit. Von einem königlichen Gefolge umgeben, arbeitete er an der Ausführung grossartiger Reichspläne, würdig eines zweiten Napoleon, und wurde von den Liberalen in Europa als der zweite Washington gefeiert. Insbesondere waren es die Engländer, welche seinen

Ruhm in alle Welt verbreiteten, denn sie machten gute Handels- und Anleihegeschäfte mit ihm. Die grösste Zeit des Jahres 1821 nahm die Organisation der Republik in Anspruch. Am 30. August wurde die Konstitution von Cucuta beschworen, Bolivar als volkserwählter Präsident auf vier Jahre bestätigt. Obwohl durch zwei Kammern in seiner Amtsführung beschränkt und beaufsichtigt, übte er im Wesentlichen doch eine ziemlich freie Militärherrschaft, auch seine Vizepräsidenten in den verschiedenen Landestheilen waren Generale.

Durch seine Agenten hatte er in den noch übrigen Theilen des Festlandes von Südamerika, in welchen die spanische Herrschaft noch nicht zerstört war, Aufstände und für sich selbst eine Anhängerschaft zu Stande gebracht, welche ihn als Befreier herrief. Mit General Sucre setzte er sich nach Quito in Bewegung, überstieg wiederum in Gewaltsmärschen die hohen Andes, schlug in zwei Schlachten die Spanier und rückte im Juli 1822 im Triumph in Quito ein. Der dortige Kongress nahm ihn mit freudigem Zurufe zu seinem Präsidenten an und erklärte die Vereinigung des Landes mit Kolumbien. So bestand diese Republik nun aus den vereinigten Ländern von Venezuela, Neugranada und Quito, auch vom Isthmus von Panama wurden die letzten Spanier verjagt. Bündnisse mit Peru und Chili bereiteten eine weitere Vergrösserung des Reiches vor. Die Peruaner kamen gegen die spanischen Truppen in's Gedränge und riefen Bolivar zur Hülfe. Sein tapferer und geschickter General Sucre rückte ein und schlug den Feind, Bolivar folgte ihm und hielt im September 1823 seinen feierlichen Einzug in Lima. Das Land war in Verwirrung, der Kongress ernannte ihn zum Diktator und später zum Präsidenten: Bolivar stellte wirklich einige Ordnung wieder her. Sein treuer Sucre eroberte für ihn auch Oberperu und gab diesem durch seinen Reichthum an edeln Metallen berühmten Lande den Namen der Republik Bolivia. Hier, wo noch jetzt die Indianer in dem wenig bevölkerten Lande die grosse Mehr-

zahl bilden, übte Bolivar die grösste Macht. In Bolivia brachte er auch zuerst »das Gesetzbuch Bolivars« zur Anwendung, mit welchem er, gleichwie sein grosses Vorbild durch den Code Napoleon, die Revolution schliessen wollte. In Bolivia und Peru suchte er mit grosser Klugheit einen Stützpunkt seiner Macht für den Fall, dass in Kolumbien, wo er zwar zum Präsidenten wieder gewählt war, die aufrührerisch gesinnten Generale sich seiner Oberherrschaft entzögen. Seine Pläne aber gingen noch weiter. Mit Chili und den La-Plata-Staaten, welche sich ebenfalls vom spanischen Joche befreit hatten, ging er wiederholt Bündnisse ein, welche auch den Süden des Kontinents allmählich in eine dauernde Verbindung mit den mittlern und nördlichen Republiken bringen sollte. Gelang ihm dieses, so umspannte er ringsum Brasilien, und die schwächlichen Bewohner dieses weiten Landes hätten auf die Dauer den Einfällen des Eroberers nicht widerstehen können. Dann war ganz Südamerika ein einziger Staatenbund unter Bolivars Oberherrschaft. Ja noch weiter flogen seine Gedanken. Auf seine Bemühungen trat in Takubaya auf der Landenge von Panama 1827 ein Kongress der Bevollmächtigten von Kolumbia, Peru, Bolivia, La-Plata, Brasilien, Guatemala und Mexiko zusammen; der Gesandte der Vereinigten Staaten starb auf dem Wege dahin; auch aus England, welches die Unabhängigkeit der früher spanisch-amerikanischen Staaten jetzt ebenfalls anerkannt hatte, fand sich zur Unterstützung des Kongresses ein Agent ein. Es sollte hier eine grosse Verbrüderung der freien Völker, eine gemeinsame Berathung ihrer internationalen Beziehungen, die Errichtung eines Bundesschiedsgerichts, die Feststellung internationaler Gesetze stattfinden. Der Plan war schön und grossartig; schon dass die Idee einer solchen Verbrüderung des ganzen freien Amerika diesen Ausdruck fand, war von Bedeutung; der Kongress selbst aber blieb für's erste noch in Worten und Vorschlägen stecken. Bolivar selbst hatte bereits hart zu kämpfen, nicht um seine Macht noch auszudehnen, sondern um die

bereits Erworbene sich nicht vollständig zertrümmern zu lassen.

Seine unitarischen Pläne widerstrebten zu sehr dem spanischen Partikularismus, der in den Kreolen zur wildesten Eigensucht ausgeartet ist. Bolivia, Peru, Kolumbia, jede dieser drei Ländermassen widerstrebte der Unterordnung unter einen einzigen Mann, in Kolumbia selbst drängten auch die einzelnen Provinzen sich von einander loszureissen. Schon im Jahre 1826 wurden die Vorzeichen drohend. Die Peruaner wollten sich von keinem Kolumbier beherrschen lassen, die heftigsten Beschuldigungen wurden auf Bolivar geschleudert, dessen sultanische Maitressen- und Günstlingswirthschaft nur zu sehr Anlass dazu gab; bereits brachen hier und da offene Aufstände aus. Bolivar griff nun zu strengen Maßregeln, wahre oder erdichtete Verschwörungen gegen sein Leben mussten helfen, seine Feinde niederzuschmettern. Endlich erklärte er seine sofortige Abreise, während seine Agenten überall thätig waren, die Anarchie, welche nach Bolivars Entfernung folgen werde, in den schwärzesten Farben zu malen. Am 13. August, an welchem er Lima verlassen wollte, kamen Deputationen auf Deputationen, ihn anzuflehen, dass er bleiben möge. Vergebens, der Diktator wollte mit der Regierung von Undankbaren nichts mehr zu schaffen haben. Endlich umringten ihn die Damen und ihre Bitten und Thränen erpressten ihm das Versprechen, sie einstweilen noch nicht zu verlassen; dann folgten Glockengeläute, Illumination und Ball; der Kongress von Peru nahm des Befreiers Gesetzbuch an und ernannte ihn zum lebenslänglichen Präsidenten.

Hatte also Bolivar in Peru noch einmal mit Hülfe von allerlei Künsten und Komödien gesiegt, so sollte er die Frucht dieses Sieges doch nicht lange geniessen. Schlimme Nachrichten aus Kolumbien riefen ihn dorthin ab. Die Republik Kolumbien, Bolivars Schöpfung, war in voller Auflösung begriffen. Die Generale in Venezuela, wie Paez, Marino, Arismendy, erhoben das föderalistische Banner,

eine Reihe von Städten setzte sich eigenmächtig ihre Regierung ein; der sehr geschickte General Santander in Neugranada erklärte sich als Unitarier und zog wider die Föderalisten zu Felde, jedoch nur in der offenbaren Absicht, Bolivar selbst zu verdrängen. Die Konstitution von Kukuta genügte Keinem, den Generalen nicht, weil sie dadurch der Centralregierung zu sehr untergeordnet wurden, und Bolivar selbst nicht, weil sie ihm zu sehr die Hände band. Als er aus Peru zurückkehrte, bekleideten ihn mehrere Städte, damit er der allgemeinen Verwirrung steure, wieder mit Direktorialgewalt. Mit einigen glücklichen Streichen unterdrückte er hier die Aufständischen und zog sie dort in sein Interesse. Statt lediglich als strenger Wächter und Beschützer der Verfassung und der Einheit der Republik aufzutreten, glaubte er klüger zu handeln, wenn er aller Orten freie Erörterung der Verfassung gestatte und die Generale und Parteien sich einander bekämpfen lasse, dabei dachte er selbst allein oben zu bleiben. Im Jahre 1827 berief er eine Nationalkonvention nach Ocana, um die Verfassung zu revidiren. Obgleich auch Santander auf die Wahlen einwirkte und das Ausbleiben von 44 Deputirten, welche aus Furcht nicht zu kommen wagten, die Konvention von vornherein um ihr öffentliches Ansehen brachte, so wäre doch aus ihren Berathungen Bolivars Obergewalt erneuert und verstärkt hervorgegangen, wenn sich nicht schliesslich die Föderalisten mit der Partei des Santander gegen ihn verbunden hätten: da liess Bolivar die Schaar seiner Getreuen von der Konvention zurücktreten und machte diese dadurch beschlussunfähig. Die Konvention hatte nichts bewirkt, als dass die alte Verfassung aufgehoben war, ohne dass eine neue bestand. Bolivar liess sich jetzt einzeln von einer Stadt und Provinz nach der andern die Diktatur antragen, befahl Aushebung von Truppenmassen, und arbeitete ernstlich daran, die verwirrten Finanzen zu bessern und den öffentlichen Kredit zu heben.

Vielleicht wäre ihm die Neuordnung und Erhaltung

der Republik Kolumbien gelungen, wenn nicht die Peruaner, bald nachdem er ihr Land verlassen hatte, seine Herrschaft und sein Gesetzbuch abgeworfen hätten. Sie gingen weiter, ihre Truppen kamen den Missvergnügten in Bolivia zu Hülfe, auch dort wurde Bolivars Herrschaft aufgehoben und seine Soldaten trotz der Energie, mit welcher sich Sucre zu behaupten suchte, 1828 gezwungen, das Land zu räumen. Selbst in Kolumbien traten die Peruaner Bolivar in den Weg. Sie sandten Truppen über die Gränze, welche sich mit den dortigen Aufständischen vereinigten, und es entbrannte ein erbitterter Krieg, in welchem die Peruaner einen Vortheil nach dem andern erlangten. Ihr General und Präsident, Lamar, hielt sich ebenso wie Paez und Santander, für Mannes genug, Bolivars Napoleons-Rolle in Südamerika zu spielen. Unter diesen Widerwärtigkeiten ermannte sich Bolivar zu grösserer Energie: wenigstens in Kolumbien wollte er allein Herr bleiben. Er warf mehrere Aufstände nieder und liess deren Führer, unter ihnen ausgezeichnete Generäle, erschiessen; auch Santander wurde zum Tode verurtheilt, Bolivar jedoch verwandelte die Strafe des alten Waffengefährten edelmüthig in Verbannung. Eine Revolution in Lima stürzte unterdessen seinen gefährlichsten Feind Lamar; am 22. November 1828 wurde der Frieden mit Peru unterzeichnet. Jedoch Peru wie Bolivia blieben ihres einstigen »Befreiers« Herrschaft und Einfluss verschlossen, das liess seinen Ruhm erbleichen und schien auch seine innere Kraft zu brechen. Er hatte zu Grosses und Weites gewollt und, weil er darin scheiterte, wankte auch die Unterlage für seine engere Stellung. Seine Pläne und Unternehmungen erhielten jetzt etwas Schwankendes und Unsicheres, seine Freunde und Anhänger minderten sich von Tag zu Tage, und schon sah er sich genöthigt, seine Hauptstärke in der Unterstützung der Gesandten von England, Brasilien und den Vereinigten Staaten zu suchen, deren Interessen mit der Auflösung der Kolumbischen Republik in Kleinstaaten nicht gedient war.

Um eine klare Antwort vom ganzen Volke zu seinen Gunsten zu erhalten, wandte sich Bolivar in einem öffentlichen Aufrufe an das Land, es solle seine politischen Wünsche unumwunden aussprechen. Mehrere Versammlungen von Notabeln erwiderten, dass eine Trennung von Neugranada und Venezuela nöthig sei. Man gab ihm auch zu verstehen, dass er selbst das erste Hinderniss dieser heilsamen Maßregel sei. Bolivar griff wieder zu seinen gewöhnlichen Mitteln, seinen Landsleuten nahe vor die Augen zu rücken, was denn geschehen solle, wenn er nicht mehr da sei? Plötzlich wurde überall die Erzählung von einem Mordanfall auf Bolivar verbreitet, nur durch ein Wunder sei er in der Nacht vom 25. September 1829 den Dolchstichen entgangen, er selbst liess eine Menge goldener und silberner Medaillen auf dies Ereigniss schlagen. Dann reichte er dem Kongress seine Entlassung ein, indem er zugleich in beweglichen Worten seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit bezeugte. Noch einmal bestätigte ihn der Kongress im Januar 1830 zur Präsidentschaft. Mit 8000 Mann marschirte er jetzt gegen seinen Hauptgegner Paez, der auf vollständiger Trennung von Venezuela und Neugranada bestand. Paez erwartete ihn in einer festen Stellung bei Maracagho an der Spitze von 12,000 Mann. Bolivar konnte nichts ausrichten, er sah, dass alles seine Sache verloren gab und seinem mächtigen Gegner zuströmte. Da ergriff ihn der Unmuth vollends, er dachte ernstlich an Abreisen nach Europa und bot dem Kongress wiederum seine Entlassung an. Diesmal wurde sie angenommen, am 4. Mai wurde Mosquera zum Präsidenten von Kolumbien ernannt und für den »Befreier« der öffentliche Dank und eine Nationalbelohnung von jährlich 150,000 Francs votirt, welche er in oder ausser Kolumbien verzehren könne. Wahrscheinlich hatte er in den geheimen Vorunterhandlungen sich zur Abreise verpflichten müssen.

Bolivar zog sich auf sein Landgut zurück bei Bogota, dort empfing er Beileidsbesuche von den Behörden, bei

seinem Abschiede vom Heere war alles in Thränen aufgelöst. Am 10. Mai reiste er langsam nach der Hafenstadt Cartagena; überall auf dem Wege bezeugten ihm Behörden und Notabeln ihre Trauer über seine Abreise. Dies wäre noch in erhöhterem Maße geschehen, wenn man geglaubt hätte, dass es ihm wirklich Ernst sei, das Land zu verlassen. Als man sich davon überzeugte, brachen unter den Truppen Aufstände aus, mehrere Generäle erklärten sich für ihn auf verschiedenen Punkten, die Regierungstruppen wurden geschlagen und die Kongressstadt Bogota selbst von den Aufständischen eingenommen. Bolivar unterdessen wartete unter verschiedenen Vorwänden Monate lang mit seiner Abreise. Es kamen Deputationen, um ihn davon abzuhalten. Er wartete, unmuthig und unschlüssig. Noch hatte sich nicht die öffentliche Stimme des ganzen Landes laut genug für ihn erklärt. Da fiel er in eine tödtliche Krankheit, Viele glaubten, durch Vergiftung. Er empfing ruhig die Nachricht von seinem nahen Ende, vermachte seine diamantenen Kreuze und Ehrengeschenke an die Staaten und Behörden, welche sie ihm verehrt hatten, schrieb am 11. Dezember einen offenen Brief an die Kolumbier, worin er ihnen als ihr höchstes Gut die Erhaltung der Einheit an's Herz legte, und starb sechs Tage später, erst 45 Jahre alt. Von seinem grossen Vermögen war nur noch ein Zehntel übrig, das Andere hatte er für sein Vaterland aufgeopfert, auch von seinen 1200 Negern hatte er seinem Worte getreu 1000 freigegeben.

Bolivar hatte in der letzten Hälfte seines öffentlichen Wirkens viele Beweise von Herrscher- und Feldherrntüchtigkeit gegeben. Er wäre ein grosser Mann geworden, hätte er sich von den angebornen Eigenschaften der spanischen Kreolen lossagen können. Er würde ein festes und machtvolles Staatsgebäude gegründet haben, wenn ein solches im spanischen Amerika überhaupt möglich wäre. Mit ihm begrub man auch die Republik Kolumbien. Wenige Monate nach seinem Tode löste sie sich in die Staaten

Venezuela, Neugranada und Ecuador (Quito) auf, ohne auch nur die ersten Grundlagen für politische Festigkeit, Macht, Wohlstand und Volksbildung zu gewinnen.



Clay.

Einen ganz andern Eindruck, als das Leben und Wirken Bolivars, macht das von Heinrich Clay, der in der neueren Zeit ohne Zweifel der grösste Staatsmann war, welchen die Vereinigten Staaten hervorgebracht haben. Er war der arme Sohn eines armen Handwerkers, und stieg gleichwohl zu einer Höhe von Macht und Einfluss, welche durch Fürstenrang keinen grössern Glanz mehr gewinnen konnte. Er war Parteimann, und gleichwohl erkannten alle Parteien ihn als den ersten Staatsmann ihres Landes an, brachten die Blätter aller Farben seine Todesnachricht im Trauerrand. Er war kein Volksgünstling, er war eines der Häupter eines freien Volkes. Wo er erschien, neigte man sich ihm voll Ehrerbietung, und die Genossen der verschiedensten Parteien lauschten auf seine Worte und hielten den Rath heilig, den er für die kommenden Zeiten gab. Der Schlüssel zu einem so grossartigen Wesen liegt darin, dass dieser Mann einem freien und mächtigen Volkswesen angehörte, welches ihm möglich machte, durch Thaten und Verdienste sich empor zu schwingen. Er erhob sich durch die Fülle und Energie seines Geistes, aber er stand auch fest in seiner innern Stärke und in der unzerstörbaren Anerkennung, welche sein Volk ihm widmete.

Henry Clay, — sein Name ist sehr einfach, in's Deutsche übersetzt heisst er Heinrich Lehm, — trug in seiner Jugend das Loos der grossen Mehrzahl all der Männer, welche jetzt in den Vereinigten Staaten als Staatsmänner, Grosshändler, Fabrikanten, Advokaten glänzen. Es ist ein

Wahrzeichen dieses Volkes, dass seine ausgezeichneten Männer fast durchgängig nicht aus reichen Familien stammen, sondern aus dunkeln und dürftigen Verhältnissen sich emporarbeiteten; selbstverständlich wurden sie dann auch stahlfeste praktische Naturen. Clays Mutter hatte, da ihr Mann früh verstorben, kaum die Mittel, um ihre sechs Kinder zu ernähren. Der junge Heinrich, geboren den 12. April 1777 in Hannover im Staate Virginien, lernte daher in einer Dorfschule nur das Nothdürftigste und musste als Knabe schon bedacht sein, einen Beitrag zum Unterhalt seiner Familie zu erwerben. Aber unter dem, was er in der Schule lernte, war auch die Geschichte seines Landes, er wurde als Knabe schon bekannt nicht blos mit den Bestandtheilen, den Erzeugnissen und dem Verkehr der Vereinigten Staaten und dem Leben ihrer ausgezeichneten Männer, sondern auch mit ihrer politischen Verfassung, und wusste vielleicht damals schon die Beamten und ihre Gewalten sowohl in der Bundesstadt Washington als in Richmond, dem Regierungssitz seines Mutterstaats Virginien, zu nennen. Denn dergleichen bildet einen wesentlichen Theil des Unterrichts auch in den amerikanischen Dorfschulen. Dadurch aber bekam schon der Knabe Ideen und Kenntnisse, welche seinen Geist erweiterten und die Werdelust hervorriefen, die in der Brust jedes Amerikaners steckt. Zuerst dachte er nun, wie die meisten andern Landsleute, durch den Handel ein Mann zu werden und trat in seinem vierzehnten Jahre bei einem Kaufmann ein, war aber schon zwei Jahre darauf bekannt durch sein gescheidtes Sprechen in den vielerlei Versammlungen und durch geschickte Zeitungsartikel. Was war nun in Amerika natürlicher, als dass eine politische Partei sich eines solchen Talents zu versichern suchte und ihm und Anderen so lange zusprach, bis er Sekretär bei dem Gerichte wurde!

Auf einem solchen Posten bleiben dort nur ältere Männer, jüngere betrachten ihn als Durchgang zur Advokatenlaufbahn. Auch der junge Clay arbeitete sogleich in

seinen Mußestunden auf der Geschäftsstube eines Advokaten, lernte den Prozessgang, Verträge und Klageschriften aufsetzen, sah sich nebenbei in den Entscheidungen der Gerichtshöfe um, machte dann in einem einzigen Jahre seine eigentlichen Rechtsstudien ab und trat als Advokat auf. Eine so rasche Vorbereitung zu diesem Berufe ist in den Vereinigten Staaten nichts Ungewöhnliches. Der angehende Jurist will vorerst nur so viel lernen, dass er sich im geltenden Rechte zurecht finden kann; dann wagt er sich gleich vor die Bar, die Praxis ist ihm die beste Schule und sein Verstand und seine Redegabe sind sein Handwerkszeug. Das amerikanische Zivilrecht ist viel zu weitläufig, verwickelt und unsicher, als dass man sich mit einem gründlichen und allseitigen Studiren desselben Jahre lang bemühte: die Hauptsache ist, die ersten Handgriffe wegzubekommen und im Übrigen dem eigenen Glück und Witze zu vertrauen. In Virginien sah Clay nun erfahrene Juristen genug in Thätigkeit, er ging daher einen Staat weiter nach Westen und begann in Lexington in Kentucky. Da war er gegen zehn Jahre lang als Advokat thätig, eine lange Zeit in Amerika für einen strebenden Mann, um sich Kenntnisse, Ruf und Vermögen zu erwerben. Es sind solche Jahre für den jungen amerikanischen Advokaten eine Zeit voll drängender, praktischer Thätigkeit, er macht sich bekannt mit allen Gewerben, Kanälen, Eisenbahnen und andern Verkehrsmitteln, schliesst sich an einen ältern Parteiführer an, lernt von ihm die Politik und ihre Künste, und thut sich hervor bei öffentlichen Angelegenheiten jeglicher Art. Clay galt bald für einen Advokaten, der aus einem Prozess noch etwas machen könne, an dem jeder Andere verzweifele. Wenige besassen solche praktische Kürze und Schärfe in ihrer Rede, das Wort floss ihm vom Munde und traf doch wie ein gut geführter Degen.

Die Advokaten sind in den Vereinigten Staaten die geübten und immer bereiten Sprecher des Volkes, ihre Laufbahn ist daher eine öffentliche und führt zu allen Staats-

ämtern. Als daher zur Revision der Verfassung von Kentucky eine Versammlung berufen wurde, konnte es nicht fehlen, dass auch Clay hineingewählt wurde. Es bezeichnet seinen mannhaften Charakter, dass er hier darauf antrug, die Sklaverei durch die Verfassung aus dem Staate Kentucky auszuschliessen. Er erkannte das ungeheure Übel, welches der schwarze Afrikaner über jeden Staat bringt, und scheute sich nicht, ein radikales Mittel zur Abhülfe auszusprechen, obwohl er vorher wusste, wieviel Hohn und Erbitterung sein Antrag ihm einbringen werde. Er verlor seine Popularität, und Kentucky blieb noch lange Zeit ein Sklavenstaat, soweit die Deutschen sich nicht vom Ohio her in diesen Staat hineingesiedelt haben; denn bekanntlich können die Deutschen mit Sklaven nicht wirthschaften, und wo sie sich ankaufen, hört die Sklaverei auf. Der Ärger über Clays Antrag legte sich wieder, aber sein männliches Auftreten konnte nicht vergessen, sein Talent nicht unbenutzt bleiben. Kaum dreissig Jahre alt, wurde er nach Washington gewählt, um für kurze Zeit einen abgegangenen Senator zu ersetzen, und trat nach seiner Rückkehr als Abgeordneter in die gesetzgebende Versammlung von Kentucky ein, welche ihn alsbald zu ihrem Sprecher machte. Im Jahre 1806 kehrte er als Senator nach Washington zurück, wurde dann für das dortige Repräsentantenhaus gewählt, das ihn sich ebenfalls zum Sprecher erkor. Seit dieser Zeit war er bei fast allen Verhandlungen und Beschlüssen des Kongresses betheiligt; bei jeder Wahl erhielt er regelmäßig die meisten Stimmen, sei es für das Repräsentantenhaus oder für den Senat.

Washington ist nun wie kein zweiter auf der Welt der Platz, auf dem grosse Leidenschaften und arge Ränke sich bekämpfen. Der ist dort bald zerrieben, der in sich selbst keinen Halt findet oder gutmüthig sich leiten lässt; die Partei lässt ihn fallen, kein Mensch hält ihn aufrecht. Der Kongress richtet über alle bedeutenden Fragen der Union, gleichsam nur das Provinzielle ist den einzelnen Staatenregierungen überlassen. Der Schwerpunkt der Union

ruht daher im Kongress, dorthin strömen Ansichten, Pläne und alle stürmischen Wünsche, von dorther geht wieder Leben, Antrieb und Entscheidung aus. In Washington war auch der Platz für Clay. Anfangs schlug auch er sich tapfer herum, dann aber stand seine Grösse unerschüttert fest, wachsend ein langes Leben hindurch. Unter den Männern, welche im amerikanischen Kongress hochragen durch Charakterstärke, Weitsicht und Redegewalt, schien er immer noch um einen Kopf sich höher zu erheben.

Der Grundtrieb seiner Politik war, die Vereinigten Staaten — politisch, materiell, geistig — als ein durchaus selbständiges eigenthümliches Ganzes herauszustellen und dafür feste Institutionen zu schaffen. Gleich zu Anfang seiner Laufbahn in Washington entwickelte er die Grundzüge seines »amerikanischen Systems«, welches darauf hinausging, durch nationale Handelspolitik die einheimische Industrie zu kräftigen und von Europa unabhängig zu machen; es war, als wenn Clay Fichtes Ideen vom geschlossenen Handelsstaate gekannt hätte. Die Vereinigten Staaten hatten während der französisch-europäischen Kriege eine lange Zeit der Muße, ihre staatlichen Einrichtungen zu festigen, ihr Gebiet zu vergrössern und fruchtbar zu machen. Dann kam der letzte Krieg mit England. Materiell brachte er ihnen wenig, aber er nützte dadurch unberechenbar, dass er die letzten Bande zerriss, mit denen die Staaten noch durch Gefühl und Gewohnheit mit dem Mutterlande England zusammenhingen, und sie selbstbewusst und entschieden nur auf sich selbst stellte. Clay war der grosse Agitator dieses Krieges. Er riss sie zur offenen Kriegserklärung gegen England hin, er war während der ganzen Dauer des Krieges, wie öfter vorher und nachher, der Sprecher des Repräsentantenhauses und der grosse Beweger und Führer der Volkspartei, er gab die Pläne und Hülfsmittel an, und er war es auch zuletzt, der als Bevollmächtigter seines Landes den Frieden abschloss. Der Präsident Madison wollte ihn im Kriege zum Oberkommandanten haben,

überzeugt, dass Clays Talente und seine gewaltige Macht über das Volk sich auch in der Kriegführung bewähren würden. Clay schlug das Anerbieten aus; ebenso lehnte er es später wiederholt ab, Minister oder Gesandter zu werden: sein Platz war zu Washington im Hause der Repräsentanten oder Senatoren, um von dort aus mit seinen Rathschlägen und seiner hallenden Stimme die Geschicke des Landes zu lenken.

Um den Frieden und zugleich einen Handelsvertrag mit England abzuschliessen, kam Clay mit den ersten Grössen der amerikanischen Verwaltung, mit Jonathan Russel, John Quincy Adams, Albert Galatin und James Bayard, nach Gent. Durch seine Schlauheit, Energie und Überredungsgabe brachte er die möglichst vortheilhaften Bedingungen zu Stande. Ein Artikel gestand England die freie Schiffahrt auf dem Mississippi zu bis zu dessen Quellen: Clay nannte diesen Artikel einen Pfahl im Fleische Amerikas, und es gelang ihm zuletzt, ihn auszuschneiden. Bei seiner Rückkehr empfing man ihn in Amerika wie einen römischen Triumphator. Seine Reise nach Europa brachte noch eine andere Frucht. Er hatte England, Frankreich, wo ihn Frau von Staël in Paris auszeichnete, die Niederlande und Deutschland gesehen, und fand sich hier, da er nur mit amerikanischen Augen sah, bestärkt in seinen Ideen von der grossartigen Zukunft Amerikas. Mit noch grösserer Entschlossenheit verfolgte er jetzt Jeffersons »amerikanischen Gedanken«, alle amerikanischen Staaten von der Abhängigkeit von Europa gänzlich zu befreien und die europäische Staatsverfassung aus dem Kontinent von Amerika herauszukehren. Er betrieb daher mit aller Kühnheit und Fruchtbarkeit seines Geistes die Unabhängigkeit und Organisation der südamerikanischen Freistaaten, die Heere und Banden derselben sahen nach Washington auf ihn als ihren geistigen Führer: was er im Kongresse sprach, das lasen in Südamerika die Offiziere ihren Leuten vor. Er hatte seinen bedeutenden Antheil daran, dass in jene Staaten, deren Bevölkerung zu

vier Fünfteln aus Gesindel bestand, doch eine Art von festerer Ordnung und Ruhe eingeführt wurde, sie nannten ihn daher ihren »grossen Friedensstifter«. Im Jahre 1824 gelang es ihm, im Kongresse die Erklärung durchzusetzen, dass die Vereinigten Staaten für die süd- und mittelamerikanischen Republiken sofort Partei ergreifen würden, sobald eine europäische Macht dort zu Gunsten der Spanier einschreite. Damit war die Unabhängigkeit der Freistaaten des spanischen Amerika besiegelt. Ein Jahr später unterhandelte Clay als Staatssekretär die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit bei dem Kaiser von Russland und dem Könige von Spanien, indem er sich darauf berief, für die spanische Herrschaft werde kein Mensch den Degen ziehen.

Noch fast ein Menschenalter hindurch blieb Clay einer der Hauptführer der Politik seines Landes. Diese war jetzt den innern Zuständen und Bedürfnissen zugewendet. Als die Masseneinwanderung und das Überströmen der Demokratie bei Vielen die Befürchtung erregte, die amerikanischen Staatseinrichtungen würden sich nicht mehr konsolidiren, alle Gewalt in der Union werde sich in der Bundesregierung ansammeln, und dies zuletzt um so eher zur Zerreissung der Union führen, trat Clay gänzlich zur Whigpartei über und blieb ihr erklärtes Haupt bis zu seinem Tode. Fast ein Menschenalter hindurch wurde er daher regelmäßig von den Whigs als Präsidentschafts-Kandidat aufgestellt. Kein Amerikaner hat so oft vor den Wahlschranken gestanden, als der Kandidat zur höchsten Würde des Landes, als der Mann, auf welchen sich Aller Blicke richteten, die Einen mit Begeisterung, die Andern mit Furcht, — keiner ist so oft in der Wahl unterlegen. In dem Kampfe der beiden grossen Parteien, der Whigs und Demokraten, behielten die Letztern stets die Mehrheit der Stimmen. Dass aber trotz aller Niederlagen Clay regelmäßig wieder von den Whigs als ihr Kandidat aufgestellt wurde, dass so lange der Glaube an sein Glück wie an seine Grösse unerschüttert blieb, das ist wohl eines der

seltensten Zeichen von der Verehrung eines Staatsmannes und von seiner Herrschaft über die Gemüther der Menschen. Einmal, im Jahre 1848, würden ihn seine allbekannten grossen Eigenschaften, seine reine Vaterlandsliebe doch vielleicht auf den Präsidentenstuhl erhoben haben, wenn nicht der Feldherr des mexikanischen Krieges, Taylor, der alte General »Rauh und Rüstig«, Volksliebling geworden wäre. Obgleich Clay aber bei jeder Präsidentenwahl unterlag, wurde er doch keineswegs darüber verstimmt oder ärgerlich, sein Einfluss blieb ebenso ungeschwächt, als die Whigpartei trotz ihrer Niederlagen stark und thätig blieb. Clay war jedes neuen Präsidenten redlicher Rathgeber, wo es sich um das Beste des Landes handelte. Man mag den amerikanischen Staatsmännern alle punischen Listen und alle Geldgedanken der alten Venetianer vorwerfen, aber kleinlich sind sie niemals. Sie suchen eineinander durch kühne Schachzüge aus dem Sattel zu heben, aber sie erkennen offen jedes Verdienst und Talent ihres Gegners an, und geben ihm nicht selten eine schöne Gelegenheit, sich neu zu bewähren. Eben so wenig stand Clay, obgleich zuletzt wesentlich konservativ, d. h. amerikanisch konservativ gesinnt, zurück, wo es irgend eine Reform durchzusetzen galt, welche er als heilsam erkannte. Dann war er wenig bekümmert darum, ob dadurch die Interessen vieler seiner Parteigenossen verletzt würden. Die reichen befruchtenden Gedanken, welche er in den Gang des amerikanischen Staatswesens gesäet hat, werden noch lange fortwuchern.

Wenn Clay nicht in Washington war, residirte er wie ein Fürst auf seinem Landgute Ashland in Kentucky. Auch sein häusliches Leben war von frühen Stürmen nicht verschont geblieben, und die Haushaltung im hohen Stil, die grossartige Gastfreundschaft, die Leidenschaft für das Hazardspiel, was Alles er so lange Zeit fortsetzte, versetzte ihn in finanzielle Verlegenheiten. Jedoch brachte sein ausgezeichneter Verstand, seine ruhige Klarheit alles wieder in's

Gleiche und liess ihn ein ziemlich heiteres Alter geniessen. In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich mehr den religiösen Dingen zu und liess sich noch nachträglich über den ganzen Leib taufen. Manche fanden das bei einem solchen Manne sonderbar; man kann indessen bei eines Amerikaners Handlungen niemals sagen, wie viel darin Berechnung, zufälliger Antrieb, oder innere Nothwendigkeit ist. In religiösen Dingen finden sich bei den erleuchtetsten Amerikanern oft die wunderlichsten Ideen: der nüchterne Verstand, der sie sonst beherrscht, fordert sein Gegengewicht.

Wir werfen noch einen Blick auf die lange Zeit von Clays vergeblicher Anwartschaft auf den Präsidentenstuhl. Das erste Mal konnte er zu Ende des Jahres 1824 als Kandidat auftreten. Keiner der drei Hauptbewerber, — Adams, Jackson, — Crayford hatte die erforderliche Stimmenzahl. Da schlug sich Clay mit seinen Anhängern auf die Seite seines alten Meisters und Gönners Adams, dieser wurde Präsident und ernannte ihn zu seinem Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Die erbitterte Opposition, welche die demokratische Partei gegen Adams in's Werk setzte, fiel mit besonderem Grimm auch auf Clay. John Randolph nannte ihn im Kongress sogar einen falschen Spieler. Clay schlug sich mit ihm, jedoch unblutig. In den beiden nächsten Präsidentenwahlen unterlag er gegen Jackson, sein persönlicher Feind van Buren erhielt seine Staatssekretärstelle und wurde bei der Wahl von 1836 selbst Präsident. Nun an der Spitze der Opposition, verbündet später mit zwei gleich schwergewichtigen Staatsmännern, mit Webster und Calhoun, schlug Clay die Angriffe der Demokraten auf die Prinzipien und Institutionen der Whigs wiederholt siegreich zurück. In Sachen der Nationalbank, der Gründung der Kolonie Liberia durch freie Neger, der französischen Entschädigung, der Regelung der Einfuhrzölle durch die nach ihm benannte Bill, und in mehreren andern Fragen stand Clay im Kongresse wie ein gewaltiger Feldherr da, der

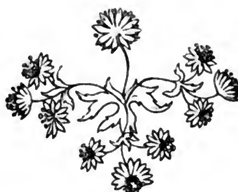
die anstürmenden Feinde niederwirft. Nie zeigte er sich grösser, als wenn er, unterlegen als Präsidentschaftskandidat dennoch seinen Willen zum herrschenden machte. Die Whigs unterlagen bei allen Wahlen und dennoch blieben sie eine geschlossene machtvolle Partei, — das war hauptsächlich Clays Werk.

Noch zweimal, 1840 und 1844, fragte seine Partei das Volk, ob es ihn zum Präsidenten wolle; die Entscheidung schwankte hin und her, die demokratische Partei behielt aber schliesslich wieder die Oberhand. Jetzt verzweifelten die Whigs an ihrem und an Clays Glücke, sie zersplitterten sich, und Clay zog sich, müde der Politik und der Parteien, auf sein Landgut Ashland zurück. Als sein begabtester Schüler, sein Neffe Cassius Clay, seine Fahne verliess und an die Spitze der Freesoilers trat, und als sein Sohn im mexikanischen Kriege als Kommandeur einer Artilleriebrigade den Tod fand, zog sich Clay missmuthig ganz von den öffentlichen Dingen zurück und suchte Ruhe und Befriedigung in religiösen Betrachtungen.

Seine Vaterlandsliebe rief ihn noch einmal nach Washington. Die Sklavenhalter waren in der demokratischen Partei übermächtig geworden und an dem erbitterten Widerstande, den ihnen die Sklavereifeinde entgegensetzten, drohte die Union zu zerschellen. Da trat Clay 1849 wieder in den Kongress ein, als ein Friedensstifter und Vermittler zwischen den kämpfenden Parteien. Nur Ein grosses Ziel, das seiner würdig war, verfolgte er mit vollster Hingabe seiner selbst, das Ziel, die Union zu erhalten. Das Ringen und Arbeiten, das Bitten und Flehen des Greises war rührend; er erntete Spott und Undank ein von beiden Parteien, man nannte ihn spottweise die Omnibusbill, weil er für Alles eine Vermittlungsbill hatte, — aber er erreichte sein Ziel, die Vermittlung kam zu Stande, seine Kraft jedoch war aufgezehrt.

Clay starb zu Washington, auf dem Schauplatze seiner grossartigen Thätigkeit, umgeben von den Genossen derselben, am 28. Juni 1852. Obwohl lange Zeit schon leidend,

starb er doch ruhig und sanft, im fünf und siebenzigsten Lebensjahr, mit dem vollen Bewusstsein, dass er seine Pflicht gethan habe. Im Augenblick seines Todes verstummte Parteihader und Parteischimpf. Der Kongress setzte sofort in trauernder Anerkennung der Verdienste dieses Mannes die Sitzungen aus, sein politischer Gegner Cass hielt ihm im Kongress eine ergreifende Nachrede. Senatoren und Repräsentanten gaben der Leiche das Geleit bis Baltimore, ein Ehren-Komité des Senates begleitete sie bis nach Ashland, und in allen Städten und Ortschaften, durch welche der Leichenzug kam, trauerte das Volk um »seinen grossen Todten«.





XX. Der Indianer Leben und Schicksal.

Es heisst oft, die Gegenwart sei eine Zeit der aufstrebenden Nationalitäten: man könnte mit demselben Rechte sagen, der absterbenden. Wohin wir blicken, sehen wir allerdings die Völker ihre Kräfte zusammen nehmen, um freie eigenthümliche Bewegung zu gewinnen. Niemals war das Nationalgefühl so allgemein thätig und fruchtbar, niemals so bewusst in Lebensäusserungen der Völker; auch die alten halbvergessenen Sagen und Lieder kommen wieder zu Ehren. Das gilt von den kleinen wie von den grossen Nationalitäten. Aber mitten in diesem Völkerkonzert hört man mancher Stimme an, dass sie bald verstummen muss. Sie wird schwächer und schwächer, und die Zeit lässt sich bereits berechnen, wo auch ihr letzter ängstlicher Ton erstickt. Gerade der Druck, den die grossen Nationalitäten jetzt auf die kleinen ausüben, treibt diese an, noch einmal ihr ganzes Vermögen anzustrengen, um sich vor dem Untergang zu retten. Es ist aber nur ihr letzter Anlauf, die grossen Volkskörper gewinnen und dehnen sich aus, die kleinen werden unabwendbar zerfetzt und aufgerieben, wenn nicht Sümpfe oder Gebirge ihnen einen Rückhalt geben. Auch das Meer schützt nicht mehr: die entlegenen Isländer sind trotz ihrer Heimathsliebe im Niedergang begriffen. Dieselbe Strömung der Zeit,

welche schon so viel Individuelles in Ständen, Provinzialrechten und häuslichem Brauch ausgelöscht hat, ertödtet auch Tracht, Sitte, altes Recht und Sprache bei den kleinen und schwachen Völkern. Nach dem mittelalterlichen Staatsprinzip konnte ein und dasselbe Reich die verschiedensten Volks- und Staatsbildungen in möglichster Freiheit und Mannigfaltigkeit umfassen: die Geschichte der neuen Zeit hingegen arbeitet daran, einige wenige mächtige Völker als Träger eigener Kultur, als in sich gleichartige Staatswesen hervorzubilden. Das Verkümmern und Verschwinden der kleinen Nationalitäten geht deshalb in Europa von selbst vor sich, es bedarf nicht mehr wie früher dazu der Kriege und Gewaltthaten.

Noch viel tragischer ist das Loos der Ureinwohner in Amerika. Ganze Rassen sind dort im raschen Absterben begriffen. Sie weichen zurück, weiter und weiter in das entlegene Innere der Länder, die Wilden flüchten vor der herandrängenden Zivilisation, wie ihr schwacher Birkenkahn flüchtet vor den aufschäumenden Fluthen des heranbrausenden Dampfschiffs. Dort im tiefen Innern des Landes gehen sie unter, lautlos, spurlos. Die Nationalitäten, welche in Europa in eine grössere aufgehen müssen, verleiben dieser auch einen Theil ihrer Geschichte, ihres Charakters, ihrer Sitten und Gewohnheiten ein: von den Indianern wird, das spanische Amerika ausgenommen, nichts übrig bleiben, als einige ihrer Geräthschaften in ethnographischen Sammlungen und die Abbildungen und Berichte in den Büchern.

Ein grösserer Unterschied zwischen beiderlei Volksarten besteht in den Ursachen ihres Untergangs. Nationalitäten, wie die wallisische und schottische in England, die provenzalische und bretonische in Frankreich, die romanische in der Schweiz, die wallonische in Belgien, haben Jahrhunderte lang ihre Eigenthümlichkeit frisch und kräftig bewahrt in und neben den grössern Völkern; was sie an Land und Leuten einbüssten, musste ihnen durch Waffengewalt abgerungen werden. Wo sie heutzutage verküm-

mern, geschieht es auch keineswegs blos deshalb, weil sie an geistiger und bürgerlicher Tüchtigkeit hinter ihren jetzigen Besiegern zurückständen; man wird z. B. die Finnen, Weißrussen, Kleinrussen und Tataren gewiss nicht für minder befähigt halten, als die Grossrussen. Es ist der mächtigere, weitgreifendere Wellenschlag der Geschichte, der jetzt durch die Völker läuft, diesem können sie nicht mehr widerstehen. Anders verhält es sich mit den Indianern. Diese verkümmern und nehmen ab im selben Augenblick, als sie des weißen Mannes Büchse knallen hören. Es ist, als ob bei bloser Berührung mit dem Weißen ihre Lebenskraft vertrocknete, als ob der Athem des weißen Mannes ihnen die Luft benähme. Hier kann die Ursche nur in der schwächeren Natur, in der eigenen Inferiorität der Indianer liegen.

Welcherlei Art diese Inferiorität ist, und welche Wirkungen sie hervorbringt, erhellt leicht, sobald man Wesen und Treiben, Natur und Charakter dieser Völkerschaften näher betrachtet. Es genügt nur eine davon in's Auge zu fassen, denn ihre Zustände wie ihre Schicksale sind sich in ganz Nord- und Südamerika ungemein ähnlich.

Zu den kräftigsten wilden Stämmen gehören die Indianer im Gebiet der Vereinigten Staaten. In den vorderen Unionsgebieten stösst man nur noch sehr selten auf ein Häuflein Indianer, welches mitten unter den Weißen sitzen geblieben ist, etwas von ihrer Kultur angenommen hat, aber unter deren Wucht verkümmert. Gleichwie die Hütten dieser Angesiedelten halb aus Lehm und Brettern, halb aus Baumrinde, Matten und Thierfellen bestehen, so ist auch ihre Bildung ein ärmliches Flickwerk aus mühsam angelernten Sitten und Einrichtungen der Weißen und aus wildem ungezähmten Natursinn. Sie verzehren sich in dumpfem Sehnen nach Freiheit, und nach wenigen Jahrzehnten wird ihre letzte Spur verschwunden sein. Selbst im Westen der Vereinigten Staaten muss man beinahe schon die Quellen des Missouri oder Mississippi aufsuchen, um in die Nähe der freien Indianer zu gelangen. Noch erinnern diese wild

fluthenden Riesenströme und ihre Uferlandschaften an die Wilden. Erst vor zwei Menschenaltern wurden ihnen diese weiten Strecken abgekauft. Noch liegt etwas wie Schimmer und Frische der jungen Natur über dem Lande ausgebreitet. Das Dampfschiff legt tagsüber an einer Menge von rasch sich bevölkernden Städten an, jedoch die nächste Flusswendung führt wieder in blühende Wildniss, mitten in die tiefe Einsamkeit der Natur hinein. Indessen wie selten zeigt sich noch das Dach eines Wigwam am hohen Uferrande, oder sieht man dort in der Abenddämmerung einen Indianer stehen, der, stumm in seine Decke gehüllt, auf das fluthende Gewässer und das vorüberbrausende Dampfschiff hinstarrt! Einzelne armselige Familien sind zurück geblieben, die Stämme, zu denen sie gehörten, sind schon tiefer im Westen, weit weg von den Ufern der grossen Ströme.

Auf dem Wege zu diesen Stämmen nimmt der Reisende die ersten Nachtlager in den Blockhütten der Hinterwäldler, die oft stundenweit von einander wohnen. Es sind schweigsame Menschen, hart und ungesellig, denen nur wohl ist in halber Einöde. Wenn die Ansiedelungen ihnen näher rücken, entweichen sie tiefer in die Wälder und Prärien. Es geht ihnen wie den Waldthieren: nur wo diese geboren sind, können sie leben. Die rohe Natur ist in ihnen bereits zu stark geworden; auch der Beduine zieht den grünen Fluren brennenden öden Wüstensand vor, in welchem allein seine Art sich heimisch fühlt.

Schon unter diesen weißen Waldsiedlern begegnen den Reisenden Halbindianer, Mischlinge von Weißen und Indianern, hässlich gelb mit langen Haaren, welche in grösster Verachtung leben. Sie haben ihren Verkehr vorzugsweise bei den Indiantraders, den Händlern mit Indianern. Das sind Leute von den schlechtesten Sitten, denen man alles Mögliche zutrauen kann. Häufig wegen Verbrechen flüchtig geworden, errichten sie an den äussersten Gränzen der Ansiedelungen Blockhütten mit einem Waarenlager, um Handel

mit den Indianern zu treiben. Whiskey (Maisbranntwein) bildet den Hauptartikel, wofür ihnen die Wilden die Jagdbeute und die Dollars geben, welche sie als Jahrgelder von der Regierung erhalten.

Um den Handel mit Branntwein, dessen leidenschaftlich gesuchter Genuss den Indianer in wenigen Jahren zerrüttet und völlig verthiert, zu hindern, und um blutigen Zusammenstoss zwischen den Ansiedlern und den Indianern zu verhüten, besteht das Gesetz, dass auf einer Breite von dreissig Meilen hinter der letzten Staatsgränze Keiner wohnen soll. Hinter diesem sogenannten neutralen Grunde, welcher das Indianergebiet von den Ansiedelungen der Weißen scheidet, hat die Regierung an andern Punkten kleine Forts errichtet, grosse feste Blockhäuser mit einer Umzäunung von hohen Palissaden, in welchen ein paar Schwadronen Dragoner in Garnison liegen, um das wilde Volk im Zaume zu halten. In diesen Forts wohnen die Superintendenten, wie hier die Regierungsbeamten heißen, welche den Handel mit den Indianern leiten und überwachen, und ihnen zu bestimmten Zeiten im Jahre die Gelder, Lebensmittel, Waffen und Kleidungsstücke verabreichen, welche vertragsmässig für die abgetretenen Landstriche bezahlt werden. In der Nähe des Forts befindet sich gewöhnlich eine Station für Missionäre, welche von der Regierung oder von Privatgesellschaften besoldet werden, um die Indianer zum Christenthum zu bekehren. In der Regel ist die Wirksamkeit dieser Missionäre wenig segenreich. Einige Kinder kommen bis zum sechszehnten Jahre nach Laune in die Missionsschule, weil sie darin gute Kost erhalten; später gehen sie wieder auf im wilden umherziehenden Leben ihres Volkes, und vom Christenthum bleiben nur einige verworrene Ideen übrig: das ist die ganze Frucht der Thätigkeit amerikanischer Missionäre. Selbst Diesen wird es schwer, sich von dem eingewurzelten Hasse gegen das Indianervolk loszumachen. Die französischen Jesuiten allein und die deutschen Herrnhuter haben es verstanden, die wilden

Kinder der Prärien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren; ihnen gelang es, dazu den wichtigsten und schwierigsten Schritt zu thun, indem sie den armen blöden Nachtrab der Kultur in deren Eingangsthore einführten, welche aus Ackerbau und festem Wohnsitz aufgebauet sind. Auf die deutschen Herrnhuter vorzüglich lässt sich überall, wo sie unter den wilden Völkern gewirkt haben, das biblische Wort anwenden: ihr Leben war Wohlthun.

Sieht man sich nun näher unter den Indianern um, in ihren Hütten, in ihren Rathsversammlungen, beobachtet man sie bei Jagden, Schmäusen und religiösen Festlichkeiten, so ist man sehr bald über ihr ganzes Leben und Treiben im Klaren. Es ist alles bei ihnen einfacher unverfälschter Naturzustand, und dieser ist weder appetitlich, noch ist viel darüber zu sagen. Gleich bei der ersten Begegnung mit ihnen fühlt man unwillkürlich die weite Kluft zwischen diesen Wilden, welche die liebe Natur noch gefangen hält, und der Kultur, durch welche die Natur beherrscht, verschönt und vergeistigt wird. Die Indianer thun nur das Nothwendigste, was die Leibesbedürfnisse verlangen, und auch das nur auf die roheste und ärmlichste Weise: alle übrige Zeit spielen sie oder dämmern so hin. Ihre Hütten sind leicht hergerichtet aus Stangen und Zweigen, bedeckt mit Rasen, Baumrinden, Fellen und Matten. Die Kleidung bereiten sie sich aus Wildhäuten, oder erhalten sie von der Regierung, oder tauschen sie ebenso wie Flinten Pulver und Blei von den Händlern ein. Etwas Mais ist das Einzige, was die Familie durch Handarbeit der Erde abgewinnt, für die übrigen Lebensmittel ist sie auf den zufälligen Ertrag der Jagd, auf wilde Wurzeln und Waldfrüchte, auf alles kleine und essbare Gethier angewiesen. Der Hunger ist daher ein regelmässiger Gast in den Indianerhütten. Die Phantasie der Weißen, welche mitten unter dem Reichthum und Zwang des zivilisirten Lebens, Sehnsucht nach freier Wildniss empfinden, hat das Indianerleben ausgeschmückt,

in der Nähe betrachtet, behält es kaum noch einen Reiz für halb verwilderte Kanada-Franzosen.

Die nordamerikanischen Indianer stehen unter den wilden Völkern verhältnissmäßig auf keiner niedrigen Stufe: ihr bürgerlicher Verband aber, ihr geistiges Vermögen und ihre Sprache, ihre Religion und Sittlichkeit tragen im Wesentlichen dieselben charakteristischen Merkmale an sich, welche den Ethnographen bestimmen, darin nur die ersten Stufen menschlicher Gesittung zu erblicken.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen der Indianer sind höchst einfach. Von Familie, Staat und Recht haben sie möglichst wenig, gerade nur eben so viel, als das Naturbedürfniss, die Noth, die zufällige Gewöhnung an einander, hervorrufen. Gesetzlosigkeit ist, im Grossen und Ganzen genommen, der Grundcharakter ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Ehe wird ohne alle Feierlichkeit blos dadurch eingegangen, dass der junge Indianer in die Hütte der Eltern oder Brüder des Mädchens, oder dieses in die Hütte der Verwandten ihres Bewerbers aufgenommen wird, nach einigen Monaten oder Jahren baut der Mann sich seine eigene Hütte. Von wärmerer Zuneigung unter den Eheleuten ist kaum eine leise Spur vorhanden, selbst die himmlische Gabe der Liebe berührt nur selten und flüchtig die Herzen dieser Naturkinder. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, das ist die Norm der Ehe. Gegen Misshandlungen findet sie zweifelhaften Schutz bei ihren Verwandten. In ihrer Hütte hat jedoch auch die Indianerin ein gewisses Herrschaftsrecht, der Mann mischt sich nicht in das Wenige von Ordnung, was sie darin aufrecht hält. Auch weiset sie dem Fremden wie den Brüdern und Verwandten ihren Platz im Wigwam zu. Gefällt die Frau dem Manne nicht mehr, so heisst er sie zu ihren Verwandten gehen, oder er nimmt sich eine andere hinzu, wenn er beide ernähren kann. Lebhaft ist dagegen das Bewusstsein der gemeinsamen Abstammung; das Gedächtniss der Vorfahren und

das Abzeichen des Stammes oder der Familie wird in Ehren gehalten, und Eltern, Kinder und Verwandte fühlen die Pflicht, im Nothfall für einander zu sorgen.

Eine Art von Obrigkeit besteht nur durch das Ansehen der Weisen und Tapfern. Vor den lange Bewährten hat Jeder grosse Achtung. Gehen die Männer auf den Kriegspfad, so ist der Beste der Anführer oder Häuptling. Die Entscheidung jedoch beruht immer in der freien Rathsversammlung. Wer sich dem Willen oder der Meinung der Andern nicht fügen will, zieht unbelästigt von dannen, und schlägt anderswo seine Hütte auf. Der Hunger, die Furcht vor Feindesüberfall, und vor allem die niemals ruhende Begierde, sich auszuzeichnen und Lob einzuärnten, führt ihn häufig zu seinen Stammesgenossen zurück. Stirbt ein berühmter Häuptling, so nimmt man seinen Nachfolger gern aus den Sprösslingen seiner Mutter oder Schwester, gleichsam, als wenn die Anlage zu Kraft und Weisheit nur durch die Weiber forterbte; freilich ist auch bei dem Leichtsinn der Indianerinnen die Vaterschaft unsicher. Nach festem Recht und Gericht haben die Indianer kein Verlangen, sie bedürfen es nicht. Das Recht kann sich bei ihnen nicht entwickeln, weil Sondereigenthum an Grund und Boden dafür keinen Anhalt gibt. Am beweglichen Vermögen ist Eigenthum anerkannt, es wird, ausser durch Jagd und Krieg, durch Handel, Tausch, und Familienerbschaft erworben. Sklaven kennen sie nicht, der Kriegsgefangene wird getödtet oder in den Stamm als ein Familienmitglied aufgenommen. Raub und Beleidigungen rächt Jeder selbst: er ist eben so lange sein eigener Richter, bis er den Unwillen, den Widerstand, die Rache der Übrigen hervorruft.

Überaus scharfsinnig und schlau sind die Indianer in den Listen auf der Jagd, im Überfall des Feindes, in der Rathsversammlung. Ihre sonstigen Geschäfte besorgen sie mit grosser Trägheit und Sorglosigkeit. In der Verfertigung von Schmucksachen und Geräthen bleiben sie den über-

lieferten Handgriffen treu, und zeigen einen gewissen rohen Geschmack darin, der sich an bunten Figuren und Farben ergötzt. Auffallend ist ihr Unvermögen, Ideen zu verbinden und Schlüsse zu ziehen. Ihr geistiger Blick hat immer nur die gerade Richtung, bald auf das Eine, bald auf das Andere, daran bleibt er kleben und erhebt sich nicht zum Überschauen des Ganzen. Auch fällt es ihnen sehr schwer, an die Zukunft zu denken und dafür Plane und Anstalten zu machen. Wohl aber haftet ihr Gedächtniss und ihr Denken mit Zähigkeit an vergangenen Ereignissen. Die Zukunft ist für sie inhaltslos, so gut wie nicht vorhanden, weil ihr Geist in die Leere nichts hinein zu legen vermag.

Kurzum, die Indianer sind noch viel mehr, als unsere rohesten Bauern, schwer von Begriff, und ihre vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte, wie vielleicht auch bei vielen ihrer Landesnachfolger, den jetzigen Amerikanern, hauptsächlich in der Öde und Starrheit ihres Geistes den Grund haben. Sehr aber unterscheiden sie sich von Diesen durch eine andere Eigenthümlichkeit. Kein Indianer ist für ein Gemeingefühl, für eine Idee zu begeistern. Nur was ihn selbst trifft, regt ihn zur Thätigkeit auf. Aus Stolz, Ehrtrieb, Rache duldet und unternimmt er das Äusserste mit grosser Ausdauer. Alles Andere berührt ihn kaum, er hat kein Verständniss dafür.

Geist und Denkkraft der Indianer spiegelt sich zunächst in ihrer Sprache, denn die Sprache ist bekanntlich der geistige Mensch. Wenn sie mit einander sprechen, hört es sich artig an, es ist eine lebendige Mosaik von ganz einfachen Naturlauten, oft wie Vögelgezwitscher, Pfeifen und Gurgeln, und dann wieder wie Tosen, Ächzen, Rollen. Aber in dieser Sprache ist wenig höhere Vernunft, oder sie gibt sich nur sehr matt darin zu erkennen. Es fehlen zum grössten Theil die allgemeinen Begriffe. Der Indianer sagt von seinem Nachbar: er isst, er trinkt, er schläft, er jagt, aber niemals redet er von dessen blosem Leben und

Dasein, er hat kein Wort für das einfache Existiren, weil keinen Begriff dafür.

Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benamt er ganz genau, jedoch fehlt ihm das Wort, welches den Gattungsbegriff Eiche ausdrückt: er ist noch nicht so weit gekommen, das charakteristisch Gemeinsame all der Eichenarten aufzufassen. Der indianische Wort- und Satzbau selbst ist ohne das logische Element. Für die einfachsten Dinge braucht der Wilde eine Menge zusammengesetzter Wörter, und darin sind Silben und Wörter entweder rein äusserlich an einander gehängt, oder so, dass in das erste Wort die übrigen gleichsam eingeschachtelt werden: die Wörter sind nicht aus einander hervorgegangen, sondern zusammen geleimt. Die Rede selbst besteht ebenso aus lauter einzelnen abgerissenen Sätzen hinter einander, der Gedanke, welcher dem Ganzen Sinn und Leben gibt, schimmert nur undeutlich durch. Der Dakotah-Indianer sagt zu seinem Feinde nicht: weil du mein grosses Volk beschimpft hast, deshalb musst du sterben, — sondern: gross ist der Dakotah, ich tödte dich. Mit dieser Natur der Indianersprache hängt auch zusammen, dass sie sehr in das Einzelnste geht, überaus bildlich, naiv poetisch ist. Für Händewaschen hat sie z. B. ein ganz anderes Wort als für Gesichtwaschen. Ein Strom, dessen Ufer eingestürzt sind, heisst Akahela, wörtlich Wasser-Fresser-Land. Die schönste Stelle am Champlain, wo die Wogen an Felsen branden, führt den Namen Ticonderoga, wörtlich Wasser-Stein-Schlagen. Nach tieferen Gründen solcher Eigenschaften der Indianersprache braucht man nicht lange zu suchen, wir sind in dieser Beziehung fortwährend von einer Menge kleiner Indianer umgeben. Die Kinder bis zum siebenten Jahre denken gerade so, bilden ihre Worte und Sätze gerade so wie die Indianer, und man kann sich leicht das Vergnügen machen zu hören, wie flink und lustig die Kinderzunge indianische Worte nachspricht, z. B. die Namen der sechs Nationen im New-York-Staat: Oneida, Onondaga, Cayuga, Seneca, Wyandot, Tuscarora.

Ein tieferer Blick in der Wilden Natur hinein erschliesst sich bei Beobachtung ihres religiösen Gebahrens. Des Indianers Charakter ist von einer ernsten Religiösität ganz erfüllt, sie beherrscht vollständig sein Denken und Thun. Es ist jedoch eine eigne Art von Religiösität. Der Wilde glaubt sich überall von unsichtbaren Geistern umgeben, von Dämonen oder Manitus, in deren Gewalt zu kommen er sich fürchtet. In jedem Dinge, jedem Ereigniss, das ihn betroffen macht, steckt für ihn ein geheimnissvoller Geist: so im Bär oder Büffel, der seinem guten Schuss entgeht, im wildrauschenden Strom oder Gewitter, im heranrasselnden Dampfschiff, im Ticktack der Uhr. Wie alle Völker niederer Bildung, glaubt er fest an Träume, an Ahnungen, und hat tausend gute oder böse Vorbedeutungen. Nicht das kleinste Werk unternimmt er, ohne vorher die Manitus durch Opfer, Beschwörungen und allerlei Teufeleien zu sühnen und sich geneigt zu machen. Kein Bursche geht auf seinen ersten Kriegspfad aus, ohne durch Nachtwachen, Fasten und Beschwörungen an einsamen Orten sich seinen Schutzgeist, gleichsam seinen Leibmanitu einzufangen, den er wie durch plötzliche Eingebung auf einmal in einem bunten Steinchen, in einem Ast oder Wurzelfigürchen zu entdecken glaubt. Der heilige Sack (Medicine bag), welcher bei den religiösen Tänzen der Indianer eine grosse Rolle spielt und bei dessen Berührung sie häufig in Zuckungen fallen, enthält nichts als eine Sammlung von allerlei Knöchelchen, Muscheln und Holzfigürchen, an welche die Manitus gefesselt sind. Der Priester bei den Indianern, welcher fortwährend mit den Manitus umgeht und die Kraft seiner Beschwörungen am besten abzuschätzen weiss, kann nicht anders als ein Gaukler werden, der immer bei wunderbaren Zeichen und Beschwörungen zu erscheinen hat, um sich selbst wie die Andern zu betrügen.

Die Religion der Indianer ist keine Ehrfurcht vor dem hehren allgewaltigen Weltgeiste, keine kindliche Liebe zu Gott, sie ist Furcht, tiefe düstere Furcht vor den unheim-

lichen Gewalten. Alles in der Natur kann dem Indianer plötzlich verdächtig scheinen, dann schreckt er in sich zurück, und verhält sich still und stumm, und zittert insgeheim wie ein armes Schlachtopfer. Zum Begriff von Gott kann er sich gar nicht erheben, der »grosse Geist« ist ihm alles Unbekannte und Geheimnissvolle, das er nicht näher zu bezeichnen weiss. Aus seinen unzähligen Manitus von stärkerer oder geringerer Macht errichtet er in seiner Phantasie eine Geisterpyramide, aber auf seinen Sinnen liegt es wie eine drückende Nebeldecke, so dass er die Blicke nicht bis zur Höhe der Pyramide erheben kann. Sieht er eine Leiche, so ist ihm unklar, ob die Seele noch dabei weilt oder schon weit weg ist. Er setzt bei der Leiche Speisen und Getränke nieder, und fabelt dabei vielerlei über den Geisterpfad, den die Seelen der Abgestorbenen wandeln, ohne über das geheimnissvolle Land, das sie am Ende ihres Pfades aufnimmt, irgend mehr als eine unklare dämmerige Vorstellung zu haben.

Schon viele Reisende, welche lange im Stillen das Treiben der Indianer, ihren Gedankengang, ihre Sitten und Gebräuche beobachteten, überkam es plötzlich wie eine dunkle Erinnerung an ein untergegangenes Kulturvolk: es blitzten Streiflichter auf, die eine versunkene geistige Welt erhellten, um gleich wieder zu verschwinden. Möglich ist es, dass diese Indianer nur verwildert sind, nur verkommene Trümmer eines einst höher gebildeten Volkes. Dass ein solches vor ihnen in Nordamerika da war, ist unbestreitbar. Dass Völker unter der Einwirkung des Klimas, im einförmigen Prärie- und Urwaldleben, abgeschnitten von den Kultursitzen, verwildern können, ist wenigstens nicht unmöglich. Dunkle Überlieferungen der Indianer, dass sie einst ein einiges, grosses und glückliches Volk gewesen, — und dem gegenüber der eigenthümliche, unaufhaltsame Zersetzungsprozess in zahllose kleinere Völkerschaften und Sprachen, — ferner mancherlei einzelne Reste in ihrer Sprache, Sitte und Religion, die auf Völker höherer Bildung zurückweisen,

— dergleichen Stützen lassen sich jener Ansicht zuführen, dass die jetzigen Indianer blos verwildert seien. Es bleibt aber nur eine Ansicht, feste Anhaltspunkte dafür hat noch keine Forschung aufgefunden. Die Geologie hat in unsern Tagen die Blicke eröffnet in unermessliche Urzeiten, vielleicht wird auch die rasch fortschreitende Völker- und Sprachenkunde, namentlich die vergleichende Sprachwissenschaft, uns noch Urvorgänge in der Weltgeschichte enthüllen, die jetzt noch dunkle Nacht bedeckt.

In Romanen und ältern Reisebeschreibungen ist viel von den körperlichen und sittlichen Vorzügen der Indianer die Rede. Heutzutage wenigstens lässt sich nicht viel davon rühmen. Urbilder der Kraft und Schönheit sind gewiss zehnmal eher unter den gebildeten, als unter den wilden Völkern zu finden. Die Natur hat die Indianer mit keinen Vorzügen beschenkt, die sie vor andern Sterblichen voraus hätten, wohl aber zerstören Entbehrungen und Mühsale bei ihnen frühzeitig die Wohlgestalt. Die Feinheit und Schärfe ihrer Sinne ist erstaunlich, und sie leisten Bewunderns-werthes in Fasten und Ausdauer auf Reisen und Jagden. Aber gleichwohl übertrifft sie der Gebildete zuletzt auch darin, denn ihm gibt Geist und Wille immer neuen Antrieb: wenn aber des Indianers körperliche Kraft ermattet, dann bricht er auch ganz zusammen, weil er in seinem Geiste keine Hülfsquellen mehr findet. Die Indianernatur widersteht lange Zeit den Einwirkungen von Frost, Nässe und Hitze, von Hunger und Elend: jede ernste Krankheit aber greift gleich den Lebensnerv an, und hat in ihrem Gefolge häufig völlige Verheerungen der Stämme. Die Blattern haben wiederholt die belebtesten Indianerdörfer in stumme Leichenhöfe verwandelt. Fieber sind auch in den Hütten der Indianer heimisch, und wer mit diesen ächten Natursöhnen ein paar Tage lang auf der Jagd gewesen, entdeckt, dass sie auch genug vom Rheumatismus geplagt sind.

Die Sittlichkeit der Indianer lässt sich nicht nach unserm Maßstabe beurtheilen. Der Wilde thut, was ihm ge-

fällt. Alles, wozu er die Stärke fühlt und wovon ihn sein Aberglaube nicht abhält, ist seiner Meinung nach auch das Rechte. Es fehlen ihm gänzlich diejenigen sittlichen Vorzüge, welche man gerne als solche betrachten möchte, die der Menschennatur ursprünglich inwohnen, durch die Laster und Kämpfe im zivilisirten Leben aber unterdrückt werden. Von den vier Kardinaltugenden kennt der Indianer nur zwei, Tapferkeit und Weisheit, für Mäßigkeit und Gerechtigkeit fehlt ihm sogar das Wort. So reich seine Sprache an Ausdrücken ist, um Selbstgefühl, Kraft, Schlauheit zu bezeichnen, so wenig kennt und nennt er Dankbarkeit, Milde, Verzeihung. Der Wilde ist Naturkind: kein edleres Gefühl, kein höherer Gedanke kann ihn auf die Länge beherrschen. Heute ist er offen treu gutherzig, morgen springt plötzlich, wenn sein Stolz oder seine Habsucht erregt wird, die Leidenschaft in ihm auf; er kann sie nicht bemeistern, und ist er einmal im Morden, so wird er grausam und entsetzlich, weil die wilde Wuth ihn fortreisst. Man bildete sich früher ein, wilde Völker müssten noch einen Rest von paradiesischer Unschuld haben, aber die Erfahrung zeigte überall nur das gerade Gegentheil davon. Ein zartes, schamhaftes Gefühl würde man ebenso vergebens im Busen der jungen Indianerin suchen, wie bei der verheiratheten eheliche Treue. Gefallsucht und Leichtsinn bleiben die unzerstörliche Naturgabe der Mädchen und Frauen bei den Wilden, leicht gereizt folgen sie ohne Bedenken ihrer Lüsternheit. Jungfräulichkeit seiner Braut ist dem Manne gleichgültig; den Ehebruch rächt er als einen Eingriff in sein Eigenthum, aber er findet nichts Unrechtes darin, Frau und Tochter dem Gast aus Gefälligkeit oder Gewinnsucht anzubieten. Auch die Indianerin hat ein lebhaftes Muttergefühl, gleichwohl weist es auf schlechte und schändliche Gewohnheiten zurück, dass die Indianerehen so unfruchtbar sind, und dass die Kinder aus denselben so häufig in den Tagen sterben, wo sie noch zarter Pflege und Liebe bedürfen.

Wer die Wohlthaten der Zivilisation recht tief erkennen will, der braucht nur ein paar Tage unter Indianern zu leben. Es sind nicht die tausend kleinen Annehmlichkeiten und Genüsse des zivilisirten Lebens, die man vermisst: es ist vielmehr eine Lust darin, einmal wieder auf die ursprüngliche Freiheit und Kraft des Menschen zurück geworfen zu sein. Allein niemals entgeht man dem widerwärtigen und trostlosen Eindruck, dass diese wilden Völker kein Hauch von sittlicher Energie, kein heller Geistesstrahl belebt. Die Menschennatur zeigt sich unter ihnen in ihrer Niedrigkeit. Im Wilden liegt der geistige Mensch noch gefangen. Trägen und verdüsterten Sinnes, ein Spiel seiner Einfälle und Leidenschaften, lebt er einförmig seine Tage hin, es fehlt ihm alle Ahnung eines edleren Daseins. Erst durch die Arbeit und die Kämpfe, durch die Noth und die Leiden der Zivilisation erhebt sich der Mensch auf die Stufe, wo er ein edles und schönes Menschenkind wird, voll herrlicher Genüsse und Kenntnisse, voll erhabener Gefühle und Ideen.

Ist es aber nicht möglich, dass der Wilde, erweckt und belehrt durch den Zivilisirten, den finstern Bann durchbreche, in welchem ihn eine dämonische Gewalt wie in einem halben Seelentode gefangen hält? Kann nicht auch der Indianer der Wohlthaten unserer Bildung theilhaftig werden? Die Erfahrung sagt entschieden Nein. Der Wilde kann nur gedeihen in freier Wildniss; wo die Kultur ihm näher rückt, entweicht er, oder vergeht er wie das Waldthier. Die Berührung mit der Zivilisation ist seinem Leben feindlich, schon der Athem des weißen Mannes scheint ihm verderblich. Die Völkerschaften auf den westindischen Inseln, die mächtigsten Stämme der nordamerikanischen Indianer sind in wenigen Jahrhunderten von der Erde verschwunden. Auf allen Inseln der Südsee macht sich ein rasches Absterben der einheimischen Bevölkerung bemerklich. Die Angaben der Entdecker dieser Inseln über die grosse Volksmenge auf denselben sind zwar in der Regel

übertrieben; denn als die ersten Schiffe der Weißen dort die Küsten entlang fuhren, strömten Schaaren aus dem Innern herbei, und das Land erschien viel bewohnter, als es in Wirklichkeit war. Gleichwohl bleibt es zweifellos, dass überall die Bevölkerung seit dem ersten Anlanden der Europäer auf den Südsee-Inseln sich reißend vermindert hat. Nur auf wenigen liessen sich darüber bestimmte Zahlenverhältnisse aufstellen: wo dies aber möglich war, sind sie erschreckend. Auf Havai z. B. sank die Bevölkerung in 18 Jahren von 85,000 auf 25,000. In so kurzer Zeit verminderte sie sich also um das Dreifache, und dies Absterben griff um so weiter und rascher um sich, je mehr Europäer sich im Lande niederliessen.

Dies traurige Schicksal erklärt sich zunächst aus äussern Ursachen. Die wilden Thiere, deren Jagd dem Indianer in Nordamerika den Hauptbestandtheil seiner Nahrung verschaffte, fliehen, sobald ihnen auf hundert Meilen der weiße Ansiedler naht, als verkündigte ihnen der Instinkt ihr nahendes Verderben. Während der Indianer noch seine alten Jagdgründe durchstreift, sind Büffel, Bären und Hirsche längst in weiter Ferne, und die Folge der magern Jagd ist, dass Hunger und Elend wochenlang in der Indianerhütte herrschen, deren Bewohner entkräften, langsam sie dem Tode durch Frost und Fieber entgegen führen. Branntwein ferner und ansteckende Krankheiten, beides Gaben der Weißen an die Indianer, richten unter diesen entsetzliche Verheerungen an. Dann kommt der Weiße, kauft ihnen Landstriche ab und gibt Decken, Kleider, Nahrungsmittel, Flinten und Pulver dafür. Der Indianer gewöhnt sich an neue Bedürfnisse, verlässt sich auf die Gaben der Weißen, bringt ihnen seine Jagdbeute und wird selbst immer träger und ärmlicher. Nach wenig Jahren haben die Weißen auch seine übrig gebliebenen Jagdgründe umzingelt und drängen ihn, sie ihnen zu überlassen und weiter zu ziehen in die Einöden.

Der ächte Amerikaner will keine Indianer unter sich,

es ergreift ihn eine stille Wuth, sieht er in deren Besitz herrliche Länder unbebauet liegen. Wollen die Rothhäute nicht in Gutem weichen, so gibt es blutige Händel und Bedrückungen aller Art. So sind die Indianer nach und nach aus den vorderen Staaten in die westlichen, aus diesen in die fernsten Prärien und Waldungen verdrängt worden. Die Bundesregierung kann bei dem besten Willen sie nicht schützen. Vor dreissig Jahren z. B. mussten die noch übrigen 20,000 Sioux ihre Ländereien von 40 Millionen Ackern am obern Mississippi für den winzigen Preis von noch nicht dreiviertel Millionen Dollars abtreten; aus Gnade sollten sie noch 50 Jahre lang jährlich 50,000 Dollars erhalten. Dies Geld fliesst in kurzer Zeit zu den Weißen zurück, nur ein paar Häuptlinge bereichern sich dabei. Nach einigen Jahren sitzen die Weißen den Bedrängten wieder auf der Ferse, wieder müssen sie sich abkaufen lassen, wieder weiter wandern. Ehe sie ihre Gesichter noch weggewendet von ihrer alten Heimath, pflügt schon der Ansiedler die Gräber auf, wo sie ihre Vorfahren bestattet haben. Auf diesen Wanderungen gehen Zahllose zu Grunde, und ist der Rest im neuen, fremden, öden Lande angekommen, dann treibt sie der Hunger aus einander: der eine Haufe sucht hier, der andere dort Lebensmittel, der Stamm zerstreut sich. die Familien ziehen bald in diese bald in jene Richtung, der Name des Stammes verliert sich. Nach hundert Jahren stehen vielleicht in irgend einem unwirthbaren Thal der Felsengebirge ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd, Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen. Ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten sieht, wird dann bedeutet: das sollen die letzten Sioux sein.

Vermag der Indianer denn gar keinen Widerstand gegen die drohende Vernichtung? Wohl hat er eine dumpfe Ahnung von seinem traurigen Loose, jedoch lässt er es gleichgültig und verdrossen über sich ergehen. Er wandert

und wandert, und kämpft mit Hunger und Blöße, bis er langsam mit seiner Familie erliegt. Zu Zeiten, wenn die Unthaten der Weißen lange den Hass in ihm aufgestachelt haben, wenn begabtere Männer unter seinem Volke aufstehen, die es zum Kriege aufrufen und anführen, dann lodert das Rachegefühl durch alle Hütten, der Kampf wüthet unbarmherzig längs der ganzen Indianergränze: aber die Kriegskunst und die überlegenen Waffen der Weißen behalten die Oberhand; halb zusammengeschossen flüchtet ein Haufe, ein Stamm nach dem andern weiter gegen Westen und besäet seinen Weg mit Todten und an Wunden, Hunger und Ermattung Sterbenden. Vor dreissig Jahren geriethen auf der ganzen westlichen Gränzlinie der Vereinigten Staaten die Indianer in Aufstand. Reisezüge und Ansiedler konnten nur durch die Waffen sich vor Mord und Plünderung schützen. In einer Menge kleiner Gefechte behielten die Indianer den Sieg, weil sie die Übermacht hatten, Ort und Zeit des Angriffs schlau wählten und durch Ankauf von den Indianerhändlern sich mit Büchsen, Pulver und Blei wohl versehen hatten. Da liess die Regierung Truppen gegen sie marschiren, die Banden kämpften mit Todesverachtung, vergebens, blutig zerrissen entwichen die letzten Häuflein in unwirthbare Gegenden.

Das Einzige, was den Wilden retten könnte, wäre sein Übergang zu festen Sitzen, Ackerbau und Gewerben. Daran hindern ihn aber die Weißen, sie lassen ihm nicht die Zeit dazu, — daran hindert ihn noch viel mehr seine eigene Natur, und gerade hierin zeigt sich bei Berührung der Zivilisirten und der Wilden der weite Abstand zwischen Beiden.

Der Indianer will und kann nicht arbeiten, es widersteht seinem innersten Wesen. Jägervölker, die an die unbändige Freiheit der Wildniss gewöhnt sind, lassen sich überhaupt schwer zivilisiren, der Indianer aber hasst und verachtet die Arbeit als eine Erniedrigung des Mannes, dessen würdige Beschäftigung seiner Meinung nach nur

Jagd, Krieg und Rathsversammlung sind. Er hält Arbeiten für sich so unmöglich, als wenn sein Pferd tanzen lernen sollte. Die bitterste Noth zwingt ihn wohl einmal, mit Weib und Kind auf einer benachbarten Pflanzung zu arbeiten, er hackt und gräbt zwei drei Tage lang mit rührender Geduld, in der nächsten Nacht verschwindet er, um zu seinem Elend zurück zu kehren.

Diese eingewurzelte Arbeitsscheu zu besiegen wird dem Indianer um so schwerer, als sich bei ihm im Verkehr mit den Weißen nach und nach eine Art von geistiger Lähmung einstellt, deren er nicht wieder Herr wird. Es ist ein Gefühl der Niedrigkeit und Ohnmacht, welches tödlich seinen Lebensnerv angreift. Plötzlich heraus geworfen aus der Einbildung von seiner Stärke und Klugheit, sieht er sich den Weißen gegenüber als ein armes verachtetes Wesen, seine Kraft und Unternehmungslust versiegt, seine Trägheit und Liederlichkeit nimmt zu, die Frauen scheinen unfruchtbarer zu werden, die Hütten füllen sich mit Mischlingen von Weißen und Indianern, und die Zahl der Todten übersteigt bald die der Geborenen. Der rothe Mann beugt sich unwillkürlich unter die höhere Natur der Weißen. Auf den kleinen Südseeinseln spielt ein verlaufener Matrose gar bald den Herrn und Meister über Hundert von Eingeborenen, und selbst unter den viel kräftigeren nordamerikanischen Wilden erlangt der roheste Kanada-Franzose, der sich unter ihnen niederlässt, leicht das Ansehen eines Häuptlings. Eine merkwürdige Thatsache ist folgende. Auf kleinen Südseeinseln, bei denen zum erstenmal europäische Schiffe ein paar Wochen anlegten, brachen nach deren Abfahrt unter den Eingeborenen verheerende Säuchen aus, obwohl die Schiffsbesatzung gesund gewesen. Machte vielleicht das erste Erscheinen der weißen Männer, welche den Indianern hier als göttliche, dort als schreckliche Wesen erschienen, einen so heftigen Eindruck, dass ihre leichte Natur plötzlich zu tief und verderblich erschüttert wurde?

Aber auch diese Wehrlosigkeit der Wilden gegen all

das Elend, welches mit der Ankunft der Weißen über sie zusammenbricht, erklärt nicht vollständig den Grund, weßhalb sie so rasch vom Erdboden verschwinden. Dieser Grund liegt tiefer, er liegt in einem Selbstzerstörungs- und Zersetzungsprozesse, der im Stillen unter den Indianern wüthet. In einem Volke, welches noch eine Zukunft hat, hält sich alles instinktmäßig zusammen und erträgt in diesem Gefühl selbst den Despotismus; die Masse überwuchert die Lücken wieder, welche die despotischen Gräuel in sie hineingerissen. Die Zivilisation entfaltet sich aus dem erhaltenden Prinzip, welches ein Volksganzes in festen Formen aufbaut und gleichwohl dem Einzelnen ein frei und kräftig sich bethätigendes Selbstgefühl gewährt. Ist aber ein Volk in seinem nationalen Leben von einem tödlichen Schlage getroffen, dann beginnt in seinem Innern die Zersetzung, unaufhaltsam greift die Zerstückelung und Zerbröckelung weiter und weiter um sich, bis auch die letzten Reste sich verlieren, um mit ihren Lebensstoffen neu emporwachsende Volksarten zu düngen. Die Indianer bieten das fürchterliche Schauspiel eines Volkes, welches einem innern unheimlichen Zersetzungstriebe gehorcht. Der Geselligkeitstrieb ist einer der mächtigsten in der menschlichen Natur: bei den Indianern genügt der geringste Anlass, oft nur eine plötzliche Laune, dass ein Haufe von dem andern, eine Familie von den andern sich trennt. Auf den Neger, auf den Chinesen macht der weiße Mensch gar keinen Eindruck, sie fahren fort sich zu vermehren wie Sand am Meere: die Indianerhorden stäuben bei der Berührung mit den Weißen aus einander, während der Selbsterhaltungstrieb sie gegen ihre Dränger vereinigen sollte. Noch merkwürdiger ist, dass in den abgesonderten Gliedern eines Stammes selbst die Sprache sich rasch verändert. Nur daher lassen sich die mehr als tausend Sprachen erklären, welche man unter der amerikanischen Urbevölkerung gefunden hat. Eine so ausserordentliche Anzahl von verschiedenen Sprachen unter einer sehr dünnen Bevölkerung weiset darauf hin, dass

jene Zersetzung schon lange vor der ersten Landung von Europäern im Gange war.

Je rüstiger und zahlreicher nun die weißen Ansiedler das Innere Nordamerikas überziehen, desto gewaltsamer und rascher wirken all die bezeichneten Ursachen zusammen, um die Indianer zu verderben. Wo der Tourist noch vor einigen Jahren mit ihnen auf die Jagd ging, stehen jetzt schon zahlreiche Farmen und Städte. Nicht lange mehr wird es dauern und die Rothhäute sind auf die dürren Vorlande und in das Innere der Felsengebirge zusammengedrängt: dort, in einer rauhen und unfruchtbaren Umgebung werden sie bald ihrem Jammerschicksal erliegen. Wir können nicht anders, als in diesem Hergang eine höhere Weltordnung erblicken, welche niedere Nationalitäten vergehen lässt, um deren Lande zu besetzen mit Völkern von besserer Art und edlerer Bestimmung.





XXI. Das Niagaragebiet.

Wer vom Osten über Meer und Land nach Buffalo am untern Ende des Eriesees kommt, oder wer aus dem weiten Westen Amerikas hervorreisend dort anlandet, bei beiden, bei dem Europäer wie bei dem Amerikaner der erste Gedanke ist der Niagara, der nur wenige Meilen von dort. Man besteigt ein Dampfschiff, das aus dem Eriesee einläuft in dessen breite Ausströmung nach dem Ontariosee, links ist das englisch-kanadische, rechts das amerikanische Ufer. Der Amerikaner blickt gleichgültig auf das Land zu beiden Seiten, er ist diese einförmigen Flächen gewohnt: der Europäer aber schaut sich vergebens um, ob sich denn nicht etwas zeige wie Gebirge mit Felskolossen und wilddurchschäumende Gewässer? Die Gegend ist ja eben wie eine Tafel, und der Fluss, auf welchem das Schiff forteilt und der Niagara heisst, scheint nur eine stille klare Seebucht zu sein, keine Welle zittert auf dem glatten Spiegel. Nur in der Ferne hebt sich etwas wie eine hohe Nebelsäule über dem Wasser, gleichwie ein Busch von stehenden wirbelnden Wolken, und von dorther schallt ein dumpfes Donnern. Die Seele erhebt sich ahnungsvoll. Aber je mehr man sich nähert dem endlosen ungeheuern Rauschen, muss man doch etwas unwillig die Vorstellung in sich aufnehmen, dass hier in dieser ebenen

Gegend nur noch ein plötzlicher Abbruch des Bodens möglich sei, welchen der Strom hinunterstürze. Auf einmal wendet das Dampfschiff rasch zum Ufer, es ist scharf vor einer Linie, wo das Wasser unruhiger wird. Man eilt in die Eisenbahnwagen, sie fliegen am Ufer hin, sie halten, Alles stürzt heraus, und — befangen steht man vor diesem gewaltigen Wogen und Stürzen, diesem Donnern, Glänzen und Wolkenwirbeln: das Alles dringt mit urplötzlicher Lichthelle auf Sinn und Seele ein.

Und dennoch, man steht befangen — der Niagara ist doch nicht so maßlos wunderbar, so alles überwältigend, wie es viele Reisende erzählen, die ganze Landschaft hat eher etwas Nacktes und Nüchternes. In eine weite lange Schlucht blicken wir, gleichsam in einen ungeheuern Hohlweg, am obern Ende stürzen zwei Wassermassen hinein, die Hauptmasse uns grade gegenüber, die andere kommt links von der Seite, zwischen beiden ein breites Stück Waldgrün.

Man wandert nun am Schluchtrande dem Wogenwälzen entgegen, da merkt man, was wenige Schritte schien, ist eine halbe Viertelstunde. Allmählich gewöhnt sich das Auge an die riesigen Dimensionen, allmählich fasst man die Schönheit und Harmonie dieser einfach gewaltigen Umrisse. Ja, die Natur hat dem Niagara keinen andern Schmuck gegeben, als seine eigene Grösse, und diese ist so erhaben, dass sie mitten in der ungeheuren Bewegung doch nur das Bild einer majestätischen Ruhe gewährt, deren überwältigenden Eindruck keine Worte schildern. Und schaut man länger das erhabene Schauspiel an, so ist es, als gösse sich Anmuth und stille Hoheit darüber aus. Bald zeigt sich auch eine mannigfaltige Fülle von Einzelschönem. Ist man ein paar Stunden umhergestreift, so ist nur erst ein ganz flüchtiger Einblick gewonnen in eine grosse eigenthümliche Natur voll tausend ungeahnter Reize und Belehrungen. Und nun wandert man umher Meilen weit unter den Wundern dieser Wasserwelt, immer bricht durch die Bäume der lichte

Glanz der Wasserfälle, immerfort hört man das erhabene Rauschen, als wäre überall man begleitet von den feierlichen Akkorden einer Riesenorgel.

Insofern Zahlen von den ungewöhnlichen Maßen dieser Prachtstätte der Natur eine dämmernde Vorstellung geben, denke man sich die bis zu fast zweihundert Fuss hinabreichende Tiefe eines Felsenkessels, in welchen jede Minute mehr als eine Million Tonnen Wasser hinabstürzen. Der Hauptfall hat 160, der andere 167 Fuss senkrechter Höhe, der Rheinfall bei Schaffhausen nur 45 bis 60 Fuss. Der eine Fall misst im Umkreis fast 2000 Fuss, der andere ist 800 Fuss breit, dazwischen die 1400 Fuss breite Inselfront, — also vom äussersten Gusse des einen Falles bis zum Ende des andern eine weite gekrümmte Linie von mehr als 4000 Fuss. Das beste Bild erhält, wer sich von unten, — nicht auf dem Dampfschiffchen, der sogenannten Nebelmaid, das alle Stunde zwischen die Fälle fährt, — sondern auf offenem kleinen Boote dem Getümmel der Gewässer zu nähern sucht. Man ist dann in einer langen finstern Schlucht, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 180 bis 200 Fuss Höhe, die Fluthen scheinen von der Hochebene eines Gebirges herab zu kommen. Vor sich hat man den grossen Fall, welcher Hufeisenfall genannt wird, weil er über Felsen stürzt, die im weiten Halbrund ausgebrochen sind; — rechts an der Kanadaseite starrt das nackte dunkle Gestein; — diesem grade gegenüber zur Linken sind die Felsen bis zu dem bewaldeten Inselstücke wie durch einen weißen wirbelnden Wasserschleier bedeckt, den amerikanischen Fall. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Baumgrün und einige helle Häuser, welche thurmartig daraus hervorragen. Wendet man sich dann von den Fällen abwärts, so gehen die Blicke weit hinunter ein langes Felsenthal, welches sich allmählich verengt; in diesem schiesst die ganze Wassermasse schäumend weiter. In der Ferne schwingt sich über die dunkle Schlucht eine Hängebrücke, leicht und zierlich, — 230 Fuss hoch über dem

Strome. Steigt man nun die unzähligen Stufen zum amerikanischen oder kanadischen Ufer herauf, so lässt sich durch allerlei Vorrichtungen zwischen die Fälle kommen. Es gibt eine ganze Reihe von Standpunkten, einer immer schöner als der andere.

Aber zu welcher Stunde man auch hinkommt, jedesmal merkt man eine Veränderung. Des Nachts sind die Ufer und Fälle hoch überdeckt von wallenden Wolken, unter denen es in der Tiefe braut und tobt. Der Mond vermag mit seinen Strahlen das Wolkengebiet nicht zu durchbrechen, es umzieht ihn selbst alsbald ein Hof, dessen innere Ränder röthlich angehaucht sind. Kommt dann der Morgen, so sieht man lange Heere von Wolken von den Fällen abstossen und über die Wälder fortwandern, schon ganz geformte und verdichtete Wolken, wie man sie in den Alpen von den hohen Eisfeldern abstossen sieht. Allein das siegreiche Sonnenlicht verdrängt die ankämpfenden Dünste und zwingt sie nieder bis zu dem Fuss der Fälle, welche dann tief unten ein rastloses Wälzen und Tanzen von milchweissen Nebelballen umgibt. Aus ihren Wirbeln erhebt sich höher und höher ein Wolkenbusch bis hoch zur Himmelsbläue, ein gewaltiger Herold, den selbst die fern auf dem Eriesee Schiffenden noch sehen. Niemals vermag die Sonne diese stehende Wolkensäule zu verzehren, auch in der Mittagsglut nicht, — aber wenn das scharfe amerikanische Sonnenlicht in die Millionen Dunstkügelchen strahlt, welche über den Fällen in den Lüften stäuben, so spielen und schweben gegen einander farbige Regenbogen. An ganz hellen und stillen Tagen vereinigen sie sich zu einem einzigen herrlichen Friedensbogen über dem tosenden Abgrunde. Spiegelt sich dann die Abendsonne in den Fällen, so schimmert auf ihrer lichtgrünen Höhe, die immerfort wie von weißem Schaume überweht ist, ein sanftes rosiges Licht, welches sich häufig zu einem glühenden Roth verstärkt. Niemals aber, vom Morgen bis zum Abend, hört einmal der Schallwechsel auf. Je nachdem der Wind hüben

oder drüben die Luftwellen in Bewegung setzt, mischt sich in das stätige erhabene Rauschen oft etwas wie Gebrüll von Geschützen, oft wie helles Gerassel, und wieder ein tiefes melodisches Rollen und Brausen.

Wir wissen vom Niagara jetzt seit etwa dritthalb hundert Jahren, und schon könnte man eine kleine Geschichte der wechselnden Eindrücke aufzeichnen, die er in der Anschauung der Menschen zurückliess.

Jahrhunderte lang sahen ihn nur die Indianer. Was sie auf ihren endlosen einförmigen Prärien, was sie im feierlichen, aber bedrückenden Dunkel ihrer Urwälder nicht fanden, davon wurden sie hier plötzlich erschüttert. Der Niagara donnerte in ihre geistige Dumpfheit hinein, wie ein Zeuge einer höheren unbegriffenen Macht. Gleich den Kindern, fällt Indianern nichts schwerer, als das Maß der Dinge. So erzählten sie denn Ungeheures von den Wasserfällen und vertrauten den Weißen geheimnissvoll: dort wohnten wahrhaft alle grossen Manitus, in den Höhlen hinter den Wasserstürzen wimmele es von Klapperschlangen, selbst die Irokesen hätten das fürchterliche Schallen nicht mehr ertragen können und seien weggezogen.

Nach Europa brachten die ersten Nachrichten vom Niagara die Franzosen. Sie wurden zuerst die Herren an seinen Ufern und ihre Phantasie erhitzte sich an seiner Grösse. Das ganze unermessliche Land westlich der Alleghanies besassen sie als ihr Eigenthum, sie bauten feste Städte und zogen vom Niagara bis zum Mississippi eine Kette von Forts, um die englischen Kolonisten einzuschliessen. Wo ist diese weite französisch-amerikanische Herrschaft geblieben? Sie ist wie im Winde zerstoben. Ob in einem Volke etwas Mark für die Zukunft steckt, muss sich in seinen Kolonieen zeigen. Der ärmste deutsche Pennsylvanier, der leider unter einer fremden Regierung sich hier ansiedeln musste, wurde Stammvater vieler wohlhabender Familien, — von den französischen Städten, obwohl sie schon nach Tausenden von Einwohnern zählten, sind blos

die Buchstaben übrig geblieben: der Amerikaner spricht St. Louis, Detroit, New-Orleans nicht nach französischem Klange, sondern wie es seiner eigenen Zunge gefällt. Selbst in ihren beiden letzten Hauptstädten, wo die Franzosen noch am dichtesten festsitzen, in New-Orleans am Mississippi und Montreal am St. Lorenz, schwinden sie mit jedem Jahre sichtlich zusammen vor der sie umzingelnden Energie der Germanen.

Von den Franzosen rühren die fabelhaften Geschichten her, die sich noch jetzt vom Niagara in Volksbüchern umhertreiben. Kein Vogel, heisst es zum Beispiel noch in Meyers Universum, flöge über den Niagara, der nicht von dem Luftwirbel erfasst in den Schlund falle, und die Anwohner brauchten kein Wild zu schiessen, denn der Niagara lege ihnen genug Bären und Hirsche, die sich seinem weiten Strudel genaht, zerschmettert zu Füssen. Diese Märchen, sowie überhaupt das Kolossale, mit welchem der Niagara in die Vorstellung der Menschen eintrat, haben ihre Wirkung geübt. Den Amerikaner lockte es tiefer in's unbekannte Innere. Denn musste er nicht auf den Reiz und Ruhm hoffen, dort noch mehr solcher Riesenwerke der Natur zu entdecken? Für den Europäer erhöhten jene Ideen den Zauber der neuen Welt. Aus allen Ländern geben sich jetzt Einwanderer, Weltfahrer und Lustreisende am Niagara ihr Stelldichein. Wie mancher feingebildete Deutsche hat in der Jugend seine Phantasie am Niagara geweidet, jetzt hat er ihn gesehen und sitzt irgendwo an einer trüben Lache im Urwalde, vergraben mit all seinem Wissen und Können in eine Blockhütte, und seines Lebens ganzes Resultat ist um kein Haar besser, als das eines rohen Bauern auch.

Der Niagara hat nicht wenig beigetragen, die Ansicht hervorzurufen, Amerika sei ein jüngerer Erdtheil als die alte Welt, denn diese Wasserfälle sind noch wie ein stehendes Stück aus der Vorzeit. An jene Ideen von der Jugend Amerikas knüpfte sich nun die Vorstellung von der jungen

Menschheitsepoche, die hier beginne, — von der Weltgeschichte, die mit klingenden Flügeln über's Meer nach Westen ziehe. Dem schärferen Beobachter kann es freilich nicht entgehen, wie in den Gesichtszügen der jugendlichen Völker Amerikas sich einige unheimlich greisenhafte Mienen verstecken. Doch jene jungen Völker selbst wollen nichts davon wissen, und am meisten unter ihnen brauset die Jugendkraft bei dem Freistaaten-Volke, das die Nachfolger der Franzosen, die Engländer, wenigstens von dem einen Ufer des Niagara vertrieben hat.

Tausende aus diesem Volke begeistern sich täglich bei seinem Fluthen und Donnern an zwei ganz bestimmten Gedanken: der eine ist patriotischer, der andere industrieller Natur. Der Amerikaner betrachtet nämlich den Niagara als sein nationales Riesenjuwel, gleichsam als seines Landes natürliches Wappen, und sein Nationalstolz wächst dabei in ähnlichen Verhältnissen. Der zweite Gedanke äussert sich darin, dass ein regelrechter Yankee, wenn er fünf Minuten den Niagara beschaut hat, sein Notizbuch hervorzieht und zu rechnen anfängt, wie viel Wasserkraft hier herunterstürze, und wie viel Fabrikräder damit zu treiben wären.

Man lacht wohl über diese poesielosen Menschen, — allein dem Amerikaner erscheint wirklich seines Landes industrielle und Handelsströmung als eine alles mit sich fortreissende Hochfluth, und dass sie mit so riesiger Wucht sich weiter wälze, daran arbeitet mit aller Kraft seines Verstandes und seiner Muskeln der entlegenste Farmer in Minnesota, wie der ärmste Maschinenheizer in Pittsburg. Und wenn der Niagara des Amerikaners Nationalgefühl noch mehr anschwellt, wenn Dieser den Besitz solchen Weltwunders als einen thatsächlichen Beweis mehr ansieht, dass sein Volk das auserwählte sei, und dass dessen »Manifest Destiny« sich erfüllen werde, jener seltsame Glaube der Amerikaner an ihre die ganze Welt erobernde Zukunft: nun, dann muss man auch gestehen, es ist etwas Grosses

und Gewaltiges um das Nationalgefühl in den Vereinigten Staaten. Dort überwindet es spielend Gegensätze der Interessen, der Rassen und Konfessionen, wie sie kein anderes Volk im Innern birgt, — dort diktirt es nach aussen ohne Bedenken die am raschesten zum Ziele führende Politik, die Politik des Egoismus im grossen Stile. Kein Gefühl der Humanität oder Stammesverwandtschaft wird die Amerikaner hindern, die Engländer, welche zur Zeit das linke Niagara-Ufer hartnäckig festhalten, auch von dort zu vertreiben. Dies wird sich erfüllen, wenn endlich die Negersklaverei, dieser schwarze Dämon der neuen Welt, früher oder später den Bruch der Union herbeiführt. Dann werden sich ohne Zweifel die Neuenglandstaaten mit dem englischen Kanada zu einem neuen Staate einigen. Dann wird an beiden Ufern des Niagara, wo Engländer und Amerikaner so oft blutig auf einander trafen, nur Ein Volk wohnen, und die Forts werden verschwinden, welche sich jetzt noch am Ein- und Ausgange des Stromes die feindlichen Flaggen in's Gesicht wehen lassen.

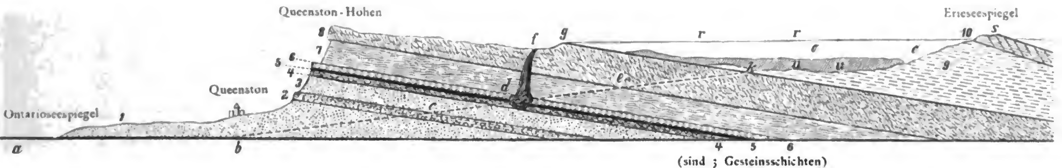
Das Völkertreiben also an den Ufern des Niagara hat oft gewechselt: veränderte sich denn niemals etwas Anderes auf dem meilenweiten Gebiete dieser Wasserfälle? Wenn stätige Wassergewalt irgendwo die Erdoberfläche, wenn auch noch so leise, umbildet, musste das nicht hier, wo die Natur so sehr im Grossen gearbeitet hat, am deutlichsten werden? In der That, so verhält es sich. Diese Stätte ist ein aufgeschlagenes Buch, in welchem wir ein paar Kapitel aus der Geschichte der Erdbildung lesen. Vielleicht gibt es nur noch eine Stelle auf der Erde, welche darin dem Niagaragebiet gleichzustellen, diese ist das breit aufgerissene Thal an der Ostseite des Ätna, das Val del Bove. Dort in Europa hat die Feuergewalt einen Riesenspiegel ihrer Wirksamkeit aufgestellt, hier in Amerika that das Gleiche ihrerseits die andere Kraft, welche zugleich mit jener unsere Erdrinde gestaltet, die Wassergewalt. Am Ätna ist es ein weiter Thalkessel, welchen Felsgestalten von gigantischen

Umrissen umragen, am Niagara ist es eine meilenlange Schlucht, senkrecht eingeschnitten in Gesteinslager. Die plutonische Kraft wirkte von unten hebend, spaltend, hoch aufschleudernd Gluthmassen und Trümmer unter entsetzlichem Krachen; ihr Andrang kommt auf einmal, stossweise, mit ganzer Macht, dann sinkt sie plötzlich zurück in die Tiefe und lässt ihr Werk unter dem lichten Himmel dastehen starr und finster, selbst der bunte Metallglanz vermag nimmer einen täuschenden Schimmer von Leben zu erwecken. Das Val del Bove ist wie ein ungeheures Amphitheater der Unterwelt, leblos, tonlos, von grauenhafter Öde. Anders wirkt die neptunische Kraft. Sie arbeitet von oben in die Erdrinde hinein, langsam, aber unablässig, und ihre Werkstätte ist fort und fort umgeben von dem lebensvollen Spiel der Farben und Töne und Wolkengebilde.

Das Val del Bove deckt uns das Innere des Ätna auf, vom Gipfel bis fast zu einer Tiefe von nahe 4000 Fuss. Seine Wände bestehen aus gleichförmig über einander liegenden Schichten von Lava und Tuff, welche durchsetzt sind von einer zahllosen Menge neuerer vulkanischer Gänge: wir erkennen deutlich drei verschiedene Perioden. Diese regelmäßige Lagerung der Lavaschichten über einander war nur dann möglich, wenn sie sich als feurig flüssige Masse ergossen aus Spalten in ebener Gegend, fast wagerecht über einander, also wahrscheinlich zu einer Zeit, als das Ganze noch unter dem Meere lag. Dies war das Erste. Jetzt durchbrachen, und das war das Zweite, vulkanische Stösse die Lagerungen wieder, und in den Rissen stieg neuere Lava empor, welche zu Trachyt- und Basaltgängen verhärtete. Endlich drittens hob ein furchtbarer Andrang der unterirdischen Gluthen die gesammte Masse in die Höhe, und indem sie sich zu einem Berge emporwölbte, stürzte eine Seite desselben ein und es entstand das Val del Bove. Von nun an floss bei neuen Ausbrüchen die Lava von der Höhe der Berges herunter und bedeckte wie mit einem Mantel seine Seiten, nur das Val del Bove vermochte sie nicht

wieder auszufüllen. So stellt uns dieses Thal die Entstehungsgeschichte des Ätna vor Augen und lässt uns in Zeiträume hineinblicken, in deren Tiefe sich der menschliche Geist verliert. Eine gleiche Fundgrube für geologische Untersuchungen gewährt das Niagaragebiet. Die beste Ausbeute gab der gemeinschaftliche Besuch des Engländers Lyell und des New-Yorker Staatsgeologen James Hall. Es war dem Verfasser dieser Skizze vergönnt, mit ihren Werken in der Hand acht Tage lang am Niagara umherzustreifen und die Ansichten dieser ausgezeichneten Forscher mit der Natur zu vergleichen.

Ehe wir nun an die Erörterungen gehen, wie der Niagara entstanden ist, wird es dienlich sein, sich auf seinem Gebiete zunächst zu orientiren. — In dem Eriesee ist die ganze Wassermasse versammelt, welche im weiten Nordwesten der Vereinigten Staaten aus tausend Flüssen und Seen zusammenfliesst. Jeder der grossen Landseen entlässt sie vermehrt in den folgenden See durch schmale Durchlässe, da jeder folgende See ein wenig tiefer liegt, als seine Vorgänger. Um aber aus dem Eriesee in den letzten, den Ontariosee zu kommen, hat die gesammte Wassermasse auf zwölf Stunden Weges ein Gefälle von 334 Fuss zurückzulegen, denn um soviel steht der Spiegel des Ontario niedriger als der des Erie. Der Durchlass zwischen beiden Seeen ist der Niagarastrom, nur etwa zwölf Stunden lang, zugleich die Gränze zwischen den Freistaaten und den englisch-kanadischen Besitzungen. Bei seinem Ausflusse aus dem hellen Eriesee strömt das Wasser die erste halbe Stunde reissend schnell, dann aber gleitet der Niagara sanft und klar durch eine Gegend, welche so ganz niedrig und eben ist, dass ein Anschwellen des Wassers auf nur 30 Fuss das Tafelland weit und breit überschwemmen müsste. Wie ein ruhiger See dehnt daher der Strom seine Wellen aus bis zu einer halben Stunde Breite, umfliesst mehrere bebüschte Inseln und vereinigt zuletzt seine Gewässer zu einer Breite von einer halben Wegstunde. Auf dieser Länge von fünf



1 Rother Sandsteinschiefer und Mergel, locker.
2 Grauer quarzreicher Sandstein, sehr hart.
3 Rother Sandsteinschiefer und Mergel, locker.
4 Grauer und bunter Sandstein, härter.
5 Grüner Schiefer, sehr weich.
6 Grauer Kalkstein, sehr fest und hart.
7 Thoniger Schiefer, sehr weich (Niagara-Schiefer).
8 Kalkstein, hart (Niagara-Kalk).
9 Salzhaltiger Mergel, locker.
10 Kalkstein.

a b c d f g r s Stromlinie des Niagara vom Ontario- bis Eriesee.
c Wirbelpfuhl.
d f Jetzige Fälle.
f g Jetzige Stromschnellen.
g Lage der Ziegeninsel.
o o Gewässer des Niagara oberhalb der Stromschnellen.
u u Ablagerung im Niagara-Bette mit Süsswasser-Muscheln.
d e k Wahrscheinliche künftige Stromlinie.



Stunden beträgt das ganze Gefälle des Stromes kaum 12 Fuss. Dann aber wird das Wasser unruhig, es beginnt im Flussbette eine schiefe Ebene, auf deren Höhe aber der Strom sich wieder theilt vor der Ziegeninsel, einem kleinen waldigen Felseilande. Der stärkste Strom bleibt auf der Kanadaseite, auf weniger als einer halben Stunde Weglänge schiesst er hier 52 Fuss tosend und schäumend nieder, immer rascher und rascher, bis er am Ende der Ziegeninsel plötzlich hinabstürzt 160 Fuss tief in einen Felsenkessel. Unterdessen zertheilte sich die Strömung an der amerikanischen Seite in mehrere Arme, welche durch und um die Insel eilen, um sich zuletzt dicht neben einander von gleicher Höhe hinabzustürzen, und zwar im rechten Winkel mit dem Hauptstrom, zugekehrt mit ihrer ganzen Breitseite dem jenseitigen Ufer.

Geht man nun oben am Rande der Schlucht, so sieht man von den Fällen an noch über eine Wegstunde das Wasser tief unten fortstürzen, schäumend benetzt es hier die steile Wand, dort eine Schlammbank, an den meisten Stellen Reihen herabgestürzter Felsblöcke. Wiederum folgt ein weit in das Gestade hineingerissener Kessel, der sogenannte Wirbelpfuhl, in welchem die Gewässer in breiten brausenden Wirbeln umherkreisen. Steigt man bis zu ihrer Tiefe hinab, so starren rings düstere Felsen, scheinbar bis hoch in die Wolken. Uralte Baumriesen, umhangen von dichtem Flechtwerk, umstehen die weiten öden Wasserwirbel. Schlamm und Sümpfe und ein furchtbares Gewirr von modernden Stämmen und Rankengewächsen hemmen den Eintritt in das feuchte Walddunkel. Aus dem Wirbelpfuhl fliesst der Strom ruhiger ab, aber noch anderthalb Stunden windet er sich in der finstern Schlucht dahin, dann tritt er auf einmal in die freundliche lichte Ebene hinaus, eingefasst zu Füssen der Schlucht von zwei Städten, Queenston und Lewiston. Ruhig und glatt fliesst der Strom noch die letzten drei Stunden bis zum blanken Seespiegel des Ontario. Sein Gefälle bis dahin beträgt nur noch drei

Fuss, während er auf gleicher Wegeslänge in der Schlucht 104 Fuss Gefälle zurücklegte.

Wie aber, fragt sich Jeder unwillkürlich, kommt in diese Ebene eine solche Schlucht? Der furchtbare Wasserandrang konnte wohl ein Bette ausschleifen, aber niemals die Felslagerungen spalten. Brach sie denn ein Erdbeben auseinander, oder hat vielleicht in uralten Zeiten die Meerfluth diese Schlucht aufgerissen? Beides kann die Ursache nicht gewesen sein. Denn ein Erdbeben spaltet den Boden nicht in solchen Krümmungen, und anstürmende Seewogen können nicht eine lange enge Schlucht einbrechen, die senkrechte parallele Wände hat, gleichweit am Ende wie am Anfange, und auf ihrem Grunde ausgehöhlter ist, als an den Rändern. Auch hat sich in den letzten Jahrhunderten Manches bei den Fällen verändert und verändert sich noch fortwährend, ohne dass Erdbeben, Seewogen, oder sonst ein besonderes Naturereigniss dort umhergestört haben. Der erste gebildete Weiße, welcher den Niagara erblickte, war der Franziskaner Hennepin, ein Flamänder, im Jahre 1678. Erstaunt und entzückt darüber, versuchte er, die Fälle zu beschreiben und aus der Örtlichkeit zu erklären und nahm auch eine Abbildung davon auf. Diese zeigt uns, dass er die Natur zwischen dem Eriesee und den Fällen wohl aufgefasst hat. Er beschreibt und zeichnet nun einen dritten Wasserfall, auf der kanadischen Seite, dem amerikanischen grade gegenüber. Schon siebenzig Jahre später war dieser dritte Fall verschwunden: damals war der schwedische Naturforscher Calm da, welcher auf seine Zeichnung an die Stelle des dritten Falles ein a setzte und dazu in der Note bemerkte: »Hier war früher das Wasser von seinem graden Laufe weggezwungen durch einen vorspringenden Felsen, der, als er noch stand, das Wasser schräg abwendete, kreuzweise zum andern Fall.« Calm erzählt, dass dieser Felsen einige Jahre früher eingestürzt sei. Es steht nun ferner fest, dass in den Jahren 1818, 1828, 1850 grosse Felsblöcke an den Fällen los-

brachen und mit donnerähnlichem Krachen in die Tiefe stürzten, und Anwohner des Niagara wollen behaupten, seit den letzten vierzig Jahren hätten sich alle Fälle viel tiefer eingefressen und von der Ziegeninsel einige Acker Landes abgerissen.

Gleich bei dem ersten Anblick der Fälle ist man geneigt, diesen Berichten beizustimmen. Die Felsränder, über welche das Wasser stürzt, bieten überall nur rechtwinklige Zackenlinien, und senkrecht unter dem amerikanischen Fall liegen noch die Felsblöcke, welche aus den Lücken oben losgebrochen sind. Ist man unten in der weiten Schlucht, erblickt man hoch über sich an zahhllosen Stellen das Gestein in Zacken und Tafeln und Blöcken frei in die Luft hineinragen. Fast überall sind die 300 Fuss hohen Wände in einer Krümmung von unten nach oben ausgebrochen. Wer zur Ebbezeit den Weg unten um Helgoland versucht, hat einen ganz ähnlichen Anblick.

Diese Erscheinung erklärt sich aber, wenn man die Masse, aus welcher die Wände der Schlucht bestehen, näher betrachtet. Zwei sehr verschiedene Gesteinsarten lagern bei den Fällen wagrecht über einander, die obere 80, die untere etwa 90 Fuss mächtig. Die untere Gesteinsmasse ist eine Art dunkel-bläulichen Schiefers, den man Niagaraschiefer, auch Mergelschiefer nennt. Kurze Zeit gewässert, zerfällt er leicht in kleine eckige Stückchen. Ganz unten am Boden ist dies Gestein am weichsten, je weiter nach oben, desto mehr verhärtet es sich, indem dünne Schichten unreinen Kalksteins durchlaufen, bis es in seinen obersten Theilen ganz in Kalkstein übergeht. Dieser bildet die obere viel härtere Masse. Er ist durchaus nur regelmäßig geschichtet, jedoch enthalten auch die unteren Schichten mehr Ton und Bitumen, die oberen mehr Kiesel, daher hier ebenfalls das Gesetz herrscht, dass das Gestein nach unten hin weicher, nach oben hin härter und feinkörniger wird.

Fällt nun der Strom an der senkrechten Felswand hinunter, so wird sie an drei Stellen zugleich angegriffen.

Erstens wird das Gestein auf der Fallhöhe von den raschen Wellen und mitlaufenden Kiesen und Rollsteinen abgerieben. Die obere Kalksteinplatte wird daher am Fallrande nach und nach dünner. Die nächst darunter liegenden Schichten sind geschützt, weil der Strom, auf der schiefen Ebene heranstürzend, in weiten Bogen über die Felsenkanten hinausschiesst. Am mächtigsten aber wirkt die Stosskraft des Wassers zweitens unten, wo seine Wucht aufprasselt. Da bricht, höhlt una spült es so lange, bis es einen hinlänglich tiefen Kessel gegraben hat oder auf härteren Felsgrund kommt, der dann bereits durch tieferes Wasser geschützt wird. Zwischen dieser stürzenden Wassersäule und der hinteren Felswand kreisen und rollen daher die heftigsten Wirbel, welche unablässig tiefer in das rückliegende Gestein einfressen. Während dies auf dem Grunde vor sich geht, wird drittens auch das nächst darüberliegende Schiefergestein durch unaufhörliche Spritzwellen und eindringende Feuchtigkeit gelockert und zerbröckelt. Die festere Kalksteinmasse bleibt nun so lange über der ausgebröckelten Höhlung vorragend liegen, als noch so viel Schiefermasse da ist, um den Schwerpunkt der Kalksteinplatte sammt dem Wasserdruck auf derselben zu tragen. Verliert endlich die obere Platte diese Stütze, so bricht sie ab, neigt sich, oder stürzt ganz herunter, und das alte Spiel des Wassers beginnt von Neuem zunächst gegen die unteren weichsten Schieferlager.

Den deutlichsten Begriff von dem inneren Bau des Niagarabettes gibt ein Gang hinter den Hufeisenfall, eine der fabelhaftesten Fahrten, die man auf dieser Erde machen kann. Weil nämlich die oberen Ränder des Felsens etwas über dessen Fuss hervorragen und die Wassermasse in einem festen dichten Strom im Bogen herabstürzt, so bleibt zwischen diesem und der Felswand ein Zwischenraum, in welchen man ziemlich weit eindringen kann. Mühsam klettert man zwischen Felsbrocken und kochender Brandung dem Führer nach in die Sturzbäder hinein. Hier tritt man auf festeres Gestein, welches einen schmalen, aber ebenen Pfad

darbietet, hinter die wirbelnden Wassersäulen. Da befindet man sich in falbem Lichte, wie in einem engen lang gewundenen Höhlengang, dessen Wandung auf der einen Seite der mit ungeheurer Gewalt stürzende Wasserfall, auf der andern ein Gestein bildet, welches so locker ist, dass sich leicht Stückchen abschlagen lassen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem ein weiter Kessel ausgetieft ist, der das Wasser aufnimmt. Wenn man den Führer fest anfasst, kann man vorgebeugt sich überzeugen, dass dieser Kessel noch viele Fuss unter dem Platze liegt, wo man steht. An die freie Luft zurückgekehrt, wo die Brust sich erleichtert fühlt und tief Athem holt, sieht man jene wohlgelegene Felsplatte einige Schritte weiter zu Tage treten und erkennt, dass sie zwar nur 6 Fuss dick ist, aber allerdings aus einem sehr festen grauen Kalkstein besteht.

Steht nun durch geschichtliche Zeugnisse seit zwei Jahrhunderten fest, dass mächtige Felsstücke an den Fällen losbrachen und abwärts stürzten, ergeben sich diese Thatsachen als nothwendig aus der Art und Schichtung des Niagaragesteins und aus der Wirkungsweise des stürzenden Wassers; — so ist auch klar, dass mit jedem aus seinem oberen Rande losbrechenden Stück der Wasserfall um eben so viel zurückgewichen ist, als jenes Stück Raum einnahm. Der nächste Schluss ist: der Strom selbst hat die ganze Schlucht vom Anfang bis zum Ende in die Felsen eingegraben.

Sehen wir zu, ob sich äussere Wahrnehmungen finden, welche diesen Verstandesschluss unterstützen. Da zeigt sich nun eine Reihe von Thatsachen, welche die eine hinter der andern immer tiefer uns einen Blick in entlegene Perioden eröffnen.

Zuerst: an beiden Seiten der jetzigen Niagaraschlucht und eine Strecke von ihr entfernt, jedoch ziemlich parallel mit ihr, ziehen sich Terrassen hin, welche bis zu 40 Fuss ansteigen. Zwischen diesen Terrassen, und noch mehr längs des Fusses derselben, finden sich eine Menge von Rollsteinen,

welche nur vom Gestein oben am Eriesee abgebrochen sein können und hierher geschwemmt sind. Zwischen diesen Terrassen bewegte sich also einst fliessendes Wasser, welches vom Eriesee her die Rollsteine mit sich führte, jene Terrassen sind nichts als frühere Flussufer. Sie sind zwar jetzt vielfach verwaschen, durchbrochen und abgeplattet, aber ihre Linien sind noch deutlich zu erkennen. Dem ist ganz entsprechend, dass wir das obere Kalksteinlager zwischen jenen früheren Ufern wie eine Mulde ausgetieft finden, fünfmal so breit als die jetzige Schlucht, welche gerade längs der Mitte dieser Mulde und zehnmal tiefer eingerissen ist. Kein Zweifel also, es gab eine Zeit, wo die jetzige 1000 Fuss breite Schlucht noch nicht bestand, sondern der Niagara als ein mächtiger 5000 Fuss breiter Strom daherzog.

Eine zweite Wahrnehmung: Wir gehen von den Fällen die drei Stunden Weges an der Schlucht hin bis zu der Stelle, wo der Boden sich plötzlich steil hinunter senkt und wir tief unten Queenston, und den Niagara aus seiner Schlucht herauskommen sehen. Wir merkten auf unserem Wege nicht, dass der Boden leise anstieg: gleichwohl befinden wir uns an dieser Stelle über dem Wasserspiegel des Eriesees. Rechts und links starren Felsbänke zu Tage, deren Linien man, so weit das Auge reicht, verfolgen kann. Die Höhe dieses Riffs selbst beträgt 38 Fuss über dem Eriesee. Hier war also, als das Gewässer sich zuerst vom Eriesee her verbreitete, ein Damm, vor dem es sich seeartig stauen musste. Dass wirklich vor Zeiten hier ein Süsswassersee bestand, wird durch zwei Thatsachen auf das Klarste bestätigt. Ganz oben in den vorher bezeichneten alten Flussufern, auf der Ziegeninsel, und an verschiedenen andern Stellen, weit vom Niagara, finden sich versteinerte Süsswassermuscheln, und zwar sind es genau dieselben acht Arten, wie sie noch jetzt im Eriesee und im Niagara leben, auch finden sie sich ganz in der gleichen Art und Weise unter einander gemischt, wie dort. Auffallend genug befinden sich alle diese Muschellager, ob-

wohl sie an weit von einander entfernten Punkten angebrochen sind, und an andern sich nur inselartig zeigen, in ungefähr gleicher Höhe über den Fällen. Deckte man eine Tafel über diese ganze Landschaft, so würde sie jene zerstreuten Punkte der obersten Muschellagerung fast *zugleich* berühren. Dabei aber liegen sie alle nur so viele Fuss niedriger unter dem vorher gedachten Queenstonriff, als etwa die Wasserhöhe betrug, auf deren Grunde die Muscheln lebten. Die andere Bestätigung bietet uns das Erdreich selbst. Es besteht auf dem Tafellande in seinen untersten Schichten aus Lehm, darüber liegen Betten von Sand und Kies und zwischendurch wieder Lehm, worin die Muscheln eingehüllt sind, und in welchem man auch neben dem amerikanischen Falle die Knochen eines der urweltlichen Riesenthiere, des Mastodon, aufgrub. Das Gewässer musste also über dem Tafellande ziemlich ruhig stehen; denn nur im stillen Wasser konnten sich die Lehmtheilchen senken und, wie der Sand und Kies, so regelmäßig ebene Lager bilden. Ganz dieselben Erdlagerungen finden sich unter dem Wasser oberhalb der Stromschnellen, da wo der Niagara sich einem stillen See gleich, ausbreitet. Kein Zweifel also: es gab eine Zeit, wo noch kein Niagarastrom bestand und statt dessen sich hier der Eriesee ausdehnte.

Allein noch weiter müssen wir in die graue Urzeit hinaufsteigen: auf dem Niagaragebiet hat nicht blos Süsswasser, sondern noch viel früher Salz- oder Meerwasser seine Spuren zurückgelassen. Das Kalk- Schiefer- und Sandgestein dieser Gegend enthält versteinerte Korallen und Muscheln, welche nur im Meerwasser leben. Jenes Gestein bildete sich also aus Niederschlägen, welche allmählich diese Muscheln einschlossen. Das geschah aber zu einer weit entlegenen Zeit; denn jene Arten von Seebewohnern leben nicht mehr auf der Erde und sind längst durch andere ersetzt. Wir finden aber noch eine andere eigenthümliche Erscheinung. Überall wo die felsige Fläche blosliegt oder zufällig aufgedeckt wird, immer zeigt sie sich wie abge-

schäuert, geglättet und mit graden und parallelen Furchen bedeckt. Auch der felsige Untergrund der Ziegeninsel und der benachbarten Ufer zeigt, sobald das Erdreich davon abgehoben wird, jene eigenthümliche Abglättung mit den tiefen Furchen darin. Die letzteren durchkreuzen nicht minder das felsige Bett, über welches jetzt die Stromschnellen des Niagara in wilder Flucht dahinjagen. Es sind aber Abglättungen und Furchen nichts Anderes als das Werk von zahllosen Heeren schwimmender Eisschollen und Eisberge, welche hier über den Meergrund streiften. Noch jetzt kommen Eisberge aus dem hohen Norden, deren Umfang nach Meilen zu messen, und deren Höhe 100 Fuss über und noch 800 Fuss im Wasser beträgt. Sie bewegen sich mit merkwürdiger Geschwindigkeit, und so stark und stätig ist ihr Gang, dass sie unbewegt fahren durch den ärgsten Wind- und Wellensturm. Man kann sich daher die zermalmende Gewalt dieser ungeheuren Massen denken, mit welcher sie auf dem Meeresgrunde aufstiessen und fortstreiften. Felsblöcke, die in ihrer unteren Fläche festgefroren, rissen in die härtesten Felsen jene tiefen und parallelen Furchen ein.

Fanden wir nun gewisse sichere Stufen, auf welchen wir mit unserer Vorstellung in die Urwelt hinaufstiegen, so zeigen sich andere, welche uns mit nicht minderer Sicherheit bis in die Gegenwart zurückleiten. Die Wasserwelt, welche einst auf dem Niagaragebiete spielte, hat für jede ihrer Perioden bestimmte Marksteine zurückgelassen.

In weiten konzentrischen Ringen umziehen den Erie- wie den Ontariosee dünenähnliche Linien, Erdwälle, durch meilenweite Zwischenräume getrennt, je näher den genannten Seen, desto niedriger, je weiter von ihnen entfernt, desto höher. Noch jetzt haben sie vom Fuss bis zum Gipfel eine Höhe von 20 bis zu 70 Fuss, und stehen über dem jetzigen Meeresspiegel zu 100 bis zu 700 Fuss. Offenbar sind sie nichts Anderes als die ehemaligen Küstenränder der See, entstanden durch den Wellenschlag, der einst an

den Ufern des absatzweise zurücktretenden Meeres jene Erhöhungen von Sand und Lehm, Kieseln und Gerölle aufhäufte. Vorzugsweise bei oder selbst auf diesen Dünen finden sich erratische Blöcke, Felsstücke, welche einst von nordischen Gebirgen losbrachen, auf das sie umlagernde Eis stürzten, und von diesem, als es aufging und flott wurde, fortgeführt wurden. Als nun hier das Land, gehoben durch unterirdische Gluthen und allmählich erhöht durch die Ablagerungen, welche das Meer absetzte, langsam aus dem Wasser emporstieg, strandeten in der Nähe der Uferlinien die Eisschollen und blieben die Felsstücke, als das Eis geschmolzen war, liegen.

Die grösste und mächtigste dieser kreisförmigen Küstenhöhen, vor welcher die See am längsten stand, war das Queenstonriff. Es bricht nämlich, wie schon gesagt, oberhalb der Städte Queenston und Lewiston der Boden jäh ab bis auf den Grund der Schlucht des Niagara. Dieses plötzliche tiefe Abbrechen des Tafelrandes ist so mächtig, dass man unten bei Queenston wie vor einem steilen Berge steht und das Tafelland selbst sich nicht anders denn als ein langer Bergzug von beinahe 500 Fuss Höhe darstellt. Diese Stelle heisst daher die Höhe oder das Riff bei Queenston. Oben stehend überblickt man eine weite waldige Rundebene, in deren Mitte der Ontario schimmert. Diese Rundebene ist ein früheres Meerbecken: wo jetzt das grüne Waldgewoge sich streckt, rauschten einst die Meereswogen. Die versteinerten Salzwassermuscheln, welche man in dieser Ebene findet, sind solche, wie sie noch jetzt in den Meeren von gleicher nördlicher Breite vorkommen, ein Beweis, dass erst in neuerer Zeit das Salzwasser diese Gegend verlassen hat.

Die Queenstonhöhe lässt sich Tage lang ost- und westwärts verfolgen, und überall gewährt sie den Eindruck, dass sie einst Seeküste gewesen. Die Ringdünen, welche sich in entsprechenden abnehmenden Höheverhältnissen folgen, beweisen, dass das Meer auch hier nur allmählich

tiefer sank, wie denn auch ein solches absatzweises Zurücktreten des Meeres auch sonst durch die allgemeine Erfahrung auf der Erde bestätigt wird. In seinem Gestade hat hier nun das Meer die Felslagerungen losgewaschen, sie erscheinen wie Reihen farbigen Papiers oder Tuches über einander gelegt, und je nach ihrer Härte oder Weiche starren sie minder hervor. Erinnern wir uns, dass der Kamm des Queenstonriffes etwas höher steht, als der Punkt bei der Ziegeninsel, viertehalb Stunden weiter oben, wo der Niagara zuerst rascheres Gefälle bekommt, — da er nun am Fusse dieser Höhen hervorkommt, so erblicken wir hier all die Gesteinschichten über einander, in welchen der Strom seine Schlucht gerade durchbrechen musste. Wir können die Wände der Schlucht entlang den Lauf dieser Schichten verfolgen, und beobachten, wo sie mehr oder minder mächtig sind, oder in einander übergehen, oder sich unter das Flussbette verlieren. Hier ist uns also eine Möglichkeit gewährt, zu erfahren, in welcher Art und Zeit ein so mächtiger Strom sich durch verschiedene Felslagerungen hindurch grub.

Denkt man sich nun das ganze Gebiet vom Erie- bis Ontariosee längs des Niagarastromes von oben nach unten durchschnitten, so würde sich etwa das obige (S. 470) geologische Bild ergeben. Wir sehen hier (bei s), wie das Wasser bei seinem Austreten aus dem Eriesee sich zuerst in der obersten Kalksteinlage (10) ein Bette ausschleifen musste, in welchem es rasch und heftig strömt. Dann verbreitet es sich ruhig wie ein See (von s bis g): das Wasser ist hier so still, dass sich unter seiner Masse (o o) ein Niederschlag von Lehm und Sand (u u) bilden kann, in welchem Süsswassermuscheln leben. Es beginnt darauf die schiefe Ebene der Stromschnellen (f g), an ihrem Ende der jetzige Fall (f d), sodann die geneigte Schluchtlinie (d c b), endlich strömt der Niagara (auf der Linie b a) fast eben bis zum Ontariosee. Man sieht ferner: die verschiedenen Schichten des Gesteines steigen ganz regelmäßig leise an und liegen

schuppenförmig über einander, sie sind aber sehr verschieden in Textur und Härte. Unten ein mächtiges Lager rothen mergelhaltigen Sandsteines (1 und 3), der sehr locker ist, aber durchsetzt von einer Bank sehr harten und quarzreichen grünen Sandsteines (2). Dann folgen wieder drei dünne Schichten, nämlich unten ein harter und grauer bunter Sandstein (4), oben ein sehr harter Kalkstein (6), und dazwischen ein ganz weicher grüner Schiefer (5). Nun kommt die dritte Lagerung thonigen Schiefers (7), welcher bei den Fällen 90 Fuss mächtig ist, darüber der sehr harte Kalkstein (8), der das Ganze überdeckt; letzterer ist bei den Fällen 80 Fuss, und eine halbe Stunde weiter oben beim Anfang der Stromschnellen 130 Fuss mächtig. Über diesem liegt der lockere salzhaltige Mergel (9), in welchem der Strom sich eine breite tiefe Mulde ausgebettet hat.

Versetzen wir uns in die Zeit zurück, wo das Meer bis vor die Queenstonhöhe zurückgetreten und das felsige Tafelland dahinter mit aufgeschwemmtem Erdreich bedeckt verlassen hatte. Damals füllten sich die grossen Seebecken im Nordwesten mit Süsswasser, dieses trat in das Becken des Eriesees, der sich bis an die Queenstonklippen ausdehnte. Über diese rauschte das Wasser an unzähligen Stellen in's Meer ab. In der Länge der Zeit erweiterte das Wasser seinen Durchgang durch das Riff, sowohl vermöge der Kraft der das Gestein lockernden und annagenden Wellen, als auch durch das Schleifen und Reiben von Sand und Gerölle auf dem Grunde des Wassers. Diese Erweiterung war am stärksten da, wo die kürzeste Linie vom tiefen Eriesee über das Tafelland zum Meere ging; denn vermöge seiner sich vorwärts bewegenden Schwere nahm das Wasser möglichst diejenige Richtung, welche der Längenlinie des Eriesees entsprach. In dieser Richtung entstand also eine Strömung, welche ein Bett in das lockere Erdreich, das die Felsenplatten überdeckte, aushöhlte. Sobald die geringste Ausrundung eines Strombettes entstand, musste es sich nothwendig vertiefen, weil das Wasser den niedrigsten

Punkt sucht und strömend dort am ersten den Boden ausschleift. Es entstand also statt des Sees der Niagarastrom zwischen den alten Hochufern, die wir noch jetzt sehen.

Dieses Ausschleifen setzte sich aber auch fort in dem Kalksteinlager, welches jetzt den Grund des Strombettes bildete. Wie schon erwähnt worden, ist gerade in der Breite zwischen den früheren Ufern des Niagara das Kalksteinlager ausgeschliffen und ausgebröckelt gleich einer Mulde, fünfmal so breit als die jetzige Schlucht. Wir schliessen aus dieser Thatsache, dass die ganze Zeit über, bis der Strom diese fast 5000 Fuss breite Mulde in dem harten Kalksteinlager ausgehöhlt hatte, das Meer an den Queenstonklippen noch in der Höhe dieser obersten Kalksteinschicht stand; denn wäre es bereits tiefer zurückgetreten, so würde früher noch, als der Strom die auf der ganzen Strecke gleichmäßige Mulde hätte aushöhlen können, an den Queenstonklippen bereits das Wegbröckeln von unten herauf eingetreten sein, wie wir es vorher an den jetzigen Fällen bemerkten, nämlich das Unterhöhlen der unteren weichen Schichten und das Abbrechen und Nachstürzen der oberen Schichten.

Dieses begann erst, als das Meer bis unter die obere Schiefermasse (7) trat, der weiche Mergelschiefer wurde durch den Rückprall des stürzenden Wassers ausgefressen; dadurch brach die aufliegende Kalksteinschicht (8) stückweise aus, der Wasserfall wich um eben so viel zurück und schoss auf der härteren Kalksteinlage (6) weiter in's Meer. Als nun bei allmählicher weiterer Erhebung des Tafellandes das Meer an der Queenstonhöhe zurücktrat unter das erste Sandsteinlager (3), entstand ein zweiter Fall über die mittlere harte Kalksteinschicht (6), bis auch diese nachbrach. Auf ganz gleiche Weise bildete sich endlich, als der feste Quarzsandstein (2) mit dem darunter liegenden viel weicheren Gesteine (1) über den Seespiegel trat, ein dritter Fall. So brausete nun der Strom hernieder in drei Absätzen hinter und über einander. Der oberste und

am meisten zurückliegende Fall musste aber um so langsamer rückwärts gehen, je mächtiger die Kalksteinlage wurde, welche er zu durchbrechen hatte. Während hier also der Wassersturz öfter längere Zeit an der Stelle blieb, näherte sich ihm, fort und fort sich durch den Felsen rückwärts gleichsam durchsägend, der zweite Fall. Die höhere Felsmasse, an welcher jetzt der Strom in einem Satze niederdonnerte, von unten nach oben auszubrechen, erforderte noch längere Zeit, so dass auch der unterste Fall sich unterdessen so weit hinaufsägen konnte, bis alle drei Fälle zu einem einzigen vereinigt waren. Dann schoss der Strom in einem einzigen Satze herunter, dessen senkrechte Höhe sicher mehr betrug, als das Doppelte der jetzigen Fallhöhe.

In dieser Weise wurde nun die ganze Schlucht rückwärts eingebrochen, bald in terrassen- oder absatzweisen Fällen, bald indem sie wieder zu einem einzigen vereinigt wurden. Auch die Gesammthöhe der Fälle nahm auf jede Viertelstunde Weges um 40 Fuss ab. Die Fälle wichen nämlich rascher zurück, als sie Zeit und nöthig hatten, die Schlucht fort und fort bis auf den Grund der Queenstonhöhe auszubrechen. Auch bereiteten fort und fort die herabgestürzten Blöcke und Platten unter dem Wasser ein Lager, welches die tieferen Gesteine überdeckte und vor weiterem Zertrümmern durch die Fälle schützte. Es entstand daher eine vom dem Ontario nach dem Erie zu aufsteigende Stromlinie, welche sich kreuzt mit der Neigungslinie der Felsschichten, die ihrerseits in umgekehrter Richtung mit nahe 25 Fuss auf eine Viertelstunde ansteigen. Es ist dieses von der Natur auf eine merkwürdige Weise ausgezeichnet.

Wo nämlich die Stromlinie sich unten innerhalb der weichen Gesteinschichten befindet, da ist die Schlucht enge und das Wasser strömt verhältnissmäßig glatt und ruhig; denn es hat hier in seiner lockern Unterlage sich einen tiefen Kanal mit fast parallelen Wänden ausgehöhlt. Wo aber die Stromlinie eine härtere Felsschicht schneidet

(also bei c und d), da musste der Strom die Schlucht im weiten Umkreise ausbrechen und noch immer ist das Wasser in diesen geräumigen Tiefbecken in wilder wirbelnder Bewegung.

Der Grund ist leicht zu entdecken. So lange das stürzende Wasser unten rückprallend an weiches Gestein schlägt und es aushöhlt, muss die darüber liegende härtere und dünnere Schicht weiter und weiter rückwärts ausbrechen. Sobald diese aber selbst unter den Sturz tritt, hämmert derselbe auf einem härteren Ambos, das Wasser schiesst über die Felsplatte hinweg und kann nicht mehr das darunterstehende weichere Gestein anfressen. Die Folge ist, dass der Wasserfall an dieser Stelle so lange beharren muss, bis er in gehöriger Breite die nächst oberen Massen rückwärts und nach allen Seiten hin so tief weggebröckelt hat, bis zuletzt die ganze Höhe der darüber liegenden Schichten abbrechen und stürzen muss. Da aber aus den oben angeführten Gründen die Wogen hier weniger stark wirken können und gleichwohl in breiterer Ausdehnung wirken müssen, so ergibt sich, dass ungeheure Zeiträume damit hingehen, bis solches Werk vollbracht ist und der Strom seine weitere Rückwanderung fortsetzen kann. Bei den jetzigen Fällen misst daher die Schlucht fast eine Viertelstunde in Breite und Länge, und es war grade die harte, wenn auch nur sechs bis zehn Fuss mächtige Kalksteinschicht (6), welche in den Hufeisenfall hineinragte und den Gang dahinter möglich machte. Die andere Stelle, der Wirbelpfuhl, ist eine halbe Stunde breit. Es ist ein langer mühsamer Weg von oben bis hinunter zu dem Wasserspiegel des Wirbelpfuhls, allein man sieht dann, wie es der Natur möglich ist, blos durch weite öde Wasserwirbel, Felsen und Urwaldsstücke einen so düstern und grauenhaften Ort zu schaffen, als wäre er bestimmt zum Theater aller bösen Geister. Die Platte harten mit Quarzschichten untermischten Sandsteins aber (2), welche einst die Fälle hier so lange festhielt, ragt noch sichtbar

unter dem Wasser her und bewirkt, wo sie den Strom durchsetzt, am Ausgang des Wirbelpfuhls, einen Fall von mehreren Fuss.

Überblicken wir nun die ganze Thätigkeit des Niagara, so haben wir vor uns ein eben so deutliches als grossartiges Bild der Wirksamkeit, welche strömendes Wasser auf unserer Erdoberfläche ausübt. Der Riese unter den Wasserfällen hat gleichsam seinen kleinen Brüdern und Vettern ihre Arbeit vorgezeichnet im grossen Stile. Wir erklären uns, wie die Wogen, welche sich am felsigen Seegestade brechen, das Gestein zerbröckeln und darin Höhlungen auswaschen, bis das oberste Gestein seinen Halt verliert, nachstürzt, zertrümmert, und die immer wieder darüber rollenden Wogen es nach und nach zermalmen. Wir sehen ferner, warum alle Flüsse, welche von Tafelländern sich in's Meer oder in einen See stürzen, dort eine eckige Schlucht einreissen.

Wenn wir aber die langgestreckten Stromschnellen des obern Mississippi hinauffahren, wo das Dampfschiff, obgleich durch angehängte Flachboote von seiner Last erleichtert, gleichwohl mühsam und keuchend gegen den lärmenden Andrang der Gewässer sich durchkämpft, so denken wir unwillkürlich, dass hier einst mächtige Wasserfälle donnerten, bis ihr Rauschen allmählich erlosch und bis die Kette von Fällen zu einer Kette von Stromschnellen einschwand. Und wenn wir höher hinauf zum letzten Wasserfall des Mississippi, den St. Antonsfällen, kommen und hören, wie sie bei jeder Frühlingsfluth zurückweichen, so beobachten wir mit erneuertem Interesse ganz dieselbe Bodenbeschaffenheit, ganz dieselbe Wirksamkeit der stürzenden Wassersäulen, wie am Niagara. Aber nicht dort allein, fast im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten, das eben so einförmig, als weit ausgedehnt ist, bietet sich uns tausendmal dasselbe Schauspiel. Nicht blos an grösseren Flüssen, wie am Genesee, dessen Wasserfälle mitten in der Stadt Rochester liegen und deren auffälliges Zurück-

weichen daher um so bestimmter nachgewiesen werden kann, begegnen wir der Wirksamkeit des Niagara im Kleinen, sondern auch unzähligemal auf Wanderungen durch die Urwälder, wo die Axt des Ansiedlers die Bäume niederschlägt und den Regengüssen in offenen Bächen und Rinnen Abfluss schafft.

Ist nun durch die bisherigen Untersuchungen uns klar geworden, wie die Niagarafälle entstanden und wie sie bis zu ihrer jetzigen Stelle dem Strom einen Weg gegraben, so liegt die Frage nahe, welche Gestalt und Richtung die Fälle bei ihrer ferneren Rückwanderung annehmen, und wie ihr endliches Ziel beschaffen sein wird? Die Ansichten darüber sind abweichend. Das Wahrscheinlichste ist, dass der Strom ganz nach denselben Gesetzen wie bisher sein abschüssiges Bette rückwärts in die Felsen weiter bricht. Wir müssen hier zunächst der Hülfe gedenken, welche ihm dabei die Stromschnellen gewähren. Sie geben eines der allerherrlichsten Bilder am Niagara. Wenn man die ungeheueren Wassermassen und ein Gefälle von 25 Fuss auf nicht eine halbe Stunde Weges bedenkt, so kann man sich vorstellen, welche Sätze hier die Wogen machen. Im tollsten Jubel kommen sie daher geschossen, wie unbändige Riesenrosse mit fliegenden weißen Mähnen, schäumend, brüllend, hoch aufsprühend. Wie entstand diese plötzliche Neigung im Flussbette, worin bis dahin das Wasser ruhig weiter floss auf einem eher an- als absteigenden Boden? Erinnern wir uns, dass das Kalksteinlager an den Fällen nicht aus einer einzigen gleichartigen Masse, sondern aus einer Menge verschiedener auf einander gelagerter Schichten besteht, welche in Härte, wie in Mächtigkeit sehr abwechseln. Auf eine zehn Fuss mächtige, leicht verwitternde Schicht folgt z. B. eine harte, nur einen Fuss mächtige, welche von Gipsadern durchzogen ist; auf diese eine drei Fuss hohe Lage kalkigen Conglomerates mit Einschlüssen härterer Kalksteinstücke und Kalkspathkrystalle; darunter oder darüber wieder eine sehr lockere Schicht. Bei näherer

Beobachtung zeigen sich selbst diese Absätze bestehend aus einer Reihenfolge von dünnen, theils festen, theils weichen Schichten, je nachdem Thon, Bitumen oder Kiesel beigemischt sind. Bleibt also der Wasserfall lange Zeit, — Jahrhunderte oder Jahrtausende zählen hier gleich, — an einer Stelle stehen, so erhellt, dass die rastlose Thätigkeit des Wassers am Rande des Falles etwas von der obersten dünnen Schicht wegschleift und zugleich die darunter liegende unterhöhlt, die obere bricht nach, und so setzt sich diese Thätigkeit weiter und weiter rückwärts fort, an den unzähligen Schichten hinter und über einander im Kleinen ganz dasselbe wiederholend, was der Wasserfall im Grossen bewirkt. Es bildet sich daher innerhalb der obersten Kalksteinlage eine schiefe Ebene, welche in Wirklichkeit aber in einer Menge kleiner Absätze und Treppen besteht, über welche das Wasser stürzend und schäumend niederbraust. Ohne Zweifel bestanden auf der ganzen Bahn des Niagara eine Menge solcher längern oder kürzern Stromschnellen, welche das oberste Kalksteinlager von oben her verringerten, ehe es die Fälle von unten her anbrechen konnten.

Verlängern wir nun die Gefälllinie auf dem Durchschnitt (also in der Richtung d e k), so bezeichnet uns diese den Weg, den das Weiterrücken des Falles nach und nach einnehmen wird. Zunächst ist es klar, dass der Hufeisenfall, in welchem die bei weitem grösste Wasserwucht säulenartig gedrängt niederstürzt, rascher rückwärts wandern wird, als der amerikanische Fall, dessen Wassermenge viel geringer und ausserdem breiter ausgedehnt ist. Der Hufeisenfall wird, weil in seiner Mitte die stärkste Strömung, immer mehr zu einem Winkel ausbrechen, bis später auch seine Seitenwände unterhöhlt werden und nachstürzen, und sich dadurch die frühere Krümmung wieder herstellt. Das wird sich mehrmal wiederholen. Ist der Hufeisenfall bis hinter die Ziegeninsel gelangt, so wird er seiner stärkern Strömung wegen, den grössten Theil des jetzt zum amerikanischen Falle sich abzweigenden Wassers aufnehmen. Dann wird

die Insel, auf welcher jetzt unter tiefem dunklen Urwald, unter moosigen Felsblöcken und greisen Stämmen an hundert Stellen die schäumenden Flüsse hervorbrechen, ihre wilden und düstern Reize verlieren. Befindet sich, immer niedriger werdend, die ganze Fallhöhe endlich nach etwas mehr als zwei Meilen Rückwanderung innerhalb des Kalksteinlagers (bei e), so kann die Unterhöhlung desselben und folglich das Rückweichen der Fälle nur noch äusserst langsam von statten gehen. Lange Zeit wird der Niagara mit Fällen von 80 Fuss Höhe hier stehen bleiben, allmählich aber werden sie sich, vermöge der Menge von Schichten, aus welchen das Kalksteinlager besteht, in eine Reihe ganz kleiner Wasserfälle auflösen, welche treppenförmig hinter einander aufsteigen.

Hat der letzte Absatz dieser kleinen Fälle (bei dem Punkte k) das auf dem Kalkstein aufliegende, sehr mächtige Lager von gleichförmigem salzhaltigem Mergel erreicht, so wird die Strömung rasch das im Flussbette abgelagerte Sand- Kies- und Lehmlager (u u) wegreissen. Dann besteht der Niagara, der in dem lockern obern Mergel (9) sich bereits ein stark geneigtes Bett ausgetieft hat, nur aus einer einzigen Kette von Stromschnellen und kleinen Wasserfällen. In jener fernen Zeit werden dann auch die Urwälder, welche die nordwestlichen grossen Seen umgeben, gelichtet sein, und das im Frühjahr und Herbst niederströmende Regenwasser nicht mehr zurückhalten. Der Niagara, an welchem jetzt nur, wenn der Wind stark vom Eriesee herweht, der Zufluss einer grossen Wassermenge zu bemerken ist, wird dann, wie alle amerikanischen Ströme, zweimal im Jahre eine Hochflut, und die übrige Zeit einen viel niedrigern Stand haben, als in unsern Tagen.

Wann diese Verwüstung des herrlichen Schauspiels, welches uns der Niagara gewährt, vollendet sein wird, darüber kann man wohl annähernd etwas sagen, wenn nämlich Rechnungsfehler von einigen zwanzigtausend Jahren nicht in Betracht kommen. Es ist das dieselbe Frage, wie nach

dem Zeitraum der bisherigen Thätigkeit des Niagara. Bekewell nahm an, dass die Fälle jedes Jahr drei Fuss zurückgewichen seien; Lyell verkleinerte dieses Maß auf einen Fuss jährlich; Andere halten die Annahme eines halben Fusses für hinlänglich: es gibt auch deren, welche meinen, seit Jahrhunderten seien die Fälle um wenig oder nichts zurückgewichen. Es lässt sich eben nichts Gewisses darüber feststellen. Denn fragt man die Fremdenführer und die Anwohner des Niagara, so weichen ihre Angaben bedeutend von einander ab.

Erst durch Hall's Verdienst sind feste Marken und sorgfältige trigonometrische Messungen gewonnen, nach denen fortan das Zurückweichen der Fälle zu berechnen. Und was stellt sich darnach als das Resultat der ersten siebzehn Jahre heraus? Dass der Niagarafall nur ganz unmerklich seinen Platz verändert hat. Freilich befindet er sich grade jetzt an der Stelle, wo seine Durchsägearbeit besonders schwierig ist. Aber gesetzt, die Fälle sollten wirklich in einem Jahre durchschnittlich einen ganzen Fuss zurückgewichen sein, so hätte es 35,000 Jahre gedauert, bis von Queenston an durch die vereinte Kraft des fressenden und anprallenden Wassers, der reibenden Rollsteine und Sandkörner, des in's Gestein eindringenden Frostes und der Moose, — denn alles das ist in Betracht zu ziehen, — das jetzige zwei- bis dreihundert Fuss tiefe Flussthal eingerissen und ausgeschliffen war.

Bei dem blosen Gedanken an so ungeheure Zeiträume nimmt die Erde, die sich jährlich mit jungem Frühling schmückt, ein uraltes Ansehen an. Und vielleicht müssen wir diese Zeitangaben noch verdoppeln und verdreifachen. Wie, wenn der Niagara auf der ganzen Strecke sein Bett zweimal gegraben hätte, — das erste Mal, als das Meer für Jahrtausende nur noch wenige Fuss unter dem Queenston-Riff stand, jene breite Mulde, — und später, als das Meer tiefer sank, wieder von vorn anfangend auf dem Grunde dieser Mulde die jetzige Schlucht? Gleichwohl reicht auch

dieser zweiten Erosion Anfang noch nicht in die Zeit hinein, wo jenes urweltliche Riesenthier, dessen Gebeine bei den Fällen gefunden wurden, das Mastodon, zum Trinken hierher kam, und in die Lehm-, Sand- und Kiesschichten versinkend stecken blieb; denn diese bildeten sich unter dem ruhigen Spiegel des Sees, ehe noch überhaupt die Strömung des Niagara entstanden war.

Aber auch der See mit seinen Süsswasserbildungen sammt der ganzen Entstehung des Niagarabettes gehört nur erst in die allerjüngste Periode der Geologie, in welcher sich weder die Thier- noch die Pflanzenschöpfung veränderte.

Dahinter reicht unser Blick in tausendfach entlegene Perioden, welche erfüllt sind von wüstwogenden Bildern und Gestalten der Urwelt. Es ist nur ein zitternd Dämmerlicht, welches jene fernen Zeiten uns aufhellt, — aber gleichwie dem Seefahrer die ferne Küste nur dämmert, und er dennoch weiss, dass es festes Land ist, was er sieht, weil dessen dunkle Linie feststeht über der wogigen Fläche, so stehen auch dem Geologen die gewaltigen Umrisse der Erdperioden fest. Er weiss, dass sich jene Felsschichten, in welche sich der Niagara eingefressen hat, in ältester Zeit unter dem Meere bildeten und dass sie noch lange unter den Salzwogen begraben blieben, als in andern Gegenden eine Reihe neuerer Gebirgsbildungen entstanden und ihre Häupter aus dem uferloswallenden Ozean emporstrecken.

Er erkennt ferner, wie sich das Niagaragebiet allmählich hob, von Heeren ungeheurer Eisberge glatt gefegt und gefurcht, dann vom Meer mit neuen Schichten von Erdreich bedeckt und mit erratischen Blöcken besetzt wurde, bis das Tafelland absatzweise höher aus den Meeresfluten hervorstieg und erst der Süsswassersee und nach ihm der Niagara entstand.

Doch wenn wir unsere Gedanken zurückziehen aus jenen Zeiten der Erdvergangenheit, deren Tiefe endlos, unergründlich ist, und uns den Niagarafall, diesen Zeiger an der Weltuhr, ein paar hundert Schritte weiter zurück-

denken, — werden dann nicht die jetzigen Völker schattengleich vorübergerauscht sein, wie die Indianer, welche einst an diesen Ufern den Büffel jagten?

Dann werden neue Völker mit neuen Sitten hier wohnen, vielleicht glücklicher, einsichtsvoller, jedenfalls mächtiger über die Natur, als das jetzige Geschlecht. Dieses entdeckt, wie einst an des Mittelalters Scheide der Seefahrer in fernen Meeren, so jetzt in den Naturwissenschaften gleichsam neue Welttheile, aber erst die Nachkommen werden sie tiefer erforschen und ausbeuten. Und auch sie werden flüchtig vorüberrauschen und ihr Andenken wird wieder erbleichen: nur der alte Donnerer Niagara ruht nicht und arbeitet fort und fort. Wer aber von den Menschen jetzt oder künftig diese gewaltige Naturstimme, welche aus so vielen Jahrtausenden herschallt, ernsteren Sinnes vernimmt, in dessen Geiste wird sie das Ewige und Unvergängliche wach rufen. Er wird sich in die wunderbaren Tiefen der Schöpfung versenken und des Menschen kurzes Erdenloos vergessen, angehaucht von dem göttlichen Geiste, der durch's Weltall strömt, — denn vor dessen Erhabenheit — was ist der Niagara! Ein fallender Wassertropfen, in welchem sich die Sonne spiegelt.





